

GLONNER GESCHICHTE UND GESCHICHTEN



VON HANS OBERMAIR

Inhaltsverzeichnis

- 3 Grußwort von Hans Zehetmair
Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst
- 5 Grußwort von Norbert Winhart
2. Bürgermeister Markt Glonn, CSU Ortsvorsitzender
- 7 Vorwort von Hans Obermair
- 8 Die Glonn und Glonn
- 10 Das Kupferbachtal
- 12 100 Jahre Moosacher Weiher
- 13 Zum Geburtstag der Kreuzer Kirche
- 14 Steinhausen und seine Kirche
- 18 Die Kirche von Georgenberg
- 21 Die Kirche zu Schlacht
- 25 Hermannsdorf
- 26 Johann-Baptist Niedermair: Pfarrer und Glonner Chronist
- 29 Zum 40. Todestag von Prof. Max Lebsche aus Glonn
- 32 Balthasar Killi und das Haberfeldtreiben
- 42 Franz Kaltner – * 1721 Wasserburg, † 1766 Glonn
- 48 Josef Esterl – 1889 - 1966
- 52 Die Scanzonis auf Zinneberg
- 54 Als »Modeschöpferin« ein Leben lang auf der Stör
- 55 Beim »Maler« in Glonn und die Familie Meßner
- 57 Martin Wölz – ein Lebensschicksal
- 58 125 Jahre Glonner Feuerwehr
- 67 100 Jahre Frauenreuther Feuerwehr
- 69 Genossenschaftsgründungen im Landkreis Ebersberg
- 72 90 Jahre Chor- und Orchesterverein Glonn
- 77 Gründerjahre des Glonner Verschönungsvereines
- 79 Die Anfänge des Glonner Gesellenvereins
- 80 Die Schlachter Burschen
- 84 Die Stegmühle
- 87 Haus-, Hof- und Familiennamen
- 88 Die Glonner Branntweinschänken
- 89 Geschichte der Glonner Pfarrbibliothek und des Pfarrstadels
- 92 Beiträge zur Schulgeschichte Glonns bis 1814

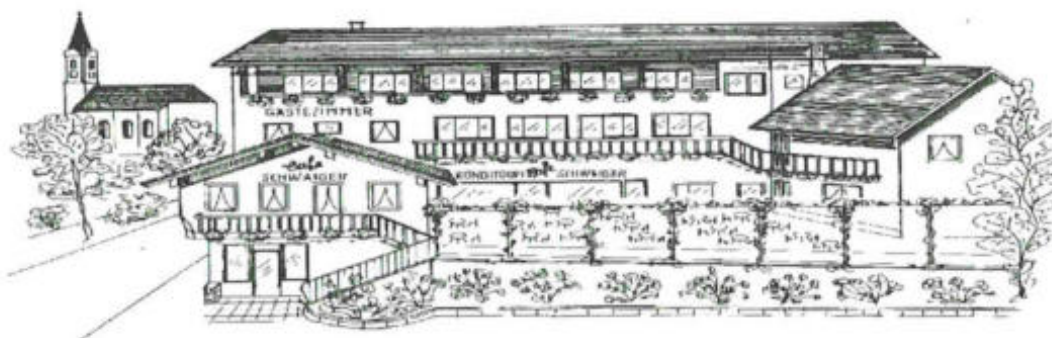
Impressum

Herausgeber: CSU Glonn im Januar 1999
Verantwortlich: Norbert Winhart, Grottenweg 5, 85625 Glonn
Fotos: Privat, Monika Faßrainer und Norbert Winhart
Herstellung: KS Computersatz und Druck GmbH, 85560 Ebersberg
© Alle Rechte beim Verfasser
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verfassers

GLONNER GESCHICHTE
UND
GESCHICHTEN

VON HANS OBERMAIR

Hotel Cafe Schwaiger



Das Kuchenparadies zwischen München und Rosenheim bietet beste Konditoreierzeugnisse, Eis und Pralinen aus eigener Herstellung, sowie eine reiche Auswahl an Geschenkartikeln.

Täglich gibts frische Roggene, Kirtanudeln, Krapfen, verschiedenste Creme- und Sahnetorten und viele andere süße Köstlichkeiten.

In unserem gemütlichen Tagescafe mit einer schönen Terrasse können Sie sich an einer großen Auswahl an Eisbechern, Torten, Feingebäcken usw. erfreuen. Natürlich bieten wir Ihnen auch an kleinen Mahlzeiten immer etwas Gutes an.

Für Hotelgäste die ins Glonnatal kommen, haben wir neue schöne gepflegte 55 Gästezimmer mit DU/WC, Fön, Telefon, Farb-TV, Mini Bar und Balkon zur Verfügung. Unser reichhaltiges Frühstücksbuffet steht natürlich auch für Außer - Haus - Gäste von Mo - Sa von 6.30 - 10.00 Uhr und Sonntags von 8.00 - 11.00 Uhr zur Verfügung

Cafe Schwaiger, Feldkirchener Straße 3, 85625 Glonn Tel. 08093/9088-0 Fax 08093/9088 20

Öffnungszeiten : Konditorei + Cafe Do + Fr 8.00 - 18.00 Uhr, Sa 7.30 - 18.00 Uhr, So 9.00 - 18.00 Uhr

Hotel ganzjährig geöffnet



„Heimat ist dort, wo ich verstehe und verstanden werde,“ hat Karl Jaspers einmal gesagt. Ich habe die Bedeutung der Heimat immer verteidigt, auch als das Wort in gewissen Kreisen unpopulär war. Denn bewußt eine Heimat zu haben, das heißt, ein solides Standbein zu haben in einer Welt, die von Wandel und Veränderungen gekennzeichnet ist. Wer eine Heimat kennt, der weiß, wo er hingehört, der hat eine Identität.

Zur Heimat gehört natürlich auch immer deren Geschichte – und eben deswegen ist ein Werk wie die „Glonner Geschichte und Geschichten“ auch so verdienstvoll. In bewährter Manier, historisch zuverlässig und dabei interessant zu lesen, breitet Hans Obermair hier ein geschichtliches Panorama des Marktes Glonn aus. Damit wird es allen Bürgerinnen und Bürgern der Gemeinde sowie einer breiteren interessierten Öffentlichkeit ermöglicht, an der Geschichte des Ortes teilzuhaben. Hans Obermair stärkt so für viele Menschen das Gefühl von Heimat.

Wir brauchen in Bayern Frauen und Männer, die solche Anstrengungen auf sich nehmen, um für andere etwas zu tun – sei es als ehrenamtlich im Sport Enga-

gierte, sei es in einer der vielen künstlerischen Tätigkeiten, etwas in Theater- oder Musikgruppen, sei es als vielseitig interessierte und engagierte Chronisten wie Hans Obermair. Unser Freistaat lebt von Menschen, die auf ihre persönliche Weise einen Beitrag für andere leisten. Und die Vermittlung der Vergangenheit ist ein wichtiger Beitrag. Jede neue Ortschronik ist ein weiterer Mosaikstein in dem vielfältigen Gemälde unserer bayerischen Geschichte und gibt uns damit auch wieder ein bisschen mehr Wissen über uns selbst. Ich wünsche daher für die „Glonner Geschichte und Glonner Geschichten“ viel Erfolg und eine gute Verbreitung bei einem interessierten Publikum.

München, im November 1998

Hans Zehetmair

Bayerischer Staatsminister
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst

TRADITION

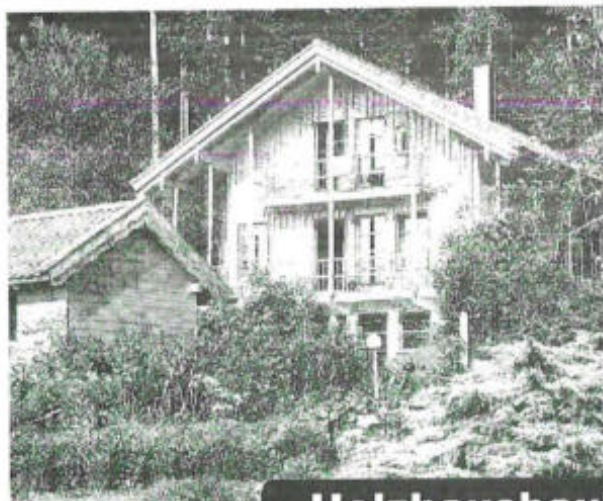


UND

Von uns gebaut!

INNOVATION

**Seit über
60 Jahren**



Holzhausbau!

KLAUS GRÖBMAYR GMBH
ZIMMEREI - HOLZBAU

Lena-Christ-Str. 24 a - 85625 Glonn

T: 08093/5273 F: 08093/2220



„Wer die Geschichte nicht kennt, kann für die Gegenwart nichts tun und das Notwendige für die Zukunft nicht erkunden.“ Dieser Satz stammt von unserem verstorbenen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß. Hans Obermair, unser CSU-Fraktionssprecher und anerkannter Heimatforscher, formuliert dies oft vor wichtigen Entscheidungen im Glonner Gemeinderat ähnlich: „Es ist wichtig zu wissen was war und was ist!“ Dies ist ein bewährter Grundgedanke.

Wer diese Gedanken berücksichtigt, dem wird schnell der Wert der vorliegenden geschichtlichen Aufzeichnungen ins Bewußtsein kommen. Diese Sammlung, nahezu fast sämtliche Aufzeichnungen und Recherchen von Hans Obermair, hat daher für den Ort Glonn eine herausragende Bedeutung. Damit werden auch die richtigen Akzente gesetzt.

Wenn der Mensch und die Familien am Anfang eines Vorhabens stehen, kann am ehesten das gesteckte Ziel erreicht werden, einen Ort aus dem Wissen um seine Vergangenheit entsprechend den Erfordernissen der Zukunft zu gestalten.

Diese Geschichtssammlung soll uns auch bei anstehenden Vorhaben immer wieder an die Verantwortung gegenüber unseren Nachkommen erinnern. Eine Ge-

meinde wird nicht nur reicher, wenn sie materielle Werte mit verschiedenen Einrichtungen geschaffen hat. Es ist auf Dauer sicher viel mehr wert, wenn man seine Geschichte kennt und diese den Nachkommen nahelegt zur Bewahrung und Erinnerung. Möge der wahre Wert und Sinn solcher Leistungen, wie die von Hans Obermair für unseren Markt Glonn, ausreichend anerkannt werden – und das gerade in einem Jahr in dem der Markt Glonn auf eine über 1225 Jahre alte Geschichte zurückblickt.

Dies ist mir ein besonderes Anliegen, denn unser Staat lebt von den Menschen, die mehr tun als ihre Pflicht. Hans Obermair ist dafür zweifelsohne ein Paradebeispiel. Dafür und für seine vielen weiteren Aktivitäten für unsere Gemeinde gilt ihm ein herzliches Vergelt's Gott verbunden mit den besten Wünschen zu seinem 60. Geburtstag.

Glonn, im Dezember 1998

Norbert Winhart

Stellv. Bürgermeister Markt Glonn
CSU Ortsvorsitzender

Wir machen den Weg frei



Ⓥⓧ Raiffeisenbank Glonn-Aßling eG



Eigentlich ist es nichts außergewöhnliches, wenn man zu einem 60. Geburtstag ein Buch geschenkt bekommt. Ein großes Geschenk ist es dagegen, wenn einem zu diesem Anlaß ein Buch gedruckt wird. Die Idee hierzu ist über ein Jahr alt und stammt von Norbert Winhart, meinem Fraktionskollegen und Glonns Zweiten Bürgermeister, der mir damit in seinem, im Namen der CSU-Fraktion im Marktgemeinderat und des Glonner CSU-Ortsverbandes sicher eine große Freude bereitet. Ihnen, und allen die zu diesem Werk beigetragen haben, gilt mein herzlicher Dank. Aber auch dem Bayerischen Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Herrn Hans Zehetmair, gilt mein aufrichtiger Dank für sein Grußwort.

Vielleicht wird so mancher Leser des vorliegenden Buches sagen, das habe ich alles schon gelesen. Denjenigen möchte ich besonders danken, weil mir damit bewußt wird, daß ich die Geschichten, die im Laufe der letzten 10 Jahre alle schon in der Heimatzeitung veröffentlicht wurden, nicht umsonst geschrieben habe. Denn wer über Geschichte und Geschichten schreibt, schreibt sie immer für den Leser.

Und so sind die vorliegenden Geschichten sicher für viele eine Wiederholung – und wie ich hoffe, für viele auch was neues. Heimatgeschichte kann nicht oft genug gelesen werden. Macht sie uns doch deutlich, wo wir herkommen und wo wir stehen. Dies ist die sicherste Grundlage, die Zukunft zu gestalten. Geschichte verbindet also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Damit wird der Mensch und sein Handeln zum Glied einer Kette. Dieses Bewußtsein ist ein wichtiges Mittel, um Egoismus und Selbstüberschätzung zu erkennen.

Dem Leser wünsche ich, daß er aus den vorliegenden Beiträgen seine Heimat und damit seine Wurzeln besser versteht. Mir wünsche ich weiterhin Gesundheit und immer genügend Begeisterung, damit mir mein Hobby noch viele Jahre Spaß macht. An heimatkundlichen Materialien fehlt es nicht.

Glonn, im Dezember 1998

Hans Obermair
Ihr Hans Obermair

DIE GLONN UND GLONN

Ein Fluß – Lebensader für einen Ort.

Während der Kupferbach 1544 in einem Hofmarksprotokoll noch Geselbach, im letzten Jahrhundert Lauserbach und heute eben Kupferbach heißt, hat die Glonn immer ihren gleichen Namen. Die Schreibweise hat sich freilich immer wieder geändert. Im letzten Jahrhundert wurde sie noch mit einem „N“ geschrieben. Die erste bekannte Schreibweise ist „Clana“ und das heißt soviel wie „die Klare“. „Clana“ ist ein keltisches Wort, so sagen es jedenfalls die Sprachforscher. Wer das helle, klare Wasser der Glonn, zumindest an ihrem Ursprung, betrachtet, stimmt mit den Kelten in der Namensgebung dieses Flusses überein. Daß gutes, klares Wasser eine der Hauptgrundlagen unseres Lebens sind, wissen wir heute besonders zu schätzen. Aber auch das Naturvolk der Kelten, das unsere Heimat schon vor Christi Geburt bevölkerte, wußten gutes klares Wasser zu nützen. Und so haben sie hier gesiedelt und dem Fluß und dem Platz ihren Namen gegeben: Glonn. Freilich waren die Kelten in Glonn nicht die Ersten, Bodenfunde bezeugen dies, aber sie waren immerhin diejenigen, die in unserer heutigen Sprache mitgestaltet haben.

Aber nicht nur der Ortsname Glonn wurde vom Fluß geprägt. Auch sein „Geburtsort“ sozusagen der Ursprung des Flusses heißt so, nämlich Ursprung. Hier berichten die Quellen schon um das Jahr 1100 von einem Ortsadel „de Urspringi“ in den Ebersberger Klosterunterlagen. Unzweifelhaft ist Ursprung als Siedlung an der Quelle zu deuten. Möglicherweise lagen auch die Anfänge dieses schönen Weilers näher bei der Quelle als dies heute der Fall ist. Über die Zahl der Quellen aus denen unsere Glonn entspringt läßt sich streiten. Der ortsansässige Lehrer Dunkes berichtet in der Mitte des letzten Jahrhunderts von sieben. Es werden sicher einmal mehr und einmal weniger sein, so wie es der Grundwasserstand der Münchner Schotterebene, deren Überlauf unsere im Westen entspringenden Gewässer sind, eben gestattet.

Neben der enormen Bedeutung der Glonn für die Wasserversorgung von Menschen, Tieren und Pflanzen, den Fischreichtum als wichtige Nahrungsquelle und der Prägung unserer schönen Landschaft, hat sie unserer Gemeinde noch weitere Schätze gegeben. Schätze, die heute in Glonn kaum mehr genutzt werden, aber das Werden Glonns ausschlaggebend beeinflusst haben: Den Tuffstein und die Wasserkraft. Der Tuff, ein Kalkstein, in dem das kalk- und kieselsäurereiche Wasser der Glonn sich „entkalkte“, bildete sich besonders im ersten Flußkilometer, also zwischen der Quelle und dem Ort. Heute sind die Glonner Tuffsteinbrüche wieder verfüllt, während sie früher ein bevorzugtes Baumaterial für Glonn und die Umgebung lieferten. Wegen des Tuffes sind sogar schwerwiegende Streite entbrannt, war er doch für die Wirtschaft des damals noch um die 50 Hausnummern zählenden Ortes eine wichtige Einnahmequelle. Neben diesen wirt-

schaftlichen Aspekten hat der Tuff die Glonner Bauweise geprägt. Die Gegend und die Menschen im Glonner Tal sind voralpenländisch, während die für das Voralpenland typischen Holz- oder Stein-/Holzhäuser hier fehlen, zumindest in den letzten paar Jahrhunderten nicht allzuoft vorkamen.

Noch maßgebender als der Tuff war für Glonn die Wasserkraft. Von den ersten sechs Mühlen in Glonn standen vier an der Glonn – aber nicht in Glonn, sondern im Mühlal, einem Ortsteil Glonns, nämlich die Stein-, Steg-, Kot- und die Christlmühle. Letztere ist nicht mehr im Mühlal, sondern in Glonn. Im Jahre 1554 ist noch ein Hans Christl Miller „im Mühlal aus der Prugkmühl“ genannt. Aus dieser Aufzeichnung ist zu schließen, daß die Christlmühle die vordere, nämlich die an der Brücke war. 1517 beschwert sich der Stegmüller gegen den Christlmüller wegen des Baus einer Sägmühle. Vermutlich wollte der Christlmüller das Wasser weiter aufstauen und nahm damit dem Stegmüller, also den hinter ihn liegenden, Wasserkraft bzw. Gefälle. Der Christlmüller gehörte 1517 zur Grundherrschaft des Klosters Ebersberg, wahren die Kot- und Stegmühle den Pienzenauern und die Steinmühle dem Kloster Rott gehörte. Die geplante Sägmühle war aber dem Grundherrn und dem Christlmüller scheinbar ein Bedürfnis. Im Mühlal gab es keine Gelegenheit – blieb also nur die „Aussiedlung“. Und diese kann erst nach 1554 gewesen sein. Aber wohin? Am Ort wo heute die Christlmühle steht, da gab es keine Glonn. Der Flußlauf wurde also verlegt.

Die Flurkarten von 1812 und 1857 zeigen noch ganz deutlich, wo die Glonn „angezapft“ wurde. Es war etwa an der Stelle, wo die Bahnlinie den Fluß überquerte und noch heute die Fundamente des Brückenbauwerkes zu sehen sind. Ursprünglich verlief der Fluß über den Seestall (heute etwa Lokschruppen, Lagerhaus), Richtung Marktplatz, entlang der Wolfgang-Wagner-Straße in Richtung Foto-Hintermaier über das Landthalergrundstück hin zum heutigen Verlauf. Daß die Glonn hier verlaufen sein muß, davon zeugen auch die Tuffsteinbrüche und Vorkommen, die an dieser Trasse liegen.

Die Glonner Kirche ist dem heiligen Johannes d. Täufer geweiht. In der Umgebung von Johanneskirchen wurden früher Taufstellen errichtet. Hierzu war die Nähe eines Flusses wichtig, denn die Taufe wurde durch „Untertauchen“ vollzogen. Laut dem Glonner Chronisten Pfarrer Niedermair gilt in Glonn die Vermutung, daß wegen der Nähe zum Fluß die erste Glonner Kirche auf dem Bäckerberg, unweit der Glonn, gestanden haben müsse. Daß die Glonn vor rund vierhundert Jahren, vor ihrer Verlegung, ihren Lauf in der Nähe des heutigen Kirchplatzes nahm, war in die „Bäckerbergtheorie“ wohl nicht einbezogen. Es ist also ziemlich sicher, daß die heutige Glonner Kirche auf dem Platz ihrer ersten Vorgängerin steht.

Ab besagter Stelle wurde also die Glonn umgeleitet, so wie wir sie heute kennen. Nach rund 300 Meter machten sich die damaligen Bauherren den Schrankenbachverlauf zunutze und erreichten mit dieser Maßnahme eine verhältnismäßig gutes Gefälle, das nun für Mühle und Säge ausreichte. In alten Aufzeichnungen wird dieser Abschnitt auch als Glonner Mühlbach bezeichnet. Die Christlmühle erhielt also mit dieser Flußumleitung ihren heutigen Standort und ein Gefälle von fünfeinhalb Metern. Wann diese genau war, bleibt der weiteren Forschung vorbehalten. Vor der Christlmühle steht die Waslmühle. In der alten Mühle, die liebevoll zu einem Wohnhaus umgestaltet wurde, ist die Jahreszahl 1674 eingeschlagen. Es dürfte sich hier um die erste Mühle handeln. Wegen der besseren Lage der Christlmühle ist anzunehmen, daß sie vor der Waslmühle errichtet wurde. Und so darf angenommen werden, daß die Verlegung der Glonn zwischen 1554 und 1674 erfolgt ist.

Der vordere Teil des Schrankenbaches wurde also ein Teil der Glonn. Sicher mußte schon bei Verlegung der Glonn, der Lauf des Schrankenbaches vergrößert werden, um das Wasser der weit stärkeren Glonn aufnehmen zu können. Die alten Flurkarten zeigen, daß eine Begradigung des Glonn-Schrankenbaches erst zwischen 1812 und 1857 erfolgt sein muß – und das bis zur Mündung des Kupferbaches. Einen weit größeren Eingriff in die Natur brachte dann das „Kulturprojekt“ von 1863, das den Verlauf „ab dem Orte Glon bis zur Obermühle (Piusheim)“ regulierte. Ingenieur Stratzner entwarf das Projekt und errechnete Gesamtkosten mit 2100 Gulden. Im Vorbericht zur Regulierung heißt es, daß der sehr gekrümmte Lauf in diesem Falle besonders nachteilig sei, weil die anliegenden Wiesen in einem versumpften Zustand sind. Darüberhinaus gäbe es andauernde Überschwemmungen. Insgesamt umfaßt die zu reglierende Fläche 240 Tagwerk bei 46 Grundstückseigentümern. Es waren also vornehmlich kleinere Landwirte, die ihren Grund an der Glonn hatten und für sie war diese Regulierung wahrlich eine Existenzfrage. Die Kosten wurden tagwerksmäßig umgelegt. Am 17. November 1863 wurde im Gasthaus Wagner in Glonn eine Kulturgenossenschaft gegründet. Die Satzung wurde einstimmig angenommen und Johann Esterl aus Mat-

tenhofen wurde zum Vorstand eines Viererergremiums gewählt, das mit der Durchführung des Projektes beauftragt war. Die Satzung regelt auch die spätere Unterhaltung des Bauwerkes. Es ist anzunehmen, daß die Regulierungsarbeiten zum großen Teil durch Hand- und Spanndienste der Grundstückseigentümer erledigt wurden. Seit 1864 ist der Flußlauf der Glonn von der Quelle bis zum Piusheim im wesentlichen gleich geblieben.

Nicht nur für die Mühlen war das Wasser der Glonn lebensnotwendig – auch der Gerber und der Färber waren wasserintensive Betriebe, und so hatten sie in der Nähe der heutigen Lanz, damals Ortsende, ihren Platz. Auch das Schloßgut Zinneberg pumpte spätestens ab der Mitte des vorigen Jahrhundert das Wasser aus dem Glonnal auf dem Berg. 1906 ließ dann Baron Büsing auf Zinneberg eine neue Pumpstation im Mühlal errichten. Das Projekt plante damals kein geringerer als der berühmte Architekt Friedrich von Thiersch aus München.

Die sieben Glonner Mühlen, davon die Wies- und die Furtmühle am Kupferbach, hatten ihre Kunden nicht nur im Glonnal – sie kamen bis von Hohenbrunn und Aying. Das hatte natürlich auch für das übrige Gewerbe seine Vorteile. Glonn war wegen seiner kleinstrukturierten Landwirtschaft, es gab nur ein paar größere Höfe, auf das Gewerbe stark angewiesen. Und so ist es nicht verwunderlich, daß in Glonn Anfang des 19. Jahrhunderts mehr als die Hälfte der Häuser einen Gewerbebetrieb hatten. Mögen zwar einige Aufträge aus Zinneberg gekommen sein, die Hauptkundschaft war von auswärts. In der Regel gehörte zu diesen Gewerbebetrieben eine kleine Landwirtschaft.

Der Glonn ist also nicht nur die Gründung Glonns zu verdanken, sondern sie ist über all die Jahrhunderte die Lebensader für den Ort schlechthin. Das Auf- und Ab Glonns hing am Wasser, bei Überschwemmungen oder Trockenjahren. Nicht umsonst trägt das Glonner Wappen das Mühlrad und die Forelle. Heute ist die Glonn nur mehr Landschaftsteil und es ist alles daranzusetzen, daß sie dies bleibt und nicht zum ausschließlichen Vorfluter herabgewürdigt wird.



DAS KUPFERBACHTAL

Einer der schönsten Plätze Glonns ist das Kupferbachtal. Dies ist schon lange kein Geheimtip mehr. Ein Spaziergang an einem Sonntagnachmittag liefert hier den Beweis. Viele fremde Gesichter begegnen einem und eine Reihe von Autos mit Münchner Kennzeichen, an der Wiesmühle geparkt, zeugen ebenfalls davon, daß wieder einmal viele Gäste in der Gegend sind. Heute sind es eben die Autos, die sie hier her bringen. Früher war es die Bahn bis Aying, Peiss oder Helfendorf. Nach einer Wanderung von ein paar Stunden und selbstverständlich auch einer Einkehr beim Wirt in Graß oder Münster, in früheren Zeiten auch beim Bräu in Spielberg, war Glonn erreicht. Dann ging es mit der Bahn wieder zurück über Grafing in die Stadt. Seit Bestehen der Bahn ist Glonn für die Münchner ein Naherholungsgebiet.

Dieses Kupferbachtal ist nur eines von den drei Tälern, die vom Glonner Talkessel hinaus gehen. Aber es ist das ursprünglichere geblieben, obwohl es mit seinem früheren Aussehen kaum mehr etwas gemeinsam hat. Auch der Name des Baches hat sich ein paarmal geändert. Das Protokoll einer Hofmarksbegehung von 1544 nennt in Geselbach. In der Mitte des letzten Jahrhunderts heißt er Lauserbach. Dies ergibt sich unter anderem auch aus einem Gesuch des Glonner Schmieds Wäsler, das 1857 wegen Errichtung einer Hammerschmiede einreicht. Um diese Zeit lesen wir immer öfter die Bezeichnung Kupferbach. Es scheint, daß es immer wieder Uneinigkeit darüber gegeben hat, ob die nur einige hundert Meter nach dem Ursprung des Kupferbaches zufließende Laus, die durch das Moos fließt und von daher ihre kupferne Farbe mitbringt, der Hauptbach ist, oder der Kupferbach. Die Quellstelle des Kupferbaches läßt aber auch eine andere Deutung des Namens zu. In den Hofmarksprotokollen der Höhenrainer, deren Niedergerichtsbarkeitgrenze hier verlief, finden wir 1544 und 1662 die Bezeichnung „Kupflein“ für das Quellgebiet. Laut Grimm's Wörterbuch bedeutet „Kupf“ Kopf. Der Name „Kupflein“ könnte also auf die Geländeform hinweisen, die durchaus vorhanden ist, und damit dem Kupferbach den Namen gegeben hätte.

Wie alle Glonner Hauptquellen entspringt auch der Kupferbach an einem nach Osten abfallenden Hang. Sie sind letztlich ein Überlauf des großen Grundwassersees der Münchner Schotterebene. Die starke Schüttung der Kupferbachquelle erlaubt schon nach wenigen Metern eine technische Nutzung. Schon im letzten Jahrhundert wurde mit Wasserrädern das Wasser ins fünf Kilometer entfernte und etwa siebzig Meter höher liegende Helfendorf gepumpt. Heute erledigt dies selbstverständlich der elektrische Strom. Zunächst fließt der Bach einige hundert Meter gegen Osten. An der Stelle wo sich dann die etwas kleinere Laus zugesellt, knickt er scharf nach Norden gegen Glonn. Irgendwann zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts reguliert, erreichte er nach ein paar hundert Meter die Einöde Reisentäl, ein Hof von der Größe einer Ei-

genjagd und bereits 1417 in den Schwabener Gerichtslitralien als „Reysertal“ genannt. Nach Puchner's historischem Ortsnamenbuch geht dieser Name auf einen früheren Besitzer „Reisacher“ zurück.

Die Gründe des Reisentales grenzen an zwei Landkreise, München um Rosenheim. Vor 1848 waren es drei Gerichtsbezirke, die hier zusammenstießen. Es waren dies die Hofmark Höhenrain (nur niedere Gerichtsbarkeit) sowie die Landgerichte Aibling und Schwaben. Über den früheren Verlauf dieser Grenzen gibt es Widersprüche. Während der historische Atlas für Bayern in etwa die heutigen Landkreis-Grenzen angibt, besagen die Höhenrainer Hofmarksprotokolle, daß das Höhenrainer Gebiet bis zur Fahrt nach Frauenreuth geht, also bis Reisentäl – und von dort gegen Frauenreuth „wo in des Niedermair's Stadel“ (heute Wirt) der zweite Markstein eingemauert war. Diesen Stein gibt es heute nicht mehr, aber die entsprechende Nische ist noch vorhanden. Der Reisentaler Hof selbst gehörte noch zum Landgericht Schwaben (Amt Nordhofen). Die Gründe im Tal waren mit Sicherheit nicht ackerfähig. Die Flur südlich des Hofes trägt ja auch den Flurnamen Moosfeld. Der hinteren Teil dieser Flur ist in der Karte von 1812 noch als Moos bezeichnet und muß teilweise auch überschwennt gewesen sein. Hans Ersterl, in Reisentäl gebürtig, weiß von seinem Großvater zu berichten, daß die Heuernte von den weiter hinten liegenden Wiesen gelegentlich mit einem Kahn eingebracht werden mußte. Ebenso weiß er, daß südlich des Hofes das sogenannte „Schwaigeranwesen“ stand. An den Abbruch von Stadel und Holzschupfe kann er sich noch selbst erinnern. Schwaigen wurden in früheren Jahrhunderten die viehwirtschaftlichen Betriebe genannt. Ob es sich um den ursprünglichen Reisentalerhof handelte, oder ob es sich um einen zweiten Hof handelte, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Eine Fahrverbindung durch das Kupferbachtal gegen Glonn gibt es erst seit etwa dem zweiten Drittel des letzten Jahrhunderts. Damit läßt sich auch erklären, daß der Reisentaler zur Pfarrei Egmatting gehörte und erst 1885 nach Glonn umgepfarrt wurde.

Bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg mündete der Au Graben, der zwischen Loibersdorf und Heimatshofen entspringt, unmittelbar südlich des Reisentalerhofes in den Kupferbach. Die Verlegung an den Fuß des nördlich der Hofstelle gelegenen Hanges war für Hof und Flur sicher vorteilhaft. Gehen wir nun in Richtung Glonn. Die heutige Trasse des Kupferbaches entspricht bis zum Wehr fast genau der Flurkarte von 1812. Die Wiesen waren aber dennoch naß, weil der Laubberggraben, glonnwärts auf der rechten Seite, sich durch die Wiesen schlängelte. Etwa beim heutigen Wehr vermindert sich das Gefälle und der Kupferbach teilt sich in mehrere Arme. Nasse Gründe und immer wieder Überschwemmungen waren die Folge. 1863 wurde der Kupferbach bis etwa zur heutigen Zufahrt in die Waldstraße reguliert, das heißt begradigt und tiefer gelegt. Zugleich wurden auch der Laubberg-

kanal angelegt und die hinteren Wiesen trainiert. Mit Ausnahme des letzten Teiles des Laubbergkanales, der später verrohrt wurde, entspricht heute das Kupferbachtal bis zur Abzweigung Waldstraße der Planung von 1863. Damals wurden insgesamt 5350 Fuß, das sind rund 1560 Meter, Kanal gebaut. Die Kosten beliefen sich laut Projektierung auf 270 Gulden. Die Hauptlast wird wohl von den Grundstückseigentümern durch Hand- und Spanndienste zu tragen gewesen sein. Aber es hat sich gelohnt. Aus Streuwiesen wurden Wiesen und Äcker. Diese Regulierung war aber auch die Basis für die Befahrbarkeit des Kupferbachtals.

Wir kommen nun in dem Bereich der Wiesmühle. Dieses Anwesen wird schon 1416 in den Gerichtsbüchern von Schwaben als „Wismul“ bezeichnet. Das Obereigentum und die Niedergerichtsbarkeit hatten bei der Wiesmühle regelmäßig die Herren von Wildenholzen bzw. Zinneberg. Die Bewirtschaftung oblag 1768 und wahrscheinlich schon früher den Wäslers, einem alten Glonner Müllergeschlecht. 1897 verkauft Josef Wäslers Mühle und Landwirtschaft an den Glonner Gastwirt August Lanzenberger. 1898 wird der Kothmüllerssohn Johann Kirmair neuer Eigentümer der Mühle mit der wesentlich verkleinerten Landwirtschaft.

Die Wiesmüller sind die Gestalter des vorderen Kupferbachtals. Es liegt auf der Hand, daß sie schon bei der Anlage der ersten Mühle (vor 1416) die erste Regulierung vorgenommen haben, um „Wasser auf ihre Mühle zu leiten“. Schriftliches liegt aus dem Jahre 1853 vor. Hier beantragt der Wiesmüller Johann Wäslers wegen eines Mühlenbaugesuches die Schlagung eines Eichpfahles. Vermutlich handelt es sich hier um den Bau einer Säge hinter der bestehenden Mühle, den die Gemeinde bestätigt, „daß von Ursprung des Wassers bis auf diese Sägemühle kein Wasserwerk nicht bestehe und daß von seiner Mühle abwärts nur die Furtmühle sei, wo inzwischen seine eigene Mahlmühle ist“. Der Furtmüller Anton Ecker bestätigte auf dem gleichen Schreiben, daß er „wegen diesem Sägemühlenbau nichts entgegen haben könne“. 1928 wird dann das jetzt noch bestehende Mühlengebäude gebaut.

Ein in der Natur vorhandener Graben, von der Wiesmühle aus gegen Süden zum Wald hin, wird 1935 zum Ausgangspunkt für ein Schwimmbad. Es wird von den Wiesmüllersöhnen „Lenz und Wast mit einer kaum glaubhaften Zähigkeit, einem ungeheuren Einsatz von Aufwand und Kraft“, wie Wolfgang Koller schreibt, gebaut. 1936 kann es eingeweiht werden. Wenig später wird dann das „Café Wiesmühle“, das für die Wanderer genau auch an der richtige Stelle liegt, eröffnet.

Trotz aller Regulierungen ist das Kupferbachtal und damit Glonn noch hochwassergefährdet. Und wenn der bereits verstorbene Wiesmüller Ludwig Kirmair in seinem



Das vordere Kupferbachtal vor der Regulierung 1863

Bericht über die Hochwasserregulierung schreibt, „der Kupferbach ist ein gefährlicher Wildbach“, so weiß er es wohl am besten, den sein „Sach“ hat es als erstes und sicherlich auch mit dem größten Schaden erwischt. „Der Bach ist unberechenbar. Seine Wassermassen stürzen aus dem Reisental und reißen alles mit sich“, so schreibt er weiter. Er, der vom Hochwasser 1899 weiß und die Hochwasser der Jahre 1940, 1945 und 1946 zu ertragen hatte wie kein anderer, ist es dann, der 1946 die Initiative ergreift und unter Leitung des Wasserwirtschaftsamtes München von seinem Anwesen in Richtung Reisental eine letzte Regulierung einleitet. Die sich in der Mitte des Tales befindliche Schleuse wird gebaut, so daß das Wasser über einen zweiten am Hang verlaufenden Kanal das Elektrizitätswerk an der Auffahrt zur Waldstraße speisen kann. Die Kanalbaumaßnahme wird nach der Mühle fortgesetzt. Seither blieb Glonn von größeren Hochwasserkatastrophen verschont.



100 JAHRE MOOSACHER WEIHER

Die Glonner nennen ihn Moosacher Weiher und die Moosacher sagen Zinneberger Weiher. Beide meinen das gleiche: Die Weiher an der Straße von Glonn nach Moosach. Sie dienen der Fischzucht und im Winter sind sie von Eisstockschützen belagert und geschätzt. Wären da nicht die Dämme, könnte man sie durchaus für ein Überbleibsel der letzten Eiszeit halten – so natürlich liegen sie in der Landschaft.

Daß es diese Weiher gibt, haben wir den Scanzonis auf Zinneberg zu verdanken. Es handelt sich hier um den bekannten Gynäkologieprofessor Friedrich von Scanzoni aus Würzburg. Er kaufte 1868 das Schloßgut von den Pallavicinis und nimmt 1888 in Zinneberg seinen Altersruhesitz. Sein Sohn Albert von Scanzoni, führt schon vorher die Geschäfte auf Zinneberg. Letzterer war nicht nur auf dem Gebiet der Landwirtschaft und Tierzucht ein anerkannter Fachmann, sondern auch im Fischereiwesen – die Fischrechte an Glonn und Kupferbach gehörten zum Schloßgut. So war Albert von Scanzoni Obmann der Sektion Fischzucht im damaligen Landwirtschaftlichen Verein, dem Vorgänger des heutigen Bauernverbandes.

Das Gelände war für die Anlage eines Weihers wie geschaffen. Das schmale Dobelbachtal war für den Grundstückseigentümer Scanzoni land- und forstwirtschaftlich uninteressant. Zudem liefert der Dobelbach, vom Kitzelsee kommend, sicheres Wasser. Den Plan erstellte der Distriktsingenieur v. Scala. Dieser war auch für die Genehmigung mit zuständig. Aus dem damaligen Plan ergibt sich eine Weiherlänge von 420 Meter, und eine Breite von 45 Metern. Als Stauhöhe wurden 4 Meter geplant. Die Wasseroberfläche umfaßte rund 1,8 Hektar. Laut Plan war der Weiher ungeteilt. Der Damm wurde als Erdwall geplant und enthielt eine hölzerne „Grundablassvorrichtung“ zum Abfischen der Weiher. Das Wehergelände war zu rund dreiviertel auf dem Gebiet der Gemeinde Bruck und zu einem Viertel auf der Glonner Flur.

Mit Schreiben vom 9. Juni 1888 stellte der „gehorsamst Unterzeichnete“ Albert von Scanzoni an das Bezirksamt Ebersberg den Antrag auf Anlage eines „künstlichen Karpfenweihers“. Der Antrag wird im Bezirksamt schnell bearbeitet, so daß bereits am 13. Juni eine Aufforderung an die Gemeinde Glonn ergeht die grund- und wasserrechtlichen Belange zu klären. Ebenso wird die Gemeinde Glonn angewiesen einen Lageplan und ein Steuerkatasterblatt anzulegen. Weiter muß die Gemeinde die Grundstücksnachbarn informieren und deren Erklärung einholen. Glonn verständigt die Gemeinden Bruck und Moosach. Gegen den Bau des Weihers gehen keine Einwände ein. Lediglich die Gemeinde Moosach macht, nach Befragung des Mühlen- und Sägewerksbesitzers Sackmann, die Auflage, daß der Weiher wasserdicht hergestellt sein muß, daß der Abfluß dem Zufluß entsprechen muß und daß Sackmann vor dem Weiherablaß jeweils verständigt

werden muß. Scanzoni verpflichtet sich im Schreiben vom 12. Juli 1888, daß er diese Auflagen anerkennt.

Bereits am 15. Juli schreibt die Gemeinde Glonn an das Bezirksamt, daß boden- und wasserrechtlich keine Bedenken bestehen. Sie führt aus, daß der Zufluß aus den Torfgründen des Herrn von Scanzoni komme und diese ihren Zufluß aus dem ebenfalls Scanzoni gehörenden Kitzelsee hätten. Durch die Stauung würden nur Grundstücke des Scanzone betroffen. Die nicht Scanzoni gehörenden Felder liegen alle 15-20 Meter höher. Außerdem gäbe es vor der Staustufe kein „Triebwerk“, das beeinträchtigt werden könne. Am 19. September erteilt dann das Bezirksamt die Bewilligung zur Anlage der Weiher. Die Gebühr beträgt 20 Mark.

Der Bau der Weiheranlage wurde höchstwahrscheinlich noch im Jahre 1888 begonnen. Erfahrungsgemäß ist im Herbst die Wasserführung am geringsten und zum anderen sind im Spätherbst und Winter die meisten landwirtschaftlichen Arbeitskräfte frei für solche Aufgaben, denn daß der Weiher in Eigenregie angelegt wurde ist sicher. Bei einem Grundbesitz von rund 1200 Tagwerk gab es genügend Arbeits- und Zugkräfte, um ein solches Bauwerk selbst durchführen zu können. Vielleicht war sogar die Arbeitskräftesituation im Spätherbst und Winter für die Planung dieses Vorhabens mit ausschlaggebend.

Der Moosacher Weiher besteht heute aus zwei Teilen und im Volksmund heißt es nicht vom Weiher, sondern von den Weihern. Vermutlich scheute man schon beim Bau die Gefahr eines Dammbruches und baute einen Zwischendamm, so daß der auf der Glonner Seite liegende und kleinere Weiher um einen Meter höher liegt.

Im Zuge einer großflächigen Ausweisung des Landschaftsschutzgebietes Steinsee, Moosach, Doblbach, Brucker Moos und Umgebung wurden die Moosacher Weiher endgültig Landschaftsschutzgebiet. Gerade das Gebiet dieser Weiher ist für Pflanzen und Tiere ein hochwertiges Biotop. Sie sind als Landschaftsbestandteil nicht mehr wegzudenken, obwohl sie von Menschenhand geplant und geschaffen wurden. Mit der Anlage der Moosacher Weiher wurde damals sicher stark in die Natur eingegriffen. Ein Bau in unserer Zeit wäre unmöglich. Die Moosacher Weiher sind ein hervorragendes Beispiel dafür, wie sich die Natur ein Bauwerk zurück erobert.



ZUM GEBURTSTAG DER KREUZER KIRCHE

Wenn es heißt, man muß die Feste feiern wie sie fallen, so gilt das ganz besonders für die Glonner. Bei historischen Jubiläen kann es allerdings Schwierigkeiten geben. Man weiß zwar, daß etwas alt ist, aber nicht wie alt. Und so ist man auf Zufallsentdeckungen angewiesen, um Jubiläen feiern zu können. Im Fall der Kreuzer Kirche gab es eine solche. Und so konnte am 16. Juni 1993 der 725. Geburtstag mit einem Gottesdienst gefeiert werden. Daß nachher auch außerhalb der Kirche weiter gefeiert wurde, gehört so untrennbar dazu wie der Heilige Geist zur Dreifaltigkeit.

Wie schon des öfteren in ihrer Baugeschichte, so wurde die Kreuzer Kirche auch 1974 renoviert. Dabei fand man im Altarstein eine Bleikapsel mit der Originalurkunde der Kirchweihe vom 18. Juni 1268. Eine Seltenheit, wie Experten sagen. Wie die Urkunde ausweist, wurde diese Kirche zu Ehren des glorreichen Kreuzes, der heiligen Dreifaltigkeit, besonders aber der heiligen Mutter Gottes und Jungfrau Maria und des heiligen Korbinian geweiht. Die Weihe wurde vom Freisinger Bischof Konrad II., der neben seinem schweren Amt auch die Hände seines Vorgängers Konrad I. mit den Wittelsbachern auszuräumen hatte, vorgenommen.

Kreuz ist sicher schon älter, sonst hätte man dorthin keine Kirche gebaut; wahrscheinlich hatte sie schon eine Vorläuferin. Warum Kreuz Kreuz heißt, ist nicht eindeutig. Pucher geht davon aus, daß der Ortsname von einem Sühnmal, einem Grenz- oder Marktzeichen kommt. Aber auch eine Hl.-Kreuzkirche könnte den Namen gegeben haben. Nicht abwegig erscheint auch, daß Kreuz „Kreuzung“ bedeutet. Dort kreuzen sich nämlich zwei früher wichtige Wege: Der eine geht von der Ebersberger Seite nach Helfendorf, also vom hl. Sebastian zum hl. Emmeran – und der andere ist der kürzeste zwischen den Pfarrkirchen von Glonn und Egmatting. Da in Kreuz früher Märkte abgehalten wurden und Markttorte natürlich auf Publikum ausgerichtet waren, erscheint die „Kreuzungstheorie“ ebenfalls plausibel.

Urkundlich erscheint Kreuz erstmals 1095 als Edelsitz eines Heitfolch von Kreuz im Licht der Geschichte. 1315 erscheint die Kreuzer Filialkirche von Egmatting in der „Konradinischen Matrikel“ und 1321 nennt das Münchner Stadtarchiv einen „Ot villicus de Chraeutz“ als Bürger in München. Um 1350 wird dann berichtet von „Chreutzen apud Glan“ und ein paar Jahrzehnte später von „Chraeuzze“. Um diese Zeit haben die Pienzenauer einen Hof zu „Kräucz“. 1416 gehört „Chräuz“ und 1417 „Chräucz“ zum Amt Nordhofen, das man ein Jahr später „Kreutzen“ nennt, ist für das ausgehende Mittelalter nicht seltsam. 1429 wird dann erstmals von einem herzoglichen Jahrmarkt zu „Kreucz“ berichtet. 1580 sind zwei „Chreutzer“ Höfe im Besitz der Pienzenauer. So wie Kreuz heute, mundartlich als „Kreiz“ ausgesprochen, wird es auch 1671 genannt. Es gehörte zur Hauptmannschaft

Reinsdorf, eine hatte eine Sölde (Mesner), die der Egmattinger Kirche und die zwei Höfe (Moar- und Westermoarhof), die der Hofmark Zinneberg grundbar waren.

Aber auch die Kirchenbaugeschichte ist in Kreuz weitergegangen. Innen und außen immer wieder verändert, steht sie noch an ihrem alten Platz, umgeben von einer Friedhofmauer. Die letzte äußerliche Veränderung dürfte der Bau, oder die Erneuerung des Turmes im Jahre 1793 gewesen sein.

1803 war jenes Jahr, an dem es den Landkirchen sozusagen an den Kragen ging beziehungsweise gehen sollte. Man nannte diesen Vorgang Säkularisation. Die Pfarrer wurden zwar gefragt, welche sie von ihren Filialen für „entbehrlich“ hielten. Die Beantwortung wurde, sicher nicht nur in Glonn, davon beeinflusst, daß die 1801 eingeführte Schulpflicht neue oder größere Schulgebäude zur Folge hatte. In Glonn verdoppelte sich die Zahl der Schulkinder. Was blieb dem wackeren Pfarrer Amann anderes übrig, als einige Kirchen um Glonn für „entbehrlich“ zu melden. Zum einen hätte er das Kapitäl dieser Kirchen, die Kreuzer Kirche hatte immerhin 455 Gulden, für die sich noch im Bau befindliche Glonner Pfarrkirche verwenden können, zum anderen waren nicht mehr gebrauchte Kirchen willkommene Steinbrüche für den Bau einer Glonner Schule.

Die Bauern in den Dörfern draußen erachteten aber ihre Dorfkirchen wichtiger als eine neue Glonner Schule, die ihnen zudem die Kinder von der Arbeit abgehalten würde. Vielleicht mag dies beim einen oder anderen ein Nebenmotiv gewesen sein, sich so vehement für den Erhalt ihrer Kirchen einzusetzen. Bis auf Steinhausen und Doppelberg ist es ihnen gelungen.

Für die Kreuzer Kirche war, außer dem Weihetag, jener 28. Dezember 1803 der wichtigste Tag in ihrer Geschichte. Franz Schneeberger aus Reinsdorf, Georg Spitzentränker aus Schlacht, Markus Huber aus Münster und Kaspar Egenacher aus Lindach erscheinen vor dem Landgericht in Schwaben und geben ihren Antrag wegen des Erhaltes der Kreuzer Kirche zu Protokoll. Sie treten die Flucht nach vorne an und verlangen eine eigene Pfarrei Kreuz, mit den Orten Reinsdorf, Schlacht, Oberseeon, Münster, Reienthal, Spielberg, Loibersdorf, Kastenseeon und Lindach. Diese Orte beziffern sie mit „über 26 Höfen“. All diese Orte gehörten zur Pfarrei Egmatting. Weiter führten sie an, daß Kreuz ein eigenes Begräbnis hat, daß jeden zweiten Sonntag ein Gottesdienst stattfindet und daß die Mutterpfarrei Egmatting eine Stunde entfernt sei, „wohin für alte Leute der Weg beschwerlich ist, weil es beinahe immer den Berg hinholt“. Außerdem haben sie für den Turmbau 1793 ihr übriges beigetragen.

Der Schulhausbau wird von der Delegation nicht in Frage gestellt. Anstatt aber der „Demolation“ ihrer Kirche

schlagen sie vor, daß sie „ihren Beitrag willig leisten werden und sich mit Geld oder Materialien einlassen wollen“. Was wohl in den Nachbarorten nicht gut angekommen sein dürfte, war der Vorschlag, daß man doch die Kirchen in Georgenberg, Dobelberg und „Olling“ „besser dazu verwenden könne“, denn hier gäbe es kein Begräbnis. Soweit dieses Protokoll.

Tags darauf berichtet das Landgericht an den „Administrationsrath für Kirchen und milde Stiftungen“ nach München über die Vorschläge der Kreuzer Delegation. Der „Kirchenadministrationsrath“ akzeptiert diesen Wunsch und genehmigt mit Schreiben vom 25. Jänner 1804 den Erhalt der Kreuzer Kirche. Eine Auflage wird gemacht: „Dagegen erwartet man



Die Madonna auf dem Hauptaltar der Kreuzer Kirche

nach dem eignen Offert der Gemeinde, daß selbe zum Schulhausbau ausser den Fuhren oder mit Geldbeiträgen oder Materialien concurrieren werden“. Mit der eigenen Pfarrei wird es nichts, das war aber sicher nicht so ernst gemeint. Eine Mitfinanzierung an der Glonner Schule dürfte indes entfallen sein, denn diese wird erst ein knappes Jahrzehnt unter Pfarrer Moser „schwarz“ gebaut.

Die Kreuzer Kirche wurde also so in unsere Zeit herüber gerettet. Über ihre Vergangenheit könnte noch viel erzählt werden. Ihre Gegenwart erfüllt uns mit Freude, nicht nur deswegen, weil unsere Vorfahren sie erbaut und über die Jahrhunderte hinweg erhalten haben, sondern auch, weil sie zu unserer geistigen und weltlichen Heimat gehört.

STEINHAUSEN UND SEINE KIRCHE

Steinhausen liegt über dem Glonnthal. Gleich unterhalb des Hanges liegt das Mühlthal, wo die Glonn entspringt. Es sind zahlreiche Quellen, die aus diesen Hang treten und die Glonn auf den Weg bringen. Ein zweiter Blick von Steinhausen herab läßt erkennen, wie Steinhausen und das Mühlthal zusammen gehören. Und so darf durchaus vermutet werden, daß es die Steinhausener waren, die die Kraft der Glonn erstmals auf ihre Mühlen lenkten und so dem Mühlthal den Namen gaben. Denn von wo aus wäre die Bezeichnung „Mühlthal“ denn angebracht als gerade von Steinhausen aus. Der Name der Steinmühle, die direkt unterhalb des Steinhausener Berges steht, von der aus die alte Straße nach Steinhausen führt und die erste von den ehemals vier Mühlen im Mühlthal ist, läßt ebenfalls diesen Schluß zu.

Urkundlich wird Steinhausen erstmals im Jahre 1180 erwähnt. Ein Ortsadel ist dort ansässig. Der Ortsname Steinhausen bedeutet „zum steinernen Haus“. Pucher geht davon aus, daß diese Bezeichnung die Umschreibung für

„Burg“ ist. Die Herren von Steinhausen sind ebenfalls 1180 erstmals erwähnt, nämlich mit einem „Chunrat von Steinhausen“. 1201 ist vermutlich derselbe, diesmal als „Chonrat“, Zeuge einer Schenkung an das Kloster Attl. Der Ortsname wird im Stil dieser Zeit als „Steinhusen“ geschrieben. Später heißt er dann „Stainhausen“.

Im Jahre 1416 ist nun erstmals von einer Kirche, als Filialkirche Sankt Nikolaus zur Pfarrei Glonn gehörend, die Rede. Diese Kirche ist aber wesentlich älter. Sie könnte die Eigenkirche der Herren von Steinhausen, also zur Burg gehörig, gewesen sein. Diese Kirche stand dort wo das heutige Wäsleranwesen steht. Fundamentreste und ein Ortsplan von 1812 geben uns hier die Gewißheit. In der Nachbarschaft, ebenfalls an der Hangkante, steht der „Glashof“, das größere der Steinhausener Anwesen. Das „steinerne Haus“ könnte zwischen Glashof und Kirche gewesen sein. Der Name „Glas“ wird wohl von Nikolaus kommen, der Glonner Volksmund sagt „beim Glos'n“. „Glos“ war die mundartliche Aussprache für

Nikolaus und so ist dies sehr wahrscheinlich, daß es sich beim „Glasnhof“, um den Hof der Kirche und damit der früheren Burg gehandelt haben kann.

Einen deutlichen Hinweis auf die Verbindung Steinhausen-Mühlthal gibt uns die Tatsache, daß das Kloster Rott im Jahre 1424 zwei Huben mit Mühle zu Steinhausen hat. Auf jeden Fall gehörte hierzu die Steinmühle, denn sie hieß 1416 „Rotmül“ (von Rott) und war dem Kloster Rott grundbar. Die weitere Mühle könnte eine fünfte Mühle im Mühlthal gewesen sein, den die Koth- und die Stegmühle waren damals den Pienzenauern und die Christlmühle (damals noch im Mühlthal) dem Kloster Ebersberg grundbar.

Wann die Herren von Steinhausen ausgestorben sind, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls waren sie auf ihr Seelenheil bedacht und haben schon vor 1486 einen „Ewigen Jahrtag“ gestiftet, der um „Martini“ mit vier Priestern gelesen werden mußte. Überdies mußte an den Sonntagen der Herren von Steinhausen im Gebete gedacht werden. Vielleicht wurde in den Jahren vorher die Kirche in Steinhausen, bisher Eigenkirche, an die Pfarrei übergeben, heute würde man sagen: „Öffentlich gewidmet“, so daß Jahrtag und Gebete sozusagen der Preis dafür waren. 1662 wurden die Herren von Steinhausen, ein letztes Mal erwähnt. Sie stifteten zu Lasten der Glonner Furtmühle, die der Kirche in Steinhausen grundbar war, eine „Wochenmesse“. 1554 war die Glonner Kirche noch Grundherr der Furtmühle. Mit Kaufbrief vom 28.3.1662 wurde Melchior Wäslar Furtmüller. Die erwähnte „Wochenmesse“ war vermutlich eine Auflage, bzw. ein Teil des Preises. Die Kirche in Steinhausen erhielt weiterhin vom Furtmüller eine laufende Abgabe. Damit liegt nahe, daß es sich um keinen Kauf, sondern um einen Nutzungsübergang gehandelt hat. Für das Jahr 1713 sind hier noch 12 Kreuzer und 2 Pfennige nachgewiesen.

Zum Unterhalt einer Kirche mußte eigenes Vermögen vorhanden sein. Es bestand in Grundherrschaften, in Rechten (für Abgaben) und verzinslichen Kapitalien. Die Steinhausener Kirche hatte 1674 ein Vermögen von 140 Gulden, 1740 waren es 160. Die Grundherrschaften lagen oft weit auseinander, so zum Beispiel eine in der Hauptmannschaft Loitersdorf, andere aber auch in der Nähe, in der Hauptmannschaft Balkham, zu der Steinhausen gehörte und in Glonn.

Für die Ortschaft Steinhausen sind 1760 neben der Kirche fünf Anwesen genannt. Hier sind vermutlich die zwei 1/16-Anwesen „Am Berg“ (Maler und Frosch) mit eingerechnet, die zur Kirche in Steinhausen zu diesem Zeitpunkt grundbar waren. In Steinhausen selbst konnte es nur drei gegeben haben. Dies war der „Cläß“ (Glas), das Steinmüller-Zubauanwesen (beim Heiß), beide dem Kloster Rott grundbar und das „Yblocher-Anwesen“, das zur Kirche Glonn grundbar war. Bei letzterem mußte es sich

um das heutige „Schwabi-Anwesen“ gehandelt haben. Zum „Schwabi“ dürfte es seit 1854 heißen, denn die neuen Eigentümer waren vom „Schwabi“ in Schlacht (Eichner) gebürtig. Das vierte Anwesen steht auf dem Platz der ehemaligen Kirche und muß nach 1820 und vor 1858 erbaut worden sein.

Wie gesagt, über das ursprüngliche Baujahr der Steinhausener Kirche ist nichts bekannt. 1721 erfahren wir, daß der Turm baufällig war und 1740 wird geschrieben, daß die Kirche klein und alt sei. 1766 mußte eine Glocke wegen eines Sprunges umgegossen werden. Der Baukörper dürfte nie eine Erweiterung erfahren haben und so ist anzunehmen, daß der Baustil der Romanik zuzuordnen war. Möglicherweise wurde der Glockenturm erst später hinzugebaut. Laut Lageplan von 1812 muß es sich um einen sogenannten „Dachreiter“ gehandelt haben. Die Größe der Kirche wird 1807 mit sieben Schritt breit und 17 Schritt Länge angegeben. Die Apsis war darin enthalten. Die angebaute Sakristei und der ebenfalls südlich angebaute Eingang wohl nicht. Die Kirche stand in Ost-West-Richtung und war ohne Friedhof.

Gottesdienst wurde nur zu bestimmten Anlässen gehalten. So am Patroziniumstag, dem Fest des Hl. Nikolaus am 6. Dezember, mit Amt und Predigt. Hier war der Glonner Pfarrer selbst anwesend. Weitere Gottesdienstage waren der Katharinentag (25.11.) und am Festtag der Unschuldigen Kinder dem 28. Dezember. Bis 1804 wurde die Markusprozession (25.4.) nach Steinhausen gehalten. Dann wurde sie nach Georgenberg verlegt.

Die Kirche war seit altersher dem Hl. Nikolaus geweiht. Auf dem Hochaltar waren aber die Unschuldigen Kinder dargestellt, wie es 1807 in einem Versteigerungsprotokoll heißt. Im gleichen Protokoll ist von einem Heiligen Florian auf dem Seitenaltar die Rede. Laut dem Glonner Chronist Pfarrer Niedermair heißt es, daß der Hl. Nikolaus und die Hl. Barbara Seitenfiguren waren. Sie sind, lt. Niedermair, jetzt in der Weiglkapelle in Ursprung. Im Versteigerungsprotokoll von 1807 ist von diesen beiden Figuren nicht mehr die Rede. Sie müssen also schon vorher ausgelagert, bzw. in die möglicherweise dafür erbaute Weiglkapelle gekommen sein. Dafür spricht ein Protokoll vom 3.2.1804. An diesem Tag haben sich der Weiglbauer von Ursprung, Johann Spitzer, und der Stegmüller vom Mühlthal, Anton Dolt, beim Landgericht eingefunden und baten „unterthännig, ob nicht das Kirchlein (Steinhausen) bleiben dürfe, wenn sie dafür ein Angeboth machen würden“. Sie bieten für die Kirche, ohne Grund, aber mit den vorhandenen Paramenten, 120 Gulden. Ein Zuschlag wurde nicht erteilt. Und so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Weiglbauer nur die zwei Figuren erwarb und für sie vor seinem Hof eine Kapelle erbaute.

Wie für viele Landkirchen war das Jahr 1803, dem Jahr der Säkularisation, ein Schicksalsjahr. So auch für die

Kirche in Steinhausen. Alle Kirchen um Glonn, bis auf die Frauenreuter, waren als „entbehrlich“ eingestuft. Bereits im Frühjahr 1803 wird der Grafinger Maurermeister Heinzlmayer zur Schätzung der Steinhausener Kirche beauftragt. Die Nähe zur Glonner Kirche und die Tatsache, daß sie keinen Gottesacker hatte, wogen gegen die Steinhausener Kirche besonders schwer. Hinzu kam, daß Glonn, wegen der Einführung der Schulpflicht 1802, ein größeres Schulhaus nötig hatte. Cooperator Waltl, der sich um das Glonner Schulwesen sehr verdient gemacht hatte, sah bereits im März 1803 den Erlös aus Verkauf und Abbruch der Steinhausener Kirche einen willkommenen Finanzierungsteil für das neue Schulhaus. Mit dieser Ansicht war Waltl nicht allein. Im Schreiben vom 11. April 1803 stellt er dar, daß man sich zwar über das Abbruchverlangen wegen der Kreuzer Kirche entrüstete, der Abbruch der Steinhausener und die Verwendung des Erlöses für die Glonner Schule sei aber auch von einigen Bauern empfohlen worden, als die Hofmark Zinneberg die Bauern zur Finanzierung des Schulhauses aufrief.

Für den Verkauf war der 5. Mai 1803 anberaumt. „Kauf-lustige“ sollten sich einfinden, wie es heißt. Dies geschah scheinbar nicht. Im Dezember bescheinigt auch der neue Pfarrer Amann die Entbehrlichkeit dieser Kirche, nicht zuletzt deswegen, weil sie schlecht und baufällig ist. Zu diesem Zeitpunkt werden die Jahreseinnahmen der Steinhausener Kirche mit 6 Gulden, 2 Kreuzern und 5 Pfenni-

gen angegeben. Zwei Wochen später berichtet der Pfarrer von einem vorliegenden Angebot über 120 Gulden – mit Paramenten, inklusiv der Glocken, aber ohne Grund, – wohl über das von Spitzer und Dolt, das vier Wochen später dann auch zu Protokoll gegeben wurde. Amann berichtet aber weiter, daß mit 120 Gulden nicht einmal die Steine für ein neues Schulhaus beschafft werden könnten. Er glaube, daß es besser wäre, das Material vom Kirchenabbruch zum Bau der Schule zu verwenden. Andererseits sieht er die hohen Abbruchkosten. Er würde bei einem Angebot von 200 Gulden „ein Gutachten zur ferneren Existenz der Kirche geben“. Er weiß, daß 200 Gulden nicht erzielbar sind und so schlägt er den Abbruch vor. Die Steine solle man zwischenlagern, bis für die Schule ein geeigneter Platz gefunden sei. In einem Schreiben an Freising bittet Amann, man möge über die „Exercitation“, also über die Entnahme der Reliquien, verfügen. Vier Tage später bekommt er diese Erlaubnis mit der Auflage, dies „auf eine Art, welche alles Aufsehen beseitigt“, zu erledigen und die Reliquien nach Freising einzusenden.

Der geplante Schulhausbau muß „wegen fehlender Barschaft“ zunächst unterbleiben. Und so verzögert sich auch das Schicksal der Steinhausener Kirche, obwohl der Maurermeister von Grafing, Heinzlmayer, bereits mit dem Abbruch beauftragt ist. Der Pfarrer wird ebenfalls beauftragt die Paramente in Verwahrung zu nehmen und darüber ein Verzeichnis anzulegen. Das Material sollte „per



Das Mühlthal bei Glonn um die Jahrhundertwende: Vorne die Kothmühle, in der Mitte die Steinmühle und hinten das nicht mehr bestehende „Dumerl-Anwesen“. Im Vordergrund ist zum Bleichen ausgelegt Leinwand zu erkennen, im Hintergrund, auf dem Berg, Steinhausen.

Hand- und Roßscharwerk“ nach Glonn gebracht werden – und das bei Androhung einer Strafe, so lautet der Befehl des Landgerichts Schwaben an die Hofmark Zinneberg vom 28.6.1804. Scheinbar kümmert sich niemand um diesen Befehl und so kann Niedermair schreiben, daß die Kirche 1805 für den Gottesdienst wieder hergerichtet wurde. Vielleicht konnte dies aus dem Erlös vom Verkauf der Figuren (Nikolaus und Barbara) an den Weiglauern ermöglicht werden.

Die Kirche ist aber dennoch nicht gerettet. Sie war 1805 scheinbar nur notdürftig hergerichtet worden. Im Januar 1807 wird sie wieder als baufällig bezeichnet. Es wird jährlich nur mehr ein Gottesdienst genannt und die Ausgaben übersteigen die Einnahmen und so befiehlt der Administrationsrat der Kirchen, sie „verdient aus der Zahl der Filialkirchen verlöscht zu werden“.

Eine neue Schätzung wird verlangt und die Kirche solle im Ganzen verkauft werden. Mit der Einrichtung sei ebenso zu verfahren, soweit Gegenstände nicht von der Pfarrkirche gebraucht werden. Das Vermögen mit rund 96 Gulden ist der Pfarrkirche einzuverleiben. Das Schätzprotokoll ergibt eine Gesamtsumme von 194 Gulden und 31 Kreuzern. Die Kirche selbst „von quadratischen Stücken (Tuff) erbaut samt Dachstuhl“ ist darin mit 90 Gulden, das Grundstück auf dem die Kirche steht mit 6 Gulden und der „Platz um die Kirche 8 Schuh breit und 110 lang“ mit 4 Gulden enthalten. Gut 94 Gulden also für die Ausstattung – darin allein für die beiden Glocken (60 und 50 Pfund) 44 Gulden, für einen silber-vergoldeten Kelch 30 Gulden und viele kleinere Gerätschaften im Gesamtwert von 20 Gulden. Gerätschaften, darunter auch der erwähnte Kelch, im Gesamtwert von gut 40 Gulden wurden der Mutterkirche überlassen, wie es im Protokoll heißt.

Aber auch das Bauwerk selbst ist „stehenden Fußes an den Meistbietenden“ zu bringen. Ort der Versteigerung ist die Rentamtswohnung in Schwaben. Obmann Kraner aus Westerdorf muß den Termin für 16. Mai 1807 bekanntgeben. Es kommen keine entsprechenden Bieter. Die leere Kirche wird nun mit 90 Gulden und das Grundstück mit 10 Gulden zum Kauf angeboten. Auch ergebnislos. Schließlich muß ein zweiter Termin für 25. Juli und ein dritter für den 17. August anberaumt werden. Ebenfalls ergebnislos.

Die noch nicht der Glonner Kirche übergebenen Gerätschaften im Werte von rund 54 Gulden wurden inzwischen am 8. Juni 1807 zur Versteigerung nach Grafing gebracht. Lediglich die „Porkirche“ (Empore) und die 15 „Betstühle“ bleiben in der Kirche. Gerichtsdieners Steinpacher aus Öxing stellt tags darauf die Rechnung und verlangt zum Fuhrlohn noch einen Aufschlag „für das Abschlagen der Kronen von den Glocken“. Man wollte eben sicher gehen, daß eine weitere Verwendung der Glocken nicht mehr möglich sein kann. Die Versteige-

rung läuft gut, statt aus den geschätzten 54 Gulden werden 121 Gulden und 46 Kreuzer erzielt. Allein die 60-Pfund-Glocke bringt statt 24 Gulden 75. Sie geht an den Handelsmann Levi aus München. Die mit 50 Pfund um 30 Kreuzer unter dem Schätzpreis an Franz Daman, Silberarbeiter aus Wasserburg. Den Hochaltar (Unschuldige Kinder) ersteigert der Großottmüller von Grafing; den Seitenaltar (Florian) der Metzger Andrä Stadler aus Glonn. Vieles aber bleibt im Grafinger Gäu, von wo Entfernungsgemäß auch die meisten Interessenten dagewesen sein werden.

Erst 1810 kümmert man sich in München wieder wegen der Kirche in Steinhausen. Man fragt an, ob die Kirche noch stehe. Pfarrvikar Schöpfer aus Glonn berichtet pflichtgemäß, die Kirche stehe noch, „aber von allen Fenstern, Türen und Einrichtungen beraubt, sind nichts mehr als die Mauern und ein höchst beschädigtes Ziegeldach übrig“. Seiner Schätzung nach würden die 20 Klafter Tuff 60 Gulden bringen, wobei die Abbruchkosten mit 40 Gulden anzunehmen seien.

Die Kirchenruine steht weitere zwei Jahre. Mitte 1812 bewirbt sich der „Leerhäusler“ Ignaz Kern aus Aibling. Er bietet 70 Gulden und gibt an, er brauche das Bauwerk zur „Etablierung seiner eigenen Familie“. Von Seiten der Bevölkerung besteht die Angst „ein fremder Käufer könnte sich ansiedeln und der Nachbarschaft zur Last werden, da ohnehin nur zu viele Häuschen in Glonn dem liederlichen Gesindel zum Schlupfwinkel dienen“. Kern bekommt die Ruine nicht. Der einheimische Balthasar Schwarzenberger, Zimmermann und „Anderlschuster“ von Mühlthal bietet 75 Gulden. Der Verkauf an Schwarzenberger ist am 14.8.1812 über die Bühne gegangen. Die Hälfte des Kaufpreises mußte Schwarzenberger bar zahlen und den Rest zu nicht angegebenen Fristen. Er muß für das Grundstück künftig jährlich einen Bodenzins von 11 Kreuzern und 2 Pfennigen an die Staatskasse bezahlen. Der Verkaufserlös wurde zur „Vermehrung des Fundierungsvermögens der Pfarrkirche Glonn angelegt“. Der Erlös dürfte damit für die Fertigstellung der Glonner Pfarrkirche verwendet worden sein. Eine Verwendung für den Schulhausneubau im Jahre 1813 kann laut Akteneinsicht nicht angenommen werden.

Im Dezember 1813 heißt es, die „Demolation“ sei bereits erfolgt. Wie der Anderlschuster das Baumaterial weiterverwendet hat, wissen wir nicht. Im eigenen Anwesen kann eine Verwendung ausgeschlossen werden, denn Niedermair schreibt 1909, daß dieses Anwesen das einzige in der Gemeinde sei, das vollständig aus Holz gebaut ist. Aber als Zimmermann hatte Schwarzenberger sicher viele Möglichkeiten die 20 Klafter Tuff (rund 60 cbm) im Rahmen seiner Tätigkeit zu verbauen. So werden möglicherweise die Steine der ehemalige Kirche in Steinhausen in vielen Fundamenten und Mauern unserer Heimat ihren Dienst weiter getan haben.

DIE KIRCHE VON GEORGENBERG

Die Glonner Pfarrei ist gesegnet mit Filialkirchen. Gleichsam wie ein Kranz reihen sie sich um Glonn. Sie sind aber nicht nur vorgeschobene Posten oder Außenstellen der Pfarrkirche, sondern sind jeweils selbst Mittelpunkt des Dorfes und seiner Bewohner. Mit Ausnahme der Kirchen in Frauenreut und Münster gäbe es diese Kirchen nicht mehr, hätten nicht die Adlinger, Georgenberger, Haslacher, Kreuzer und Schlachter der Säkularisation ihre Kirchen abgetrotzt, um so, im wahrsten Sinne des Wortes, die Kirche im Dorf zu lassen. Dieser Stolz ist geblieben, man braucht sie nur anzuschauen, wie sie „herausgeputzt“ sind, diese Kirchen. Für den Glonner Pfarrer mag es nicht immer leicht sein, diese Juwelen durch Gottesdienste „lebendig“ zu erhalten. Aber auch er ist stolz auf seine Filialen.

Als letzte dieser Kirchen und Kapellen in der Glonner Pfarrei wurde die Sankt Georgskirche in Georgenberg renoviert. Im Gegensatz zu den anderen Glonner Filialkirchen ist sie in Privatbesitz und war schon seit vielen Jahren renovierungsbedürftig, ja man mußte sogar Angst haben, ob ihr ursprünglicher Zustand wieder herzustellen ist. Es war also höchste Eile geboten. Und so hat die Marktgemeinde Glonn für die Wiederherstellung mit Gemeinderatsbeschluß vom 8. Januar 1990 die Trägerschaft übernommen. Dem Eigentümer der Kirche wurde zur Auflage gemacht, daß zur Kirche ein öffentlicher Zugang gewährleistet sein muß. Grundmauern, Dach und Turm wurden größtenteils aus öffentlichen Mitteln renoviert. Um die Innenrenovierung kümmert sich der jetzige Eigentümer von Hof und Kirche, Hermann Weil.

Wenn wir uns schon um „Altertümer“ kümmern, so ist es sicher gut, wenn wir zum leichteren Verständnis das Buch der Geschichte aufschlagen. Der Glonner Chronist, Pfarrer Niedermair, schreibt dem Platz Georgenberg eine heidnische Kultstätte zu. Der vorhandene Bergkegel hätte hier die geologische Voraussetzung geboten. Und wie so oft ging das heidnische nahtlos ins christliche über. Niedermair sieht deshalb die Möglichkeit, daß in Georgenberg die erste Glonner Pfarrkirche gewesen sein könnte.

Um geschichtliche Hintergründe darzustellen ist es immer gut, zunächst nach der Herkunft des Namens zu fragen. Ein Namensteil wie „Berg“, der auf die Geologie eines Ortes zurückzuführen ist und auch in unserer Gegend häufig vorkommt, macht eine Lokalisierung nicht gerade leicht. Der Verfasser des Historischen Atlas für das Landgericht Schwaben, Dr. Gottfried Mayr, schließt nicht aus, daß das in den Freisinger Matrikeln vorkommende „Perc iuxta fluvium Clana“ aus dem Jahre 815, Georgenberg ist. Niedermair kommt schon früher zu diesem Ergebnis und bringt den zweiten bekannten Glonner Priester Hadhmunt vom Jahre 826 in Verbindung mit Hahmunt, der um 812 zu „ad Perg“ ein Oratorium (kleines Bethaus) errichtete, welches Bischof Hitto von Freising am 20. Januar 813 einweihte. Niedermairs These ist sehr

plausibel, zumal er Hahmunt als Hadhmunts Vater vermutet, was durchaus den kirchlichen Strukturen dieser Zeit entspricht. Wir dürfen also mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unser Georgenberg jenes „Perc“ von 812 ist. Um diese Zeit wird auch die Schenkung an die Domkirche in Freising durch Hahmunt, auch im Auftrag seiner Mutter Ellanpiro, erneuert, was letztlich bedeutet, daß auch früher schon etwas geschenkt wurde und damit hätte das Oratorium von 812 bereits eine Vorgängerin. Vielleicht jene, die Ratpot, der Sohn des Crimunus am 31. März 774 der Marienkirche zu Freising schenkte.

Daß unser „Perc“ erst 1269/71 als „mons sancti Georii“ erwähnt ist, hängt wohl damit zusammen, daß Patrozinen in früherer Zeit nur selten genannt wurden. Im Falle „mons sancti Georii“ ging es wohl um die Unterscheidung zu anderen „Perc (mons)“. Daß es zu einer Unterscheidung kommen mußte, dürfte auf verwaltungstechnische Erfordernisse zurückzuführen sein. Die Vielzahl der „de Perge“ dürfte nicht nur den Geschichtsforschern von heute, sondern auch der Ebersberger Klosterverwaltung von damals Kopfzerbrechen gemacht haben. Im 11. Jahrhundert muß Georgenberg zum Ebersberger Bereich gehört haben, denn es ist belegt, daß in Georgenberg ansässige Ebersberger Dienstmannen zu dem sich damals bildenden Machtkomplex der Wittelsbacher überwechselten. Vielleicht handelt es sich hierbei um den Edelreien „Dielpold de Perga“, der nach Georgenberg zugeordnet werden kann. Auch der um 1175 vorkommende Dielpold von Berganger war einer der Herren zu Georgenberg. Die Nennung von 1269/71 erwähnt zwei herzogliche Höfe. Wohl ein Beweis dafür, daß sich die Georgenberger dem Schutz der Wittelsbacher unterstellt hatten.

Der lateinische Name von 1269/71 für Georgenberg hatte natürlich auch seine deutsche Fassung: Jörienberg. Und so ist in München bereits 1368 eine Familie Jöriengerber ansässig. Die Schwabener Gerichtslitralien erwähnen 1416 Sand Jörienberg als Glonner Filialkirche. Einhundert Jahre später heißt es dann im Wolfratshauser „Kuchelbuch“, einem Verzeichnis, welche Untertanen verpflichtet waren für die herzogliche Küche Holz zu fahren, Gördenberg. Es sind wieder zwei Höfe verzeichnet, diesmal im Besitz des Domkapitels Freising. 1524 heißt der Weiler dann Georgenberg.

Im späten Mittelalter, 1580, sind die Pienzenauer die Besitzer der zwei Georgenberger Höfe. 1596 heiratet Konstantin Fugger die Pienzenauerwitwe Anna Münchin von Zinneberg und wurde der neue Besitzer der Georgenberger Höfe. Die heutige Schreibweise „Georgenberg“ finden wir erstmals in einem Steuerbuch von 1671, das die Zugehörigkeit zur Hofmark Zinneberg nachweist.

Das Jahr 1723, aus dem die jetzige Form der Kirche stammt, war für die Georgenberger Kirche ein wichtiges

Datum: Die Kirche wurde, nach einer umfangreichen Renovierung, die fast den Umfang eines Neubaus hatte, neu geweiht. Ein umfangreicher Schriftverkehr ging voraus. Bereits im Oktober 1712 schrieb der Glonner Pfarrer Josef-Felix Hörmann, also rund 4 Monate nachdem er die Pfarrei übernommen hatte, an die Diözesanleitung in Freising und berichtete über den ruinösen Zustand der Georgenberger Filialkirche. Er schreibt, daß diese Kirche „dermassen ruinös und baufällig“ sei, daß nach Aussage des Maurermeisters von Grafing „in dem selben ohne große Lebensgefahr der Gottesdienst ferners nit kann gehalten werden“. Weiter berichtet der Pfarrer, daß der Maurermeister vorgibt, daß er die Kirche mit einem kleinen Stricke ohne Mühe zu Boden werfen könne. Die Messen, die er zu unterschiedlichen Zeiten und an den Quatembern halten müsse, sowie an den Festen Skt. Georg und Skt. Stephani „und auch Festtagen Ambt und Predigt verrichten müsse“, meint der Pfarrer, könne er auch in der Pfarrkirche halten, bis „gemelte Kirche repariert oder völlig auferbauet wurde“ und er bittet hierzu um Erlaubnis. Dies wurde auch genehmigt. Sein Vorgänger Pfarrer Wolfgang Gebhart habe für die Reparatur der Georgenberger Kirche 20 Gulden „legiert“ (vererbt), er aber, Pfarrer Hörmann, gedenke dieses Geld für „die sehr verderbte Dachung auch meiner Pfarrkirche, damit solche nit gar zu grunde gehe“, zu verwenden.

Freising beauftragt mit Schreiben vom 12.12.1712, unter Hinweis auf den Bericht des Glonner Pfarrers, den Moosacher Pfarrer Johann Hagen das Georgenberger Gotteshaus in Augenschein zu nehmen und Bericht zu erstatten. Dieser bestätigt am 28.12.1712 die Aussagen seines Glonner Kollegen hinsichtlich des Bauzustandes, er halte aber nichts davon, daß die hinterlegten Gulden dem Glonner Kirchendach zugute kämen, sondern hält es für besser, „daß mit den obbemelten 20 fl. ein Anfang gemacht würdte, mit Zuführung eines Kalches, so wenigst ... 10 Muth um diese Summe herbeigeschafft werde, damit die Pfarrkinder sehen, daß sich ein Herr Pfarrer um die selbige eifrig annemen wolle und dadurch die Pfarrkinder animiert werden desto lieber und künftig andere Materialien gratis zu liefern..“. Bereits mit Schreiben vom 9.1.1713 nimmt Freising den Vorschlag des Moosacher Pfarrers auf und beauftragt die Glonner, den Kalk herbeizuschaffen, „damit die Pfarrkinder animiert werden..“.

Der Wille, die Georgenberger Kirche von Grund auf zu restaurieren, war sicher von allen Seiten vorhanden. Aber mit zwanzig Gulden war auch in dieser genügsamen Zeit nicht viel anzufangen. Hinzu kommt, daß die Folgen des Spanischen Erbfolgekrieges noch immer überall zu spüren waren, so ist es nicht verwunderlich, daß das Georgenberger Gotteshaus noch ein weiteres Jahrzehnt auf



Das Kirchlein in Georgenberg. Es ist dem Hl. Georg geweiht, der dem Ortsteil seinen Namen gab.

seine Restaurierung warten mußte, ja fast zur Ruine wurde. Die Glonner Pfarrer, ab 1716 war es Pfarrer Georg Sartor, gaben aber nicht auf und sammelten für Georgenberg weiter, obwohl der Zustand ihrer Glonner Pfarrkirche selbst nicht der beste war und für jeden Gulden Platz gehabt hätte.

Pfarrer Sartor war es dann auch, der die Initiative wieder aufnahm. Mit Schreiben vom 30. April 1723 an Freising schildert er die Baufälligkeit der Georgenberger Kirche. Die Kirche sei bereits gesperrt und es sei „täglich befürchtlich“, daß die Kirche einfallen könne. Der Chor sei bereits „völlig eingefallen“. Pfarrer Sartor sieht in einem Wiederaufbau die einzige Chance. Der Dachstuhl und die „Schiessmauer“ (hintere Mauer) waren scheinbar noch halbwegs in Ordnung, denn er schlägt vor „und damit der Dachstuhl nit abtragen dörrfte werden würden die Seitenmauern, eine nach der anderen herausgemacht“. Er bittet hierzu um den „Hochfürstlichen Consens“. Daß man die Mauern auswechseln konnte, beweist uns, daß die Vorgängerkirche eine Flachdecke haben mußte; nur der Chor hatte ein Gewölbe.

Die „Hochfürstliche“ Genehmigung wurde in Freising bereits am 13. Mai erteilt. Der Glonner Pfarrer bedankt sich mit Schreiben vom 22.5.1723. Für das Bauvorhaben sei bereits eine „parschaft von 141 Gulden und 56 kreuzern vorhanden und man das ansonsten hierüber bedürftige Geld von dem zur Pfarr zur Glonn gehörigen Gotteshäusern hernehmen wolle“. Der „Überschlag“ belief sich nämlich auf 379 Gulden und 47 Kreuzer. Ob die Finanzierung so durchgeführt wurde, entzieht sich unserer heutigen Kenntnis. Die angesparte Summe wird wohl aus den Überschüssen des Kirchenvermögens resultieren. Daß aber viele Materialspenden, die nicht nur von den Georgenbergern, gekommen sein dürften, ist anzunehmen. Die für diese Zeit obligatorischen „Hand- und Spanndienste“ wurden mit Sicherheit in großem Umfang bereitgestellt, sonst wäre wohl die kurze Bauzeit, von Mai bis September, nicht möglich gewesen.

Die Wiedereinweihung der Georgenberger Kirche wurde, vermutlich durch den Glonner Pfarrer Sartori, am Dienstag, dem 7. September 1723 vollzogen. Warum ausgerechnet ein Dienstag: Nach alten Kalendern war am 7. September der Namenstag des Heiligen Korbinian, des Diözesanpatrons von Freising. Die Georgenberger Kirche ist, neben dem Hl. Georg und dem Hl. Alexander, auch dem Hl. Korbinian geweiht. Und so versteht sich dieser Dienstag. Ob hier die Verehrung des Hl. Korbinian eine Freisinger „Auflage“ war, oder ob sich damit die Georgenberger bei den Freisingern für die Unterstützung bedankt haben, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, daß jedem Besucher der Georgenberger Kirche, wohl nur für den Weihtag, ein Ablass von vierzig Tagen gewährt wurde.

Die Größe der Georgenberger Kirche von 1723 entspricht

der heutigen und wohl auch der früheren, weil ja 1723 lediglich die Mauern ausgewechselt wurden. Die Einrichtung, wie sie Pfarrer Niedermair 1909 und 1939 beschrieben hatte, mit dem Hl. Georg und den Pestheiligen Sebastian und Rochus auf dem Altar, sowie die heiligen Ärzte Cosmas und Damian in einem Gemälde, stammen wohl aus der Zeit um 1723. Neben dem Dachstuhl dürfte nur mehr eine Glocke mit der Jahreszahl 1499 von dem Kirchenbau vor 1723 stammen, dessen Alter nicht bekannt ist – Westermayer rechnet ihn in die Renaissance. Dem Grundriß und der flachen Decke nach könnte es sich aber auch um ein romanisches Bauwerk gehandelt haben.

Nun konnten in der Georgenberger Kirche wieder Gottesdienst wie ehemals gehalten werden. Wann diese Tradition aufgegeben wurde, ist nicht bekannt. Ein Bittgang am Markustag (25.4.) wurde noch bis ans Ende der Sechzigerjahre von Glonn aus abgehalten.

Die zwei ganzen Höfe, wie sie schon im 13. Jahrhundert erwähnt wurden, gab es auch in der Mitte des 17. Jahrhunderts noch. Ihre Hausnamen waren beim „Moar“ und beim „Dumberger“. Um diese Zeit sind aber auch zwei Sechszehntelhöfe, beim „Bräu“ und beim „Häusler“ erwähnt. Sie waren von den beiden Ursprungshöfen einige hundert Meter entfernt – Richtung Glonn – und waren wohl von den größeren beiden errichtet. Wie die Hausnamen vermuten lassen, handelt es sich beim einen um eine kleine Brauerei und beim anderen um ein Gesindegut. Alte Flurpläne, aber auch Ziegelbrocken im Acker, zeigen heute noch die Standorte von ehemals.

Wie bei allen kleineren Kirchen war das Jahr 1803 auch für die Georgenberger Kirche ein Schicksalsjahr. So wie die Kirchen von Kreuz, Schlacht, Steinhausen, Dobelberg und Adling wurde die von Georgenberg ebenfalls von der Säkularisation als „entbehrlich“ eingestuft. Sie wurden, ob als Ganzes oder in Teilen, zum Verkauf freigegeben. Der „Moar“ und der „Dumberger“, die der Kirche am nächsten standen, kauften 1807 für 140 Gulden ihre Kirche. Damit war nach rund tausendjährigem Kirchengut Privateigentum geworden.

Im Herbst 1850 verkauften die Arcos das Schloßgut Zinneberg an Fabio Pallavicini, Marquis und ehemaliger Gesandter des Königs von Sardinien am Münchner Hof. Pallavicini war ein reicher Mann und vergrößerte seine Ökonomie durch Zukauf von benachbarten Höfen. In den fünfziger Jahren kaufte Pallavicini den Moarhof des ledigen Paul Obermaier zu Georgenberg. Den Anteil an der Kirche hat er wohl nicht mitgekauft, denn 1860 schreibt der Glonner Lehrer Johann B. Dunkes, daß die Kirche in Georgenberg im Eigentum des Dumbergerbauern Georg Ludwig stehe. Friedrich Wilhelm von Scanzoni-Lichtenfels, der bekannte Gynäkologieprofessor aus Würzburg, der das Schloßgut 1868 von Pallavicini kaufte, vergrößerte seine Ökonomie ebenfalls mit allem, was ihm an-

geboten wurde. So erwarb er 1873 den Dumbergerhof mit samt der Kirche. Am längsten hielten sich das Bräu- und das Häusleranwesen, die 1903 bzw. 1905 an von Büsing, dem Nachfolger Scanzonis, verkauft wurden. Damit war die ganze Ortschaft Georgenberg mit samt der Kirche dem Zinneberger Imperium einverleibt. Die alten Höfe wurden alle abgerissen und die jetzige Hofanlage entstand mit ihren charakteristischen Zwiebeltürmen. Der Georgenberger Hof wurde Jungviehzuchtbetrieb.

Der gesamte Gutsbesitz im Glonner Bereich des Baron von Büsing wurde Ende der Zwanziger- und bis in die Mitte der Dreißigerjahre hinein zertrümmert und verkauft. Der Hof in Georgenberg, nun mit 150 Tagwerk, ging über die Familie Kuchler an die Bauernsiedlung und 1937 an die Familie Korbmann, die Mitte der 90er Jahre an Hermann Weil verkaufte. Die Kirchenbaulast gehört weiter zum Hof.

Daß Privateigentümer von Kirchen sich weniger um die Erhaltung von Kirchen kümmern als öffentliche, kann nicht gesagt werden. Es gibt viele gute Beispiele. Es ist aber in erster Linie eine Sache des Geldbeutels. Damit war die Baulast für die Pallavicinis, Scanzonis und Büsings sicher kein Problem. Bei einer Kirche wie der Georgenberger, mit ihrem geschichtlichen Hintergrund, aber auch bedingt durch die offene Nutzung bis in unsere Zeit herein, ist der Charakter dieser Kirche auch ein öffentlicher. Auch wenn die Baulast juristische noch so einwandfrei dem Eigentümer zukommt, so ist sie diesem nicht alleine zuzumuten. Und so war es richtig und wichtig, daß für die Renovierung auch aus öffentlichen Mitteln finanziert wurde.

Selbstverständlich wurde auch die Georgenberger Kirche von ihren Privateigentümern immer wieder hergerichtet. Die letzte bekannte, größere Reparatur war die von 1973. Der auf dem Dach sitzende Zwiebelturm war dermaßen beschädigt, daß es bis zum Fußboden durchregnete. Das Türmchen wurde durch den Glonner Zimmermeister Max Gröbmayer erneuert. Aber auch das Dach war so beschädigt, daß eine fachgerechte Reparatur unvermeidlich gewesen wäre. Aber die Finanzen, die auch das Ordinariat mit bereitgestellt hatte, reichten nicht aus.

Die Georgenberger Kirche schien erst ab 1986 wieder eine öffentliche Angelegenheit geworden zu sein. Architekten erstellten eine Mängelliste von zwei Schreibmaschinenseiten und eine Kostenschätzung von 350.000 Mark. Eine Generalsanierung sollte es werden und Baubeginn könnte bereits der Sommer 1987 gewesen sein. Wie Korbmann damals feststellte, sei er mit den Zuschußanträgen freundlich aufgenommen worden. Vorangig sollte das Dach, mit einem Kostenaufwand von 65.000 Mark saniert werden.

Nicht nur, daß seither für die Rettung der Bausubstanz wertvolle Jahre verloren gingen, auch der Altar wurde inzwischen von Unbekannten geplündert. Mit einem Herumschieben des „Schwarzen Peters“, wer nun die Bauträgerschaft zu übernehmen habe, war der Georgenberger Kirche nicht gedient. Und so war es wichtig, daß die Marktgemeinde Glonn 1990 die Bauträgerschaft übernommen hat, damit etwas vorwärts ging.

DIE KIRCHE ZU SCHLACHT

Wer den Ortsnamen Schlacht allzuernst nimmt, der wird glauben, hier hätte eine Schlacht stattgefunden, oder hier müßte etwas geschlachtet worden sein. Tatsächlich hat dieses Schlacht aber einen weit friedlicheren Anfang genommen. In den ersten Nennungen heißt es nämlich von „Slot“ und „Slate“, was sich mit dem mittelhochdeutschen Wort „Slate“ für Schilf in Verbindung bringen läßt. Andere Deutungen umschreiben dieses „Slate“ mit Befestigung oder Uferbau mit Pfählen. Der heute noch in der Mitte des Ortes befindliche Weiher unterstützt diese Namensthesen, so daß eine erste Siedlung mit Schilf und Pfählen in Verbindung gebracht werden kann.

Erstmals wird Schlacht 1190 oder 1192 in den Büchern genannt, als ein „Rotpertus de Slatt“ als Zeuge für den Grafen von Valley auftritt. Schlacht kann zu diesem Zeitpunkt schon durchaus seine erste Kirche gehabt haben, denn gut hundert Jahre später nennen die Freisinger Matrikel die Martinskirche zu Schlacht als eine Filialkirche

der Pfarrei Egming. Vermutlich handelte es sich bereits um eine aus Stein gebaute Kirche, den die Lindacher wird ausdrücklich als Holzkapelle bezeichnet. Ein Begräbnis gab es auch damals in Schlacht nicht. 1415 wird die Kirche zu Schlacht wieder zur Pfarrei Egming gehörig bezeichnet. 1417 gehört es zum herzoglichen Gericht und damit zum Amt Nordhofen (Orthofen). In der Landkarte von Apian (1563) erscheint Schlacht erstmals so wie wir es heute schreiben.

Zur Existenz einer Kirche waren Einnahmen nötig. Dies waren in der Regel Grundstücksabgaben. Und so hatte die Schlachter Kirche auch ihre Grundherrschaften. 1554 war dies über einem Viertel- und zwei Achtelhöfen. 1750 ebenfalls über einen Viertelhof (beim Kreuzmayr) und drei Achtelhöfen (beim Lackenschuster, dem Mesner und dem Mesnerzubau). Einer Meldung von 1803 zufolge hatte die Schlachter Kirche ein Gesamtkapital von gut 200 Gulden und jährliche Einnahmen von 13 Gulden und

44 Kreuzern. Zum Vergleich: Ein Zimmermeister verdiente damals täglich 60 Kreuzer (= 1 Gulden).

Wie für viele Landkirchen war das Jahr 1803 auch für die Schlachter Kirche ein Schicksalsjahr. Auch sie war, so wie die Kirchen in Kreuz, Steinhausen, Doblberg und Georgenberg, als „entbehrlich“ eingestuft und so schrieb das Landgericht in Schwaben am 28.12.1803 an den Churfürstlichen Rat in München um die Abrißgenehmigung einzuholen. Der Erlös eines Verkaufes sollte an den Schulfonds in Glonn, zwecks Erbauung eines neuen Schulhauses, gehen. Vorab wurde allerdings am 12.12.1803 der Glonner Pfarrer Amann befragt und er lehnte im Falle Schlacht ab, denn die Entfernung zur Mutterkirche nach Egmating wäre nicht zuzumuten. Schlacht gehörte ja noch immer zur Pfarrei Egmating, zum Schulsprengel aber nach Glonn.

Wie hat die Schlachter Kirche um diese Zeit ausgesehen und wo stand sie? Der Vergleich eines Ortsplanes aus jener Zeit mit einem heutigen zeigt uns, daß die heutige Kirche die Größe des früheren Altarraumes hat und auch an dessen Stelle steht. Abgebrochen wurde nur das Kirchenschiff. Die Sakristei war hinter dem Hochaltar und der Turm war ins Kirchenschiff eingezogen. Die Gesamtlänge muß zwischen 17 und 18 Metern und die Breite des Schiffes etwa 8 Meter gewesen sein. Der Kirchenraum war mit einem Gewölbe überspannt. Dies läßt ein gotisches Bauwerk vermuten. Vorher muß also schon eine romanische Vorgängerin gewesen sein. In der Kirche waren 13 Betstühle, zwei Chorstühle und eine Empore. Laut einem Inventarverzeichnis, das Baumeister Haydn aus Schwaben 1807 aufstellte, gab es einen Hochaltar mit dem „Heiligen Ritter Georg“. Hier ist allerdings von einem Irrtum auszugehen, denn Martin und Georg werden beide üblicherweise auf einem Pferd dargestellt. Der rechte Seitenaltar war mit einem „Ecce Homo-Bildniß“ ausgestattet. Der linke war durch das „eingefallene Gewölbe zerbrochen“. Welchem Patron dieser linke Seitenaltar geweiht war, ist nicht aufgezeichnet. Möglicherweise eine der beiden Madonnen, die im Inventar stehen. Ein Kruzifix zum Umgang und eine „roth wollene Fahne“ stehen ebenfalls in diesem Verzeichnis, so daß mit Sicherheit die Schlachter auch Prozessionen gehalten haben.

Die Säkularisation des Jahres 1803 stellte den Staat vor gewaltige Verwaltungsaufgaben, zumal viele gut funktionierende Klosterverwaltungen „wegsäkularisiert“ waren. Und so ist es nicht verwunderlich, daß in der Sache Schlacht, als auch anderer Glonner Kirchen bis Mitte 1807 nichts mehr niedergeschrieben steht. Nur in Schulangelegenheiten hatte Pfarrer Amann noch ans Landgericht in Schwaben geschrieben und zwar, daß die Schlachter Kinder nach Glonn zur Schule gingen und er war öfter als einmal genötigt, mittags den Hunger der Kinder zu stillen. Weiter führt er aus: „Vom Dorfe Schlacht stehen viele unter der Armen-Zahl“. Hier war Schlacht allerdings kein Sonderfall.

Im Juni 1807 wurde es allerdings wieder ernst mit der Säkularisation. Der Pfarrer von Egmating übernahm „Gerätschaften“ im Werte von 5 Gulden und 19 Kreuzer zur Mutterkirche in Egmating. Darunter war ein „feichtener verspörter Kasten mit Bändern und Schloß“ und die verschiedenen Paramente. Wie oben schon erwähnt, schätzte Maurermeister Haydn aus Schwaben die Kirche mit samt dem Inventar. Inklusiv Kirche mit Dachstuhl (70 Gulden), dem Grund (24 Gulden) und den zwei „Glöckl“, eine war 45 und die andere 50 Pfund schwer (38 Gulden), zusammen 159 Gulden und 44. Einer Rechnung des Gerichtsdieners Matthias Steinpacher von Öxing ist zu entnehmen, daß er Anfang Juni 1807 die Kircheneinrichtung, bis auf die Betstühle, die Chorstühle und die Empore, zur Versteigerung nach Grafing brachte. Zur selben Zeit hatte er auch die Kirchen von Söhl, Kleinrohrs Dorf, Meiletskirchen, Steinhausen und Doblberg zu räumen. Die Versteigerung war für 8. und 9. Juni in Grafing anberaumt. Für das Abholen der Schlachter Mobilien, hierfür hatte er einen Tag gebraucht, stellt er dem Rentamt Schwaben einen Gulden und 30 Kreuzer in Rechnung. Für die Mithilfe bei der Versteigerung verrechnet er zwei Gulden und er gibt 30 Kreuzer dem Schlosser von Grafing „wegen abrechnen der Kronen von den Glocken“. Man wollte eben sicher gehen, daß die Glocken nicht mehr verwendet werden konnten.

Die Schlachter Gegenstände wurden am 8. Juni 1807 versteigert. Die in Schlacht gebliebene Einrichtung wurde zwar zur Versteigerung „aufgeworfen“, ist aber nicht „abgegangen“ wie es in einem Protokoll heißt. Die sonstigen Gegenstände wurden alle an den Mann gebracht. Der Stinauer von Holz hatte neben ein paar kleineren Gegenständen auch den „Hochaltar mit dem Bildnis des Heiligen Georg“ ersteigert. An Thomas Sommer, Edelmann aus Hintsberg gingen ebenfalls einige Gegenstände, so auch eine Madonna. Der Großottmüller von Öxing erwarb, neben kleineren Gegenständen, den Ecce-Homo Seitenaltar. Die Glocke mit 50 Pfund ging an den Handelsmann Simon Levi und die kleinere mit 45 Pfund an einen gewissen Eisenschmied aus München. Beide Glocken brachten ein Mehrfaches des Schätzwertes. Die „roth wollene Fahne“ ging für zehn Kreuzer an den Gerichtsdieners Steinpacher.

Auch die leere Kirche mit dem Schätzwert von 70 Gulden sollte nun baldmöglichst versteigert werden. Laut einem Schreiben des Landgerichtes an die Fugger'sche Hofmark Zinneberg vom 8.7.1807 war der „Grund und Boden aber worauf sie steht und der sie umfaßt“ bereits verkauft. An wen, wissen wir nicht. Für die Kirche selbst ist bereits der zweite Versteigerungstermin auf 25.7.1807 festgesetzt. Obmann Franz X. Kranner von Westerndorf wird beauftragt, den Termin bekannt zu machen. Aber auch dieser Termin ist erfolglos. Ein nächster Termin wird auf 17.8.1807 angesetzt. Diesmal wird auch der Obmann von Oberpfammern zur Bekanntmachung aufgerufen. „Ehe

man zur gänzlichen Abbrechung der Filialkirche Schlacht schreitet, will man nochmal versuchen, ob man sie nicht stehenden Fußes hingeben kann“, so heißt es im Schreiben. Scheinbar ist die Bausubstanz in einem derart desolaten Zustand, das Gewölbe über dem linken Seitenlatur war bereits eingebrochen, daß es mit einem Verkauf presiert. Wieder findet sich kein Käufer und weitere Versuche unterbleiben deshalb, so daß das Kirchengebäude bei der ersten Vermessung im Jahre 1812 noch eingezeichnet wird.

Am 5.4.1813 schreibt das General-Kommissariat in München dem Landgericht und beauftragt „hinsichtlich der gänzlichen Entbehrlichkeit“ und des ruinösen Zustandes wegen der „Demolation“ das geeignete zu verfügen. Und es tut sich was. Am 6.9. kann das Landgericht nach München melden, daß der ehemalige Finanzdirektor von Thoma die demolierte Filialkirche mit Grund „erkauft“ habe. Johann Nep. von Thoma war ehemals „quiszierender Finanzdirektor“ in der Staatsschulden-Liquidations-Kommission in München. Das „Objekt“ dürfte er aus seiner früheren Tätigkeit gekannt haben. Von Thoma beantragt um die Jahreswende 1813/14 statt der demolierten Kirche ein „Bethaus“ aufbauen zu dürfen. Das Landgericht erklärt sich allerdings für nicht zuständig und gibt am 21.2.1814 diesen Wunsch nach München weiter. Die Antwort kommt am 5.4.1814: „Wenn ohne Gefahr für die Sicherheit der Betenden ein Teil der Kirche zu Schlacht, welche im Eigentum des Dir. v. Thoma ist, behalten werden will, so steht der Einrichtung einer Privatkapelle, welche auch ...zur privaten Andacht der Dorfbewohner bestimmt ist, nichts entgegen“.

Warum dieser von Thoma den Kauf vorgenommen hat und das „Bethaus“ beantragt hat, ist nicht zu bestimmen. Er darf aber als der Retter der Schlachter Kirche gelten.

Der Bau des „Bethauses“ wurde von Thoma nicht vollzogen, denn Mitte 1815 verkauft er das Grundstück an Andreas Mayr, den Besitzer des Konradhofes in Schlacht. Der Kaufbrief wurde allerdings erst 1826 ausgestellt. Einem Gemeinderatsprotokoll von 1828 entnehmen wir, daß die Ortsgemeinde Schlacht die Kirche selbst gebaut hat. Im vor ein paar Jahren erneuerten Glockenstuhl stand die Jahreszahl 1819. Die Kirche muß also in der Zeit zwischen 1815 und 1819 erbaut worden sein. Dabei wurde der Altarraum der alten Kirchen zur neuen Kirche verwendet. Die Westseite wurde abgemauert und um eine kleine Vorhalle ergänzt und als Glockenturm wurde ein sogenannter Dachreiter aufgesetzt. Möglicherweise wurde schon damals die Sakristei im Nordosten der Kirche angebaut, so daß wir heute das Kirchenäußere von 1819 vor uns haben. Neu dürfte auch die jetzige Flachdecke der Kirche sein, denn im alten Altarraum dürfte, so wie im Langhaus, ein Gewölbe gewesen sein.

Die Ausstattung der Kirche von 1819, darunter auch eine

Glocke von 1692, wurde von anderen Kirchen zusammengekauft, beziehungsweise neu erstellt. Um diese Zeit gab es sicher genügend Angebote. Möglich wäre es, daß die barocken Betstühle und die Renaissance-Empore, die ja nicht versteigert wurden, in die neue Kirche übernommen wurden. Den neuen Altar zierte eine Mutter Gottes aus dem 16. Jahrhundert, zur Seite standen die Bauernheiligen Florian und Leonhard, sowie in kleinerer Ausführung die Heiligen Rochus, Franziskus, Johann Nepomuk, Franz-Xaver, Antonius und Heinrich.

Die neue Kirche war in ihrer ersten Zeit tatsächlich nur ein Bethaus. Eine Messe durfte nicht gelesen werden. Ein Glonner Gemeindebeschluß von 1828, unterzeichnet vom Gemeindevorsteher Josef Angerer und vier Gemeinderäten, stellt zunächst die Eigentumsverhältnisse der Kirche klar und bittet dann das Landgericht um „Einweihung in Bälde“. Dieser Antrag wird von den Schlachtern, dem Austräger Georg Spitzentränker und dem Lackerschuster Alexander Kleinmayr ans Landgericht in Ebersberg überbracht. Der Antrag geht ans Ordinariat in München und dieses verweist auf die noch ausstehende Genehmigung der Regierung. Die Regierung genehmigt, weil sich die Ortsgemeinde zur Unterhaltung der Kirche verpflichtet hatte. Aber zunächst geschieht noch gar nichts. Erst als der Egmatinger Pfarrer Max von Sartori an das Generalvikariat am 12.9.1829 schreibt, daß die Schlachter Bauern zu ihm kamen und um die Einweihung baten, damit das heilige Meßopfer gelesen werden könne. Gleichzeitig wurde die Einsetzung eines Kreuzweges beantragt, der an Sonn- und Feiertagen in Schlacht gehalten werden



Die Schlachter Kirche heute

solle, denn in Schlacht gäbe es viele alte Leute und die Pfarrkirche sei eineinviertel Stunden entfernt. Bereits nach zwei Tagen wird die Antwort gegeben: die Benediction wird nach den Vorschriften des Diözesanrituales genehmigt. Eine Flasche mit Wasser „ab episcopo benedicta“ ist beigelegt und so kann vermutlich Pfarrer Sartori die Kirche selbst weihen. Für den Gebrauch der Kirche wurde eine Einschränkung gemacht, nämlich daß die Messe nur mit Einverständnis des Pfarrvorstandes gelesen werden dürfe. Wegen des Kreuzweges möge man sich an den Franziskanerconvent wenden, wozu ebenfalls die Erlaubnis erteilt wurde. Auch der Kreuzweg wurde installiert, weil er laut einem Schreiben von 1862 bereits erneuert werden mußte, „weil der alte ganz in Verfall gekommen ist“. Auch hier waren wieder die Franziskaner zuständig.

Die nächste Veränderung, außer kleineren Erhaltungsreparaturen, dürfte die Schlachter Kirche im Jahre 1897 erfahren haben. Pfarrer Grünauer aus Egming stiftete die heute noch vorhandenen drei Fenster mit Glasgemälden. Wie der Glonner Chronist Pfarrer Niedermair schreibt, war es eine Danksagung dafür, daß anläßlich eines Pfarrhofbrandes in Egming im Jahre 1897 das Feuer nicht auf die Kirche übergriff. Die beiden rechten Fenster stellen den Heiligen Josef und den Heiligen Johannes vom Kreuz dar. Das linke Fenster ziert die Heilige Elisabeth.

Zwei Weltkriege vergehen. Der „Zahn der Zeit“ läßt auch die Schlachter Kirche nicht im Stich. Die materiellen Dinge bessern sich allmählich und so ist es höchste Zeit, daß auch die Schlachter Kirche ihre Generalüberholung bekommt. Diesmal ist es der Glonner Pfarrer Boxhorn, der dafür zu sorgen hatte, denn Schlacht gehört seit 1927 zur Pfarrei Glonn. Das Gotteshaus war wegen Einsturzgefahr bereits gesperrt. Dach und Decke mußten erneuert werden, die Inneneinrichtung blieb die alte. Das frühere und zerstörte Deckengemälde vom Heiligen Martin ersetzt der Kunstmaler Professor Martin-Amorbach durch ein neues, wieder den Kirchenpatron, den Heiligen Martin darstellend. Und wenn schon so ein berühmter Maler im Ort ist, dachten sich die Schlachter, dann soll auch der zehn Gefallenen des letzten Weltkrieges gedacht werden. Diesem Umstand verdanken wir die Gedenktafel links des Altares, die auch die Hofnamen angibt, aus denen die Gefallenen stammen. Es ist noch daran zu erinnern, daß die Schlachter die Kosten für diese Kirchenreparatur selbst aufgebracht haben.

Es dauerte nur gut zehn Jahre. Der kunstsinnige Glonner Pfarrer Loithaler gab den Auftrag zur Innenrenovierung und Umgestaltung der Kirche an den jungen Glonner Kirchenmaler und Restaurator Helmut Knorr. Im Mai 1959 wurde der Holzaltar abgebaut. Nach der Restaurierung erhielten die acht Altarnebenfiguren ihren Platz auf der rechten und linken Seite. Die herrliche Madonna, die der Zeit der „Schönen Madonnen“, also um 1500, zuzu-

rechnen ist, thront nun über dem neu gemauerten Altartisch. Eingerahmt ist sie von den Apostelfürsten Petrus und Paulus, beide hervorragende Kunstwerke, die bis zu ihrer Renovierung und Wiederverwendung auf dem Kirchenspeicher ihr Dasein fristeten. Die Betstühle und das Emporengeländer bekamen wieder ihr ursprüngliches, natürliches Aussehen, so daß sich heute die Schlachter Kirche als Kunstkleinod darstellt, in dem nichts zuviel aber auch nichts zuwenig enthalten ist.

Daß den Schlachtern ihre Kirche lieb und wert ist und daß sie damit die Unterstützung der jeweiligen Glonner Pfarrherrn finden, beweist eine dritte Renovierung innerhalb von vier Jahrzehnten, nämlich die von 1983 – 1985. Unter Dekan Josef Schneider wurde die Kirche nun trockengelegt. Damit wurde der Kirchenboden erneuert und innen eine Vertäfelung angebracht. Aber auch der kleine Turm, der sog. Dachreiter, wurde erneuert. Auch die jungen Schlachter wissen, was sie an ihrer Kirche haben und so haben die Burschen des Ortes das Turmkreuz gestiftet – Respekt. Auch für diese Renovierung haben die Schlachter wieder viel gespendet und Eigenleistung erbracht. Stellvertretend für die Eigenarbeiten sei hier der Hammerlehner Hartl genannt.

Nun steht Sie vor uns, die Schlachter Kirche, nicht nur als Gotteshaus, das beispielhaft saniert und renoviert ist, nicht nur als jahrtausendalter Mittelpunkt eines Ortes, sondern auch als Denkmal dafür, was der Stolz auf eine eigene Kirche bewirken kann. Möge es immer solche Schlachter geben, die dies spüren, damit die Schlachter Kirche noch weitere Jahrhunderte ein Juwel im Reigen der Glonner Fialkirchen bleibt.



HERMANNSDORF

Wenn heutzutage von Hermannsdorf die Rede ist, dann ist damit der Gutsbetrieb im Osten von Glonn gemeint, eben der Ort, wo sich die „Hermannsdorfer Landwerkstätten“ befinden. Inmitten eines rund 150 Hektar großen Areals steht der majestätische Gutshof, dessen Eigentümer seit 1986 Karl-Ludwig Schweisfurth ist.

In einer Statistik wäre Hermannsdorf als „Einzelgehöft“ zu führen. Allein der Name sagt aber aus, daß es sich um eine Dorfgemeinschaft, also einem Ort mit mehreren Gehöften, gehandelt haben muß. Es ist so. Bis zum Jahre 1938 gab es in Hermannsdorf noch zwei Gehöfte. Davon aber später.

Der Ortsnamenskunde nach ist Hermannsdorf das Dorf eines „Hermann“, wohl eines Adligen oder Ministerialen vor der letzten Jahrtausendwende. Ob und wann es sich einmal um ein Einzelgehöft gehandelt haben könnte, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, daß Hermannsdorf erstmals in der Zeit von 1130-75 im Ebersberger Klosterkartular genannt wird. 1340 wird eine Hofstelle an das Kloster Bayharting verkauft. 1468 und 1554 finden wir darüber eine Bestätigung.

Hermannsdorf gehörte zum Landgericht Schwaben (Markt Schwaben). Es war 1554 (Feuerstättenbuch) bereits eine Hauptmannschaft (öffentliche Aufgaben) mit insgesamt 28 Hofstellen, die auch die Orte Wetterling und Gailling umfaßte. Um 1750 waren es nur mehr 23 Hofstellen. Diese Verminderung dürfte durch eine Verlegung in andere Verwaltungseinheit (evtl. Zinneberg) ihren Grund haben.

Um 1750 werden für Hermannsdorf 11 Anwesen genannt. Dies waren 8 Viertel- und 3 Achtelhöfe. Die Hofnamen: Vogl, Wörndl, Rutt, Schuster, Schuster-Zubau, Kistler, Liedl, Sixt, Stumb (Sturm) und Hafner; der elfte ist namentlich nicht genannt. Acht von diesen Hofnamen finden wir im Grundbuch von 1867 wieder. Es sind noch 11 Hofstellen.

Die Auflösung der Ortschaft Hermannsdorf beginnt 1869, als der Schloßherr von Zinneberg Friedrich-Wilhelm von Scanzoni das „Bauernschmiedanwesen“ mit rund 33 Tagwerk kauft und Zinneberg einverleibt. 1899 kauft Baron Büsing Zinneberg. Er kauft ab 1900 weitere Hermannsdorfer Hofstellen. Nur der „Rutt“ im Eigentum der Eheleute Mehringer kann standhaft bleiben. Die Bauernhäuser sind ab dem Kauf dann jeweils Bedienstetenwohnungen. Durch den Bau großer Gutsgebäude wird Hermannsdorf Hauptsitz der Zinneberger Landwirtschaft.

Nach der Auflösung des Zinneberger Gutskomplexes Ende der zwanziger Jahre wird das Gut Hermannsdorf Eigentum der Familie Kuchler. Ab 1937 gehört es der Familie Senkenberg. 1938 verkauft die Witwe Maria

Mehringer ihren „Rutthof“. Nun gibt es nur mehr eine Hofstelle in Hermannsdorf.

Die neue Zeit bringt neue Anforderungen; so auch im Nahrungsmittelbereich. Allmählich geht Qualität vor Quantität und damit ist naturnahe Produktion wieder gefragt. Dieses Ziel hat sich der Unternehmer Karl-Ludwig Schweisfurth gestellt. Seiner Konzeption nach wird ein natürlicher Kreislauf, der die Energiebilanz und die Herstellung von Nahrungsmittellendprodukten genau so umfaßt wie die Feld- und Viehwirtschaft, dies gewährleisten. Die in den „Hermannsdorfer Landwerkstätten“ angebotenen Nahrungsmittel umfassen Milch-, Fleisch- und Getreideprodukte, Gemüse und Bier. Der Weg zum Verbraucher soll auf dem kürzesten Wege und ohne Verpackungsaufwand erfolgen. Aus diesem Grunde gibt es in Hermannsdorf Läden.



Hermannsdorf 1857

Es war vorauszusehen, daß die auf Hermannsdorfer Boden erzeugten „Rohstoffe“ den Bedarf nicht decken werden. Deshalb sind Kooperationen mit Landwirten der Umgebung wichtig. Bis zu 75% der „Rohstoffe“ dürfen laut Gemeinderatsbeschluß nur zugekauft werden, denn die entstehenden Abwässer muß der Hermannsdorfer Grund verkraften. Geht man von einer Eigenfläche von 150 Hektar aus, könnten über die Kooperation bis zu 450 Hektar Landwirtschaftliche Nutzfläche gebraucht werden. Bei sich weiter verschlechternden Agrarmarktbedingungen ist dies als sehr positiv zu bewerten. Aber auch die Arbeitsplätze, die in Hermannsdorf entstanden sind, ermöglichen so manchen Arbeitsplatz vor Ort.



JOHANN-BAPTIST NIEDERMAIR: PFARRER UND GLONNER CHRONIST

Es gibt eine alte Weisheit: Wer nicht weiß, woher er kommt, der weiß nicht, wo er steht, der kann auch nicht wissen, wohin er geht. So gesehen ist Geschichte, also das Wissen darüber, woher wir kommen, für unser Leben von großer Bedeutung. Es kann aber nicht nur die „große Geschichte“ sein, bei der es um Länder und Herrscher geht, für uns ist die „kleine Geschichte“ genau so wichtig, wenn nicht wichtiger, sagt sie uns doch wie unsere Vorfahren gelebt haben, wie es um unser Dorf ehemals bestellt war. Die „große Geschichte“ kann hierfür nur den Rahmen bilden.

Jene Leute haben es gut, die das Leben ihrer Vorfahren und die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Dorfes von früher „schwarz auf weiß“ haben, die es nachlesen können, woher sie kommen. Die meisten können es nicht. Umso dankbarer sollen wir Glonner sein, denn wir haben unsere „Niedermair-Chronik“. Die erste Ausgabe erschien 1909, die zweite, wesentlich erweiterte, 1939.

Die größten Tage im Leben Niedermairs werden wohl der 29. Juni und der 4. Juli 1909, die Tage seiner Priesterweihe und Primiz, gewesen sein. Ein Zeitungsbericht von damals sagt uns, daß die Glonner alles aufgebieten haben, um ihren Herrn Primizianten die Ehre zu geben, war er doch einer der ihrigen. Die Primiz wurde auf dem Pfarrhofanger (heute Kindergarten) gefeiert. Glonn war „einem grünen Zaubergarten“ vergleichbar. Waren doch außer dem reichen Häuserschmuck ca. 30 Triumphbögen aufgestellt. Am Vortag wurde der Primiziant festlich empfangen und auf dem „Grottenberg“ wurde ein Feuerwerk „abgebrannt“. Kirchenchor und „Blechmusik“ sorgten für den musikalischen Rahmen. Das Primizmahl hatten die Neuwirtsleute angerichtet und die Kapelle Faßbainer gab beim Mahl ein Konzert.

Bis Niedermair zum Primizaltar schreiten konnte, hatte er allerdings einen langen und beschwerlichen Weg zu gehen. Er, der Spätherufene, war damals schon über 34 Jahre alt. Geboren wurde Niedermair am 13. Februar 1875 als viertes Kind der Heckmairs-Eheleute Nikolaus und Ursula Niedermair. Aus der ersten Ehe der Mutter, sie war eine geborene Mühltaler und hatte 1858 Leonhart Voglfrieder geheiratet, der 1861 verstarb, gab es noch die Brüder Josef und Leonhard. 1877 kam dann noch Johanna zur Welt, so daß auf dem Heckmairhof über Glonn insgesamt sieben Kinder um den Tisch saßen. Vater Nikolaus Niedermair war von 1869-81 Glonner Bürgermeister. Das Anwesen hatte 58 Tagwerk Grund und dieses reichte aus, um eine große Familie zu ernähren, für Extras gab es aber sicher wenig Spielraum, aber wahrscheinlich auch kein Bedürfnis.

Von 1881-1888 besuchte Niedermair die Volksschule in Glonn. Diese Schule stand bis 1884 unter der Leitung von Joseph Hecht und dann von Alexius Strauß. Für den Religionsunterricht war der gestrenge Herr Pfarrer Joseph

Späth zuständig. In der Volksschulzeit dürfte bereits der Wunsch, Priester zu werden, erstmals aufgekommen sein. Dies war sicher nichts ungewöhnliches, denn Pfarrer Späth weckte in Glonn viele „Berufungen“. Doch dieser Wunsch wurde vermutlich von den Eltern abgelehnt, war doch schon, seit 1884, die Tochter Theresia als Schwester „Cherubina“ bei den Dominikanerinnen im Kloster Reutherg. Außerdem hätte der Besuch einer besseren Schule Geld gekostet, weil damit ja ein Internatsbesuch erforderlich gewesen wäre. Und nicht zuletzt erwartete man die Arbeitskraft des jungen Niedermair – so mußte er eben auf dem elterlichen Hof dienen. Dies hatte von 1888 bis 1891 den Besuch der Feiertagsschule zur Folge. 1889 ging dann auch noch die ältere Schwester Ursula als Schwester Justina zu den „Guten Hirten“ nach Modenheim/Elsaß ins Kloster. Auch die Söhne aus erster Ehe, Josef und Leonhart, heirateten weg, so daß dem Hof nur mehr Nikolaus, Johann und Johanna zur Verfügung standen.

Auf dem Hof gab es viel zu tun. Die schwere Bauernarbeit verlangte kräftige Burschen und da war Johann Niedermair mit seiner großen, gesunden und kräftigen Statur, wie ihn ein Zeugnis ausweist, sicher der richtige. Der Wunsch, doch noch einmal Priester werden zu können, war aber noch immer da. Damit war Weiterbildung gefragt und so kaufte er sich von seinem sicher spärlichen Taschengeld Bücher. In Glonn gab es solche aber nicht. Und so nützte er die Heutransporte nach München, die er mit dem Pferdefuhrwerk verrichten mußte, um eben in München die Bücher zu kaufen. Endlich war er volljährig und er hatte das Recht seine Wünsche selbst zu formulieren. Ab 1897 nahm er dann Privatunterricht, wo wissen wir nicht. Aber es ist anzunehmen, daß dies in erster Linie bei der Glonner Geistlichkeit geschah, also bei Pfarrer Späth und den verschiedenen Kooperatoren, die gerade in Glonn ihren Dienst taten. Zum anderen gab es gute Verbindungen zur Familie des Sanitätsrat Lebsche. Dieser interessierte sich sehr für Heimatkunde, er leitete in Glonn Ausgrabungen, die Funde wurden der prähistorischen Sammlung in München übergeben, und er hatte gute Verbindungen zu Gelehrten, Forschen und Geschichtsschreibern, so schreibt Niedermair in seiner Chronik über Lebsche. Es ist anzunehmen, daß Niedermair über die Lebsches sein großes Interesse an heimatkundlichen Dingen entdeckt hat und dieses von dort sicher auch gefördert wurde. Im Vorwort zu seiner Chronik schreibt er: „In meiner Jugendzeit habe ich mich oft gesehnt, Näheres über Glonns Vergangenheit zu erfahren.“

Wie lange Niedermair Privatunterricht genommen hat, ist nicht bekannt. Die neunte Gymnasiums-klasse machte er jedenfalls 1903/4 am Domgymnasium in Freising. Am 14. Juli 1903 absolvierte er und erhält so die Berechtigung zum lang ersehnten Theologiestudium. Er ist zu diesem Zeitpunkt gut 29 Jahre alt. Der Schematismus des Bistums weist aus, daß Niedermair Ende 1905 im ersten theologischen Kurs war. Dieses würde bedeuten, daß er

1904/05 pausierte, möglicherweise verursacht durch eine zu hohe Zahl von Studienbewerbern, wie sie damals durchaus üblich war. In seinem Geleitwort zur Ausgabe von 1909 schreibt er: „Ich benützte meine Ferienzeit zu Nachforschungen und brachte so in den letzten Jahren viel Material zusammen. Diese Arbeit war sehr mühsam und erforderte viel Zeit, doch bereitete sie mir auch viel Freude ... Ich hatte aber nicht im Sinn, die Resultate meiner Forschungen im Druck erscheinen zu lassen“.

Den zweiten und dritten theologischen Kurs, wie dieser Studiengang genannt wurde, machte Niedermair ohne Unterbrechung im Anschluß an den ersten. 1908/09 war er dann „Allumne“ – einer von fünfundvierzig. Am 29. Juni 1909 wurde er dann vom Dominikaner Andreas Frühwirth, dem päpstlichen Nuntius in München, im Dom zu Freising zum Priester geweiht. Am 84. Geburtstag seines Vaters, wurde dann, wie oben schon beschrieben, in Glonn das „Erste Heilige Meßopfer“ gefeiert.

Wie gesagt, die Drucklegung der Forschungsergebnisse war zunächst nicht vorgesehen, aber, so schreibt er, „erst auf vielfaches Drängen der Gemeinde konnte ich mich zur Drucklegung entschließen. Das gesammelte Material konnte ich bei weitem nicht verwerten, weil sonst das Buch zu umfangreich geworden wäre“. Im Mai 1909 erschien dann die Chronik im Eigenverlag, gedruckt von Datterer in Freising. Der Titel: „Glonn und Umgebung in Vergangenheit und Gegenwart“, nach Quellenforschungen zum ersten Mal dargestellt von Joh. B. Niedermair, Diakon, so steht es im Untertitel. Das Werk hatte 42 Abbildungen, die fast ausnahmslos von Niedermair selbst fotografiert wurden. Auf einer Sonderseite der Chronik heißt es: „Seinem ehemaligen hochverehrten Religionslehrer, dem Hochwürdigsten Herrn Geistlichen Rat und Pfarrer Joseph Späth zum 40-jährigen Priesterjubiläum in dankbarer Liebe gewidmet vom Verfasser“. Vieleviele Exemplare gedruckt wurden und wer den Druck finanziert hat, ist nicht bekannt. Das Buch hatte 175 Seiten und kostete zwei Mark. Jeder Gemeinderat mußte zehn Exemplare kaufen, um die Finanzierung zu erleichtern. Der bereits erwähnte Zeitungsbericht von 1909 preist das Buch „gleichsam als Primizgabe“ und stellt mehr die damit bekundete „glühende Heimatliebe des Verfassers“ in den Vordergrund, als den Wert des Buches als Bestandsaufnahme für kommende Generationen und damit als Heimatkundequelle ersten Ranges. Es ist anzunehmen, daß der wahre Wert der Chronik damals nur von wenigen erkannt wurde.

Das priesterliche Wirken Niedermairs begann bereits am 1. Juli 1909, also noch vor seiner Primiz als „Hilfspriester“ in Jakobsbairn in der Nähe Glonns. Aber bereits am 9. August wurde er nach Erharting versetzt, diesmal war er „Koadjutor, das ist eine Vorstufe zum Kooperator. Zum 1. September 1910 folgte die Versetzung nach Aufkirchen am Starnberger See. Zunächst war Niedermair hier „Kooperaturverweser“, bis er dann eine feste An-

stellung als Kooperator (Kaplan) erhielt. Die nächste Kooperatorenstelle war, ab 11. Dezember 1912, in Einsbach im Dachauer Land.

Am 1. August 1914 begann der Erste Weltkrieg. An diesem Tag entschied sich auch Niedermairs Schicksal für Jahrzehnte, wenn auch ein weitaus positiveres: Er wurde Pfarrer in Epfenhausen bei Landsberg am Lech, also in der Diözese Augsburg. Warum dieser Bistumswechsel? Niedermair war bereits im vierzigsten Lebensjahr und er wollte eine eigene Pfarrstelle. In der Diözese München-Freising waren die Pfarreien durchwegs größer als im benachbarten Augsburg. Zudem gab es hier viele Anwärter auf Pfarrstellen. Im Augsburger Bistum gab es mehr kleinere Pfarreien und weniger Bewerber, so daß hier eine größere Chance bestand. Niedermair nützte dies. Und er hat einen guten Griff getan. Epfenhausen wurde über vier Jahrzehnte hinweg zu seiner Heimat.

Epfenhausen war ein Bauerndorf und noch in Oberbayern. Der Pfarrhof, um 1908 neu erbaut, war groß und geräumig und inmitten eines großen Gartens. Und was es dem kunstsinnigen Niedermair besonders angetan hat, war sicher die kunstvolle, schöne Kirche, die einst von Josef Schmuzer aus Wessobrunn erbaut wurde. Die Bahnverbindung zur Heimat nach Glonn, war für damalige Verhältnisse geradezu ideal. Es ist also anzunehmen, daß sich Niedermair Epfenhausen nicht nur als „Sprungbrett“ ausgesucht hat, sondern für sein Leben.

Aber auch als Pfarrer ließ Niedermair die Geschichte nicht los. Und so gab er bereits 1924 eine „Kurze Geschichte von Epfenhausen“ heraus. Sie umfaßte 64 Seiten und beschrieb die Dorfgeschichte und die Höfe. Eine weitere Liebhabe war der Obst- und Gartenbau. Sein großer Garten stand deshalb voller Obstbäume und war umringt von einer Haselnußhecke. Sie lieferten nicht nur gute Nüsse, sondern auch die gefürchteten „Tatzenstecken“, die Niedermair in der Schule durchaus zu gebrauchen wußte. Altbürgermeister Thoma von Epfenhausen versicherte aber, daß „der Herr Pfarrer zwar sehr streng war, aber wenn man mitgemacht hat, ist man mit ihm gut ausgekommen“. Er mußte es wissen, er ging bei ihm zur Schule und hat ihm acht Jahre lang ministriert.

Eine weitere Leidenschaft Pfarrers Niedermairs war das Reisen. Nicht nur, daß er jährlich ein paarmal seine Glonner Heimat besuchte, sondern auch Palestina und Ägypten standen auf dem Programm. Daran ließ er auch seine Pfarrkinder und Bekannten teilhaben. Anlässlich seines Silbernen Priesterjubiläums 1934 gab er einen kleinen Bildband heraus, der nicht nur Reisefotos enthält, sondern auch Bilder und Wissenswertes aus seiner Glonner und Epfenhausener Heimat. Dieses Jubiläum, aber auch sein bereits zwanzigjähriges Wirken in Epfenhausen, war der Gemeinde Epfenhausen Anlaß, 1934 Pfarrer Niedermair zum Ehrenbürger zu ernennen.

Trotz einer Entfernung von gut hundert Kilometern zur Glonner Heimat, blieb Niedermair zeitlebens immer auch ein Glonner Chronist. Es war für ihn zwar schwieriger geworden in Glonn zu forschen, aber dafür hatte er in Glonn seine „Stadthalter“, und dies war unter anderen unser Wolfgang Koller. Diese Arbeit hat reichlich Frucht getragen: 1939 erschien die zweite Auflage seines „Glonn und Umgebung“. Diesmal mit rund zweihundert Bildern, darunter wieder viele eigene und solche vom Glonner Photograph Hintermaier und Niedermairs Neffen Leonhard Vogelrieder. Die zweite Auflage war wesentlich umfangreicher als die erste. Niedermair ließ auf eigene Kosten 1200 Exemplare drucken. Diese kosteten 6000 Mark. Das Buch wurde seinerzeit von vielen Bürgern gekauft, der größte Teil der Auflage wurde aber auf Reserve gelegt.

Natürlich berichtete die zweite Auflage auch über die Zeit von 1909-1939, nur über eines nicht: Das Werden und die „Segnungen“ des Dritten Reiches. Und das wurde dieser Chronik zum Verhängnis. Der gesamte Reservebestand wurde von Ebersberg abgeholt und sollte eingestampft werden; hätte es da nicht einen beherzten Beamten im Ebersberger Bezirksamt gegeben, sein Namen ist uns leider nicht mehr bekannt, der einige Dutzend Bücher, sozusagen mit und in einem „Handstreich“ hinter ein Regal beförderte und so konnten die so geretteten Chroniken nach dem Krieg wieder den Glonnern ausgehändigt werden – Gott sei Dank!

Gehen wir wieder zurück nach Epfenhausen. Auch der Zweite Weltkrieg war überstanden. Pfarrer Niedermair mußte in all den schweren Zeiten seinen Pfarrkindern sicher viel Trost spenden. Er ging seinen geraden Weg weiter und duldete wie ehemals keine „Ratscherei“, wie die Epfenhausener berichteten. Seinen 75. Geburtstag feierte er noch als Pfarrer von Epfenhausen, aber dann zwang ihn sein dahingehendes Augenlicht zum Aufhören. Zum 1. Dezember 1950 wurde er „freiresigniert“. Nach sechsunddreißigjähriger Pfarrertätigkeit mußte er sein Werk in jüngere Hände geben.

1951 verlieh nun auch die Marktgemeinde Glonn ihrem Pfarrer Niedermair das Ehrenbürgerrecht. „Die alte Heimat war zu ihm gekommen“, so schrieb Wolfgang Koller in einem Zeitungsbericht von damals. Bürgermeister Eichmeier, die Gemeinderäte, Verwandte und Freunde sind nach Epfenhausen gefahren, um dem Chronisten und großen Sohn der Heimat die Ehre zu geben. Wenn Koller schreibt: „Er ist der erste „ehemalige“ Glonner, dem die Heimat das Ehrenbürgerrecht verliehen hat“, dann meint er das sicher nur in formeller Hinsicht, den Niedermair war mit dem Herzen zeitlebens ein Glonner.

Pfarrer Niedermair starb am 14. November 1956 im Epfenhausener Pfarrhof, dort wo er 42 Jahre gelebt und gewirkt hat. Sein Begräbnis hat er freilich schon lange vorher vorbereitet. Auf der steinernen Erinnerungstafel der Epfen-

hausener Pfarrherren, die er anbringen und auf der er sich knieend vor der Mutter Gottes darstellen ließ, fehlte nur noch sein Sterbedatum. Als letzte Ruhestätte hat er sich eine Gruft in der an der Kirche angebauten Ölbergkapelle hergerichtet, unweit des Grabes seiner Vorgänger. Und noch eines, mag es Zufall oder Fügung sein, Pfarrer Niedermair war der erste im neuen Epfenhausener Leichenhaus, das er selbst initiierte. Viele Glonner waren zu seiner Beerdigung gekommen und sein nur ein Jahr jüngerer Amtsbruder, Geistlicher Rat Boxhorn aus Glonn, gab ihm am Grab das Geleitwort für das Ewige Leben.

Wenn die Epfenhausener Wirtsleute sagen: „Über unseren Pfarrer Niedermair wird heute noch oft erzählt“ und wenn der Mesner sich zurückerinnert und meint „Einen solchen Pfarrer krieg'n mir nimmer“, dann sind das Aussagen, die bestätigen, daß Pfarrer Niedermair in Epfenhausen eine Institution war und daß er dort weiterlebt und nicht nur eine „Johann-Niedermair-Straße“ an ihn erinnert.



Der Pfarrherr von Epfenhausen: Das Erinnerungsfoto entstand im Jahr 1934, als Niedermair im Alter von 59 Jahren silbernes Priesterjubiläum feierte. Damals wurde er Ehrenbürger von Epfenhausen.

Aber auch die Glonner haben ihre Niedermair-Straße, die an ihn erinnert. Wir sollten aber auch darüber hinaus dankbar sein. Er hat uns vieles hinterlassen, das heute nicht mehr geschrieben werden könnte, weil er es aus persönlicher Kenntnis und Befragungen abgeleitet hat. So ist es auch mit den Photographien, die nicht mehr wiederholbar sind. Aber auch das, was Pfarrer Niedermair, in unermüdlichem Fleiß in Archiven erforscht hat und in seiner Chronik wiedergibt, ist von unermesslichen Wert. Zeigt es uns doch, woher wir kommen.

ZUM 40. TODESTAG VON PROF. MAX LEBSCHKE AUS GLONN

„Ohne Professor Lebsche würde ich nicht mehr leben“. Diesen Ausspruch stammt von einem Patienten, der das Lebsche-Grab auf dem Glonner Pfarrfriedhof besucht hat. Dann erzählt er, daß er als 17-jähriger für längere Zeit in der Münchner Lebsche-Klinik gelegen sei und wie ihm der Professor durch eine schwierige Operation das Leben rettete. Dies ist sicher kein Einzelfall und könnte sich vom Prinzip her am Grab eines jeden guten Arztes so abspielen. Und doch war Prof. Max Lebsche, der am 22.9.1957 in München verstarb, ein ganz besonderer Arzt, der von Patienten und von der Fachwelt gleichermaßen höchsten Ansehen genoß. Sein Lehrer, Prof. Ferdinand Sauerbruch tat einmal den Ausspruch: „Ich würde mich nur von meinem Freund Lebsche operieren lassen“.

Die Familie Lebsche genießt auch heute in Glonn noch höchstes Ansehen. Nicht nur daß die Glonner Hauptstraße den Namen des bekannten Arztes trägt; er, sein Vater und seine Schwester sind Ehrenbürger des Marktes. Dr. Max Lebsche und seine Frau Babette haben sich, aus Freising kommend, in Glonn 1886 im Säckleranwesen (heute Beficiaten- oder Denkhäus) mit einer Arztpraxis niedergelassen. Am 11. September 1886 kommt dort auch ihr Erstgeborener Max zur Welt. Etwas später ist die Arztpraxis dann im Drechsleranwesen, daß die Gemeinde 1888 zur Errichtung eines Krankenhauses für 5800 Mark kauft, untergebracht. 1891 werden in diesem Haus die Töchter Klara und 1893 Mathilde geboren. 1892 erwirbt der Doktor für 30 Mark das Glonner Bürgerrecht.

Durch die größer gewordene Familie, aber auch durch die sich ausweitende Arztpraxis bedingt, wird von den Lebsches 1895 das Melberanwesen (heute Lebschehaus) gekauft. Die kleine Landwirtschaft, die zum Anwesen gehört, ermöglicht dem Arzt einen bescheidenen Viehbestand, so auch ein Pferd, das ihn mit der Kutsche zu den Patienten bringt. Ab 1924 wird es dann ein Auto der Marke „Adler“ sein. Das Fahren wird allerdings der Tochter Mathilde überlassen, die 1923 als erste Frau im Landkreis Ebersberg die Fahrerlaubnis erhält. Neben Beruf und Familie sieht Max Lebsche sein Aufgabe auch in der Glonner Gemeinschaft. Als Musikbegeisterter ist er Mitglied des Kirchenchores. Weiter gilt seine Liebe der Glonner Geschichte. Seine prähistorischen Funde übergibt er einer Münchner Sammlung.

Sohn Max besucht zunächst die Glonner Volksschule, wechselt ans Münchner Wilhelmsgymnasium und verläßt es 1905 als einer der Besten. Der Beruf des Vaters war für seine Berufswahl ausschlaggebend und so studiert er an den Universitäten München und Würzburg Medizin. Als „Famulus“ (Hilfdienste) kommt er mit der Chirurgie in nähere Verbindung und darf bereits 1909 seine erste Operation durchführen. Nach Abschluß des Staatsexamens ist er für kurze Zeit in Paderborn und kehrt 1911 an die Chirurgische Uniklinik nach München zurück. Hier promoviert er mit „Summa cum laude“ (höchste Aus-

zeichnung) über das Thema „klinische und experimentelle Untersuchungen über den Wert der modernen Wunddesinfektion“. Damit erregt er die Aufmerksamkeit des Ordinarius Prof. Otmar v. Angerer. 1914 erscheint über das Promotionsthema sein erstes Buch.

Wie viele seiner Zeitgenossen muß auch Lebsche jun. in den Krieg und sammelt ärztliche Erfahrungen, die er in einem Bericht auch den Kollegen zuteil werden läßt. 1918 verstirbt Prof. v. Angerer am Operationstisch in den Armen Lebsches. Von Angerers Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Chirurgie wird Prof. Ferdinand Sauerbruch. Er erkennt die Fähigkeiten Lebsches und ist für dessen weitere Entwicklung maßgebend. Während seiner Münchner Zeit (1918 – 1928) entwickelt Sauerbruch die sogenannte „Sauerbruchhand“ und neue Methoden der Thoraxchirurgie. Die Zusammenarbeit trägt Früchte und so veröffentlichen sie 1922 gemeinsam eine Studie über die Behandlung bösartiger Geschwülste. Die Habilitation Lebsches im Jahre 1925 über die Ausschaltung und den Ersatz der Aorta mit selbstentwickelten Gefäßprothesen macht ihn zum Pionier der kardiovaskulären Chirurgie (Herzgefäßchirurgie).

Auf Veranlassung Sauerbruchs geht Lebsche 1922 freiwillig mit dem Freikorps „Oberland“ als Korpsarzt in den Oberschlesischen Freiheitskampf. Seine Verdienste werden mit dem Schlesischen Adlerorden gewürdigt. Die Oberschlesier vergessen seinen Einsatz von damals nicht und ernennen ihn 1956 zum Ehrenmitglied ihrer Landsmannschaft.



Prof. Dr. Max Lebsche

Sauerbruch geht 1928 an die Charité nach Berlin und Lebsche übernimmt als Nachfolger von Prof. v. Redwitz, der Ordinarius in Bonn wurde, das Extraordinariat an der chirurgischen Uni-Poliklinik in München. Hier hat er auch Erfolge auf neuchirurgischem Gebiet. Die Uni-Poliklinik wird zu klein und so gründet Lebsche im Jahre 1930 seine Privatklinik am Bavariaring, die er in Erinnerung und Verehrung an die Gemahlin König-Ludwigs des III., Maria-Theresia-Klinik nennt.

Vielleicht wurde die Privatklinik auch in weiser Voraussicht gegründet. Lebsche war auch politisch sehr interessiert und wußte die Zeichen der Zeit – und damit des an die Macht strebenden Nationalsozialismus, zu deuten. Die Machtübernahme von 1933 zeigt 1936 für Lebsche ihre Wirkung. Er wurde aus dem Staatsdienst entlassen. Im Entlassungsschreiben waren keine Gründe genannt. Lebsche hat nachträglich darum, erhielt aber stattdessen eine Vorladung vor ein Parteitribunal. Es wird wohl seiner Fachkompetenz zu verdanken sein, daß er die Privatklinik weiterführen darf, denn er hat seine negative Einstellung zum Dritten Reich nie verleugnet; sie war im schroffen Gegensatz zur Ideologie der Machthaber.

1939 meldete sich Lebsche, daß er den Verwundeten helfen wolle. Die ihm daraufhin abverlangte schriftliche Erklärung, er soll sich zum Dritten Reich bekennen, wies er weit von sich. Er wurde aber nicht verfolgt, weil man den Chirurgen brauchte. Und so wurde er am 1.12.1939 Chefarzt der chirurgischen Abteilung des Standortlazarettes München I. Ab Zerstörung der Operationsräume im Juli 1944 war er dann Leiter des Ausweichlazarettes München-Fürstenried. Dieses blieb auch nach dem Krieg bis 1.4.51 als Caritas-Spital bestehen. Während der Kriegszeit konnte Lebsche die „Sauerbruchhand“ (durch Bewegung der Muskeln zu bewegendes Kunsthand) weiterentwickeln und an über 1000 Verwundeten anwenden. Wie berichtet wird, hat er während und nach dem Krieg über 1100 Kriegsversehrte ohne jedes Entgelt behandelt. Einmal erhielt er von verwundeten Patienten zum Dank für die Behandlung einen Lorbeerkranz mit weißblauer Schleife. Wie es in einem Bericht heißt, habe ihn dieses Geschenk mehr beglückt als so mancher Orden.

Nun zurück nach Glonn. Soweit es sein Dienst erlaubte fährt der Professor am Sonntag nach Glonn. Schwester Klara ist seit 1927 im Schuldienst tätig, zunächst in Kirchdorf a.L., dann in Moosach und später Studienrätin der Berufsschule für das Schneider- und Friseurhandwerk in München. Schwester Mathilde ist die „Hauserin“. Sie verstirbt 1946. Den Vater segnete bereits 1940 das Zeitliche, nachdem er bis 1935, also rund 50 Jahre, den Glonnern ein guter und zuverlässiger Arzt war. Zusammen mit dem Glonner Fliegergeneral Karl Koller gelingt Prof. Lebsche die Herausnahme von Ravenna aus den Kampfzonen des Krieges. Daß ihm das nach dem Krieg aufkommende Flüchtlingselend nicht gleichgültig war, zeigt, daß er 1950 für 2600 Mark im Feuerwehrhaus eine Wasch-

küche stiftete, damit nicht in den viel zu kleinen Wohnungen auch noch gewaschen werden mußte. Aber auch Schwester Klara nimmt sich der Bedürftigen an. Sie übernimmt freiwillig für den Landkreis Ebersberg die caritative Fürsorge. Für die Gemeinde Glonn ist sie bis zu ihrem Tod 1974 caritativ tätig. Mit ihrem Tod waren die Lebsches in Glonn ausgestorben. Die Bibliothek ging an die Glonner Volksbücherei und das Haus war dem „Dritten Orden“ vermacht, damit für Glonn die ambulante Krankenpflege erhalten bliebe. Vom Dritten Orden hat es dann die Glonner Kirchenstiftung käuflich erworben. Heute ist es die Wohnung des Mesners und der Chorleiterin.

Wie schon gesagt, Prof. Lebsche war auch ein politischer Mensch. Seinem Verständnis nach wäre für Bayern die Wiedererrichtung der Monarchie das Richtige. Seine Achtung vor den Wittelsbachern, seine Erfahrungen und Freundschaft mit diesem Herrscherhaus gaben ihm hierfür ein unerschütterliches Fundament. Und so wird er schon 1945 einer der Wiederbegründer und der Vorsitzende der Bayerischen Heimat- und Königspartei. Im Januar 1946 erfolgt die provisorische Zulassung durch die Militärregierung. Ein 14-seitiges Manuskript erscheint über die Ziele dieser Partei und im April ist im überfüllten Prinzregententheater ihr erster öffentlicher Auftritt. Am 10. Mai 1946 muß das Parteisekretariat den Mitgliedern allerdings bekannt geben, daß von der Militärregierung die vorläufige Zulassung für die Partei zurückgezogen wurde. Erst 1950, als die Gründung einer Partei nicht mehr von Besatzern abhängig war, wurde die Partei wieder ins Leben gerufen. Bei der Landtagswahl von 1950, bei der die Partei angetreten war, wurde ihr nicht einmal ein Achtungserfolg zuteil. 1952 wurde sogar eine Verschmelzung mit der Bayernpartei, in Erwägung gezogen. Sie scheiterte allerdings daran, daß die Bayernpartei nicht das Kernziel, nämlich die Wiederherstellung der Monarchie, ins Parteiprogramm aufnehmen wollte. Die Partei bestand weiter. Die vielen Briefe mit dem Europäischen Adel, aber auch mit bayerischen Persönlichkeiten zeigen, daß Prof. Lebsche bis zu seinem Tod die Wiedergründung der Bayerischen Monarchie nie aufgegeben hatte. Die Geburtstage der Repräsentanten des Bayerischen Königshauses waren für die Darstellung seiner Ziele immer ein besonderer Anlaß. Zum Tod des Professors im Jahr 1957 gedachte die Gruppe ihrem „Gründer und Landesvorsitzenden“ in einer Todesanzeige. Lebsche war für alle Dinge aufgeschlossen, die die Wahrung seiner Bayerischen Heimat zum Ziel hatten. So war er auch 1954 Gründungsmitglied der „Bayerischen Einigung“ und warb seinerseits mit einem Aufruf für diese Gruppierung.

Nach Ende des Krieges wurde Lebsche rehabilitiert. Bereits 1946 wurde ihm wieder die Leitung der chirurgischen Uni-Klinik in München übertragen. Aber bereits 1947 mußte er nach mehrwöchiger Krankheit öffentliche Ämter niederlegen. Er widmete sich dann nur noch sei-

ner Privatklinik, die über die Zeit hinweg Patienten aus mehr als 30 Nationen versorgte. 1950 hat er dann seine Klinik dem Orden der „Barmherzigen Schwestern“ übergeben, die dort als Schwestern tätig waren. Er selbst blieb weiter leitender Arzt. Die vielen Patienten machten 1953 eine Erweiterung auf das Doppelte nötig.

Prof. Lebsche, der ein strenggläubiger Katholik war, begann seinen Tagesablauf um 4.30 Uhr mit dem Besuch in seiner Privatkapelle und beendete ihn erst spät am Abend. Zudem kannte er keinen Urlaub. Seine Mitarbeiter berichten, daß er zu immer mehr Präzision und Genauigkeit tendierte, aber auch zu immer mehr Menschlichkeit und Güte. Im Herbst 1955 erleidet Prof. Lebsche seinen ersten lebensbedrohlichen Herzinfarkt. Ohne sich Erholung zu gönnen, oder sich gar zur Ruhe zu setzen, leitet er vom Krankenlager aus bald wieder die Klinik. Einen zweiten Infarkt im September 1957 überstand er nicht. Ein erfülltes Leben, das für so viele zum guten Schicksal wurde, war zu Ende. Im Glonner Familiengrab fand er seine letzte Ruhestätte.

Die Beerdigung von Prof. Max Lebsche war noch einmal eine Zusammenfassung seines Lebens. Der Bayerische Ministerpräsident Dr. Högner würdigte in einem Beileidstelegramm der Staatsregierung das Wirken Lebsches. Zahlreiche Verbände und Vereinigungen und natürlich auch die Glonner selbst gaben ihrem „Doktormax“, wie er von den Einheimischen genannt wurde, die letzte Ehre. Zuletzt war es dann der Andachtsjodler, mit dem die Waakirchner Sänger einen bayerischen Patrioten von besonderer Größe verabschiedeten.

Lebsches Lebensdevise war: „Gott sein Leben, dem Menschen sein Können, dem König seine Treue und der Heimat seine Liebe“. So steht es auch auf den von Prof. Georgii 1957 geschaffenen Bronzetafeln, die beiderseits des Marienbrunnens vor seinem Heimathaus aufgestellt sind. Sie erinnern an eine große Glonner Familie, die sich in Glonn beispielhaft engagiert hat, die Glonns Namen in die Welt hinausgetragen hat und ohne die Glonn kein Marienheim hätte. Den Grundstock für dieses Altersheim haben die Lebsches gelegt.



BALTHASAR KILLI UND DAS HABERFELDTREIBEN

Münster in der Pfarrei Glonn und in der Gemeinde Egmatting ist auch heute noch ein stattliches Bauerndorf. Um die Kirche, das Wirtshaus und den Maibaum in der Mitte des Dorfes reihen sich die Höfe, so daß in jüngerer Zeit entstandene Neubauten kaum auffallen. Die Hauptstraße des Ortes hat seit Jahrhunderten ihren angestammten Platz und teilt nicht das Dorf, sondern vereinigt es.

Während viele Orte in der Größe von Münster ihren Straßen entweder keine Namen, oder die der nächsten Orte gaben, nennt sich die Münsterer Hauptstraße die Killi-Straße. Sie erinnert an einen Mann, der 1866 im Brandlhof an der heutigen Killi-Straße geboren wurde.

Bauernburschen bekommen es nicht in die Wiege gelegt, daß nach ihnen Straßen benannt werden. Aber Balthasar Killi, der „Brandlhausl“ genannt, war ein Besonderer, er war einer der letzten „Habererführer“ des Geheimbundes der Haberer.

Die Familie Killi stammt aus Münster – aus dem „Haflanwesen“. Anton Killi wird dort im Jahre 1800 geboren. 1824 wird er vom Militärdienst frei und im Jahre 1832 heiratet er die gleichaltrige Witwe Ursula Nußbaum, geborene Obermayr, die aus erster Ehe einen Sohn hatte. Anton Killi wird damit Brandlbauer. Beim Brandl ist ein angesehener Hof. Der Hofname wird bereits 1750 genannt und kommt daher, weil ein altes Schnapsbrennrecht zum Hof gehört, das noch in unseren Tagen ausgeübt wird.

Der älteste und einzige Sohn der Killi-Eheleute, Balthasar Killi wird am 25.1.1839 in Münster geboren. Er heiratet am 18.10.1864 die 1844 geborene Riedhauserstochter Barbara Schelshorn aus der Gemeinde Brunntal. Die Größe des Brandlhofes erlaubt es, daß Balthasar für das Militär einen Ersatzmann stellt. Er wird aber „in Folge seiner verfassungsmäßigen Verpflichtung“ zur Reserve als Legionist zum Regiment „Kronprinz“ verpflichtet, wohl einer besonderen Einheit, denn Balthasar hatte ein Gardemaß von rund 1,85 Meter. Dies hat er wohl von seiner Mutter geerbt, denn der Vater Anton Killi brachte es nur auf eine Größe von 1,68 Meter.

Die Ehe des Balthasar Killi war im wahrsten Sinne des Wortes mit Kindern gesegnet. In den Jahren von 1865 bis 1886 kamen nicht weniger als achtzehn zur Welt. Freilich erlebten nicht alle das Schulalter, aber dreizehn waren es schon, die erwachsen wurden und um den Brandl'schen Tisch saßen. Hinzu kamen ab 1888 noch einige „ledige Kinder“ von den älteren Töchtern, die der Brandlmutter sicher nicht nur Freude bereiteten.

Als zweites Kind (nach Elisabeth 1865) wird nun Balthasar am 22.6.1866 geboren. Dieses Jahr 1866 war in Bezug auf abgehaltene Haberfeldtreiben, nicht nur in unserer Gegend, eines der ergiebigsten. Die Treiben in Hohenlinden, Siegersbrunn, Bruckhof, Hintsberg, Aying

und Kraiß, sorgten auch in unserem Bezirk für die nötige Aufregung. Man möchte meinen, die Habererkarriere wäre dem Brandlhausl von daher in die Wiege gelegt worden. Auf diese Weise nicht; in die Wiege gelegt allerdings, denn die Killifamilie war schon lange eine Habererfamilie. In den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts wurde bereits ein Killi als Haberer verfolgt. Balthasar Killi (1839) war jedenfalls, gemäß der Familientradition, auch Haberer. Er brachte es sogar zum Habererführer und der letzte Haberermeister Thomas Bacher nennt ihn sogar einen bewährten Führer.

Um das Umfeld der Killis begreifen zu können, muß eine Erläuterung des Habererbundes folgen. Zunächst eine kurze Schilderung eines Haberfeldtreibens:

In der Regel um Mitternacht versammelten sich vermummte Männer, deren Zahl sehr unterschiedlich war, vor einem Dorf und sorgten durch Lärmen und Schüsse für Aufmerksamkeit. Hatten sie diese, verlas einer von den Haberern in Knittelversen Schandtaten von einem oder mehreren Dorfbewohnern. Nach jedem Vers wurde die Schar vom Vorleser gefragt: „Is des wahr“ – die Antwort war: „Wahr is“. Nach weiterem Lärmen wurde der nächste Vers verlesen, und so ging es fort. So heimlich wie die Haberer gekommen waren, verschwanden sie auch wieder in der Dunkelheit.

Wo aber waren diese Haberer und was war der Habererbund? Hierüber gibt es viel Literatur und wie es bei einem Geheimbund so ist, wurde auch viel „gemunkelt“. Der Sache am nächsten, zumindest was Organisation und Tradition der letzten paar hundert Jahre angeht, kommt sicher Thomas Bacher, der letzte Haberermeister, in seinen Erinnerungen. Er muß es ja wissen, denn bereits als 23-jähriger (1886) wurde Bacher in dieses Amt gewählt.

Die Deutung des Haberfeldwesens muß sich zwangsläufig zwischen Recht und Brauchtum bewegen. Es muß unterschieden werden zwischen Ursprung und Ausübung. Der Ursprung dieser Feme geht sicher in das frühe Mittelalter zurück und ist nicht nur auf das klassische Haberergebiet zwischen Isar und Inn zu beschränken. Es handelt sich hier auch nicht um eine rein bayerische oder deutsche Erscheinung, sondern um eine mitteleuropäische. Der Bezug auf Karl den Großen, der der Sage nach im Untersberg ruhen soll und auf den sich die Haberer bei ihren Treiben beriefen, ist nur ein Indiz in Bezug auf die Ausdehnung dieses Femegerichtes.

Der Begriff „Haberfeldtreiben“ wird allzugerne davon abgeleitet, daß Treiben erst stattfinden konnten, wenn die Haberfelder (Hafer), die letzte Getreidefrucht, abgeerntet waren und so kein Flurschaden mehr gemacht werden konnte. Die Termine der abgehaltenen Treiben beweisen aber, daß mit Ausnahme des Sommers zu allen Jahreszeiten getrieben wurde. Für den Termin war schon eher

maßgebend, wie er in die bäuerliche Arbeitswelt paßte und wieviel Nachtzeit für den oft langen Anmarsch zur Verfügung stehen mußte. Eine eher zutreffende Deutung bezieht sich auf das althochdeutsche Wort „hapar“ für Ziegenbock. Laut Zipperer könnte das Wort Feld Fell bedeuten, so daß Haberfeld etwa mit „Ziegenbockfell“ zu übersetzen wäre. Ins Praktische umgesetzt würde Haberfeldtreiben dann heißen: Jemand ins Ziegenfell stecken und herumtreiben. Diese Art von Verurteilung gab es bei unseren Vorfahren. Die Ausdrücke „ins Bockshorn jagen“ oder „Sündenbock“, könnten hier in Verbindung stehen.

Die in unserem Gebiet ausgeführten Haberfeldtreiben des 18., 19. und 20. Jahrhunderts haben mit Sicherheit die Tradition früherer Jahrhunderte aufgegriffen. Es wurden aber eigene Formen gefunden, die vom Oberländerslag geprägt sind und diesem auch gerecht wurden. Dies ergibt sich auch aus der räumlichen Ausdehnung, eben zwischen Isar und Inn, im Süden bis zur Landesgrenze und bis in den Norden des Ebersberger Bezirkes.

Der Oberländer Habererbund hat, laut Bacher, seinen Ursprung im Spanischen Erbfolgekrieg 1705, als die Oberländer Bauern München von den Österreichern befreien wollten (Sendlinger Mordweihnacht). Die Initiatoren waren nicht etwa Bauern und Handwerker, sondern höhere bayerische Beamte. Anführer dieses Marsches war der legendäre „Schmied von Kochel“, Balthasar Riesenberger, der aus der Miesbacher Gegend stammte und als erster Haberermeister gelten darf. Dafür spricht auch, daß das Meisteramt bis 1790 in der Familie Riesenberger blieb. In der Folgezeit waren dann der Schmied von Staudhausen, der Moar von Fischbachau, der Daxer von Wall (Hans Vogl) und eben ab 1886 Thomas Bacher die Haberermeister.

In der Spitze dürfte dieser Geheimbund bis zu 2000 Mitglieder gehabt haben. Aus Prinzip wurden nur Leute aufgenommen, die gut beleumundet, keine „Sprichbeutel“ und von Haberern empfohlen waren. Für Meister und Führer galt dieses Prinzip ganz besonders. Ein Geheimbund von solcher Größe und Ausdehnung mußte natürlich eine straffe Organisation haben. Deshalb war der Bund in Bezirke eingeteilt, die ein Gebiet von 20 bis 25 Kilometern Durchmesser umfaßten. Es gab bis zu 20 Gebiete, die jeweils von einem Führer geleitet wurden, der von den übrigen Führern bestimmt war. Er war für seine Leute verantwortlich. An der Spitze des Bundes stand ein Haberermeister, der von den Führern auf Lebenszeit (eine Ausnahme) gewählt war. Ihm stand der Habererrat, der aus zehn Führern bestand, zur Seite. Im Habererrat war auch Balthasar Killi (1866). So wie alle Führer, hatte auch er einen Decknamen: „Killio von Minsing“. Im Habererrat wurden die vergangenen Treiben und künftige beraten, wo und wer getrieben werden sollte und wer die Verse zu machen hatte. Untereinander kannten

sich nur die Haberer eines Gebietes. Nur der Meister durfte alle kennen.

Das Haberfeldtreiben war nicht zu allen Zeiten in der Mißgunst von Kirche und Staat. Man denke nur an den patriotischen Einsatz von 1705. Der Habererbund prangerte alles an, wozu die allgemeinen Grundsätze von Recht und Moral nicht ausreichten. Entweder, weil Recht und Moral nicht den nötigen Spielraum für eine Verurteilung hergaben, weil diejenigen, die Grundsätze durchsetzen sollten, selbst „Dreck am Stecken“ hatten und so nicht handeln konnten, oder Schandtaten eben nur den Haberern bekannt waren. Zum anderen war das bäuerliche Volk in früherer Zeit von der Rechtspflege ausgeschlossen. Und so hatten die Haberer die einfachen Leute, die sich sowieso nichts erlauben durften, auf ihrer Seite. Freilich waren die Haberer wegen der Selbstjustiz, aber auch weil so mancher „Staatsdiener“ bei einem Treiben drangekommen war, nicht die Freunde der ausführenden Staatsorgane. Von höchster Warte aus wurden sie aber sogar zeitweise hingenommen. Und so gab es 1833 eine Verfügung König Ludwigs I., daß gegen die Haberer nur soweit eingeschritten werden darf, als es unbedingt notwendig sei.

Die Zahl der Haberfeldtreiben wird in der Literatur verschieden angegeben. Es ist die Rede zwischen 103 und 136. Die Unsicherheit kommt daher, weil nicht alle Treiben so verfolgt wurden, damit sie für den Forscher aktenkundig sind, weil in einigen Fällen Treiben angekündigt, aber nicht abgehalten wurden, und weil ähnliche Spektakel veranstaltet wurden, die mit dem Haberfeldtreiben nichts zu tun hatten.

Ursprünglich, etwa bis 1834, wurde lediglich südlich der Mangfall getrieben. Erst allmählich wurde diese Grenze überschritten (1834 Hohenthann) und erreichte 1867 mit Finsing den nördlichsten Punkt. Der Grund dürfte darin liegen, daß die Bevölkerung ihren Wohnsitz immer freizügiger wählen konnte und daß sich der Gedanke des Haberfeldtreibens, aus welchen Gründen auch immer, ausbreitete.

Im Landkreis Ebersberg wurden folgende Treiben abgehalten beziehungsweise nur angekündigt: 1846 Schalldorf und Dorfen, 1847 Moosach, 1848 Aßling, 1849 Aßling, 1850 Glonn – nur angekündigt, 1861 Grafing, 1862 Egming, 1863 Öxing/Grafing, 1864 Zorneding, 1866 Hohenlinden, Bruckhof, Grafing, Anzing, Hintsberg/Steinhöring, Kraiß/Steinhöring, Ebersberg – nur angekündigt, 1867 Markt-Schwaben, 1883 Moosach, 1885 Glonn – nur angekündigt, 1892 Egming (2x), 1893 Emmering, 1895 Taglaching, Sensau, 1897 Egming, 1905 Frauenneuharting.

Habererforscher sehen ab dem Jahr 1863, dem Jahr mit der höchsten Anzahl an Treiben, insgesamt 19, den be-

ginnenden Verfall des Habererwesens. Die Organisation schien zu groß zu werden – die Gefahr, daß sie ihren Führern entglitt, war gegeben. Womöglich kamen immer mehr Leute in den Bund, die den Begriff „Habererlehre“ nicht mehr so ernst nahmen. Die neue „Freiheit“ von 1848 (Bauernbefreiung) und eine zunehmende Kirchenfeindlichkeit mögen diesen Trend unterstützt haben. Die Habererverse wurden immer frecher und die Ausdrucksweise immer unzüchtiger. Es muß allerdings gesagt werden, daß die damalige Ausdrucksweise und der Wortschatz des Landmannes nicht jener Schicht entsprach, die darüber zu urteilen hatte und erst recht nicht nach heutigen Maßstäben bewertet werden kann.

Die Haberer wurden daraufhin stärker verfolgt. Aber auch die Sympathie der Bevölkerung schwächte sich ab. Die Rechnung für Habererverfolgungen und Schutzmaßnahmen hatten nämlich die Gemeinden zu zahlen. 1865 wurde ein Patrouille von 70 Mann in den Landkreis verlegt und nicht nur die Gemeinde Glonn hatte Sicherheitswachen aufzustellen. 1866 traf auch ein Kirchenbann die Haberer. Die Maßnahmen zeigten Wirkung, von 1867 bis 1891 gab es dann insgesamt nur noch 15 Treiben.

Ein weiteres Verfallsmoment lag in der Person des Hans Vogl, Daxer von Wall, der 1876 zum Haberermeister gewählt wurde. Er, der es mit der Sittlichkeit selbst nicht so genau nahm, konnte kein Vorbild für die Haberer sein. Die Habererführer reagierten zwar und wählten ihn ab, aber erst 1886. Sein Nachfolger wurde der 23-jährige Thomas Bacher, der nur einfacher Haberer war, also kein Führer. Nichts gegen den Bacher Thomas, er war einer der tapfersten im Habererbund und führte sein Amt souverän, aber für den Kreis der rund 20 Habererführer war die Wahl eines so jungen Meisters ein Armutszeugnis. Aber wahrscheinlich erkannten sie den Ernst der Lage und setzten auf „junges Blut“ ihre letzte Hoffnung.

Daß die Killis eine Habererfamilie waren, wurde ja schon gesagt. Wenn sie auch nie erwischt wurden, so bestand hierüber amtlicherseits doch eine Vermutung. In den Akten des Grafinger Treibens von 1863 werden mutmaßliche Täter auch aus Altmünster genannt. Balthasar Killi (1839) war damals erst 24 Jahre alt und mit Sicherheit habererfähig. Führer wird er wohl noch nicht gewesen sein. Wann er es geworden ist, ist nicht bekannt. Wir wissen aber wann er seinen Führerposten abgegeben hat, nämlich als er im Herbst 1887 zum Bürgermeister von Egming gewählt wurde. Dieses Amt hatte Killi bis 1893 inne.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß Habererposten, natürlich nur mit Zustimmung der Führer, innerhalb einer Familie weitergegeben wurden. Daß Balthasar Killi (1866) noch im Jahr 1887 Führer wurde, ist unwahrscheinlich. Zum einen war er erst 21 Jahre alt, zum anderen dürfte sich die Führerrunde erst im Sommer 1888 wieder ge-

troffen haben. Nach Killis (1839) Abdanken als Führer ist das nächste Treiben erst 1889, in unserem Raum erst 1892 (Egming) zu verzeichnen. Die Nachfolge des jungen Killis als Führer könnte also auch erst 1892 gewesen sein. Aber in diesem Jahre war er es jedenfalls, denn Thomas Bacher schreibt, daß Killi ihn beim Harthausener Treiben 1892 vertreten habe. Hans Esterl aus Reinstorf, der Vater und Sohn Killi noch gekannt hatte, sagt, daß sich beide sehr ähnlich waren und so hatte auch der junge Killi eine Körpergröße, wie sie bei Habererführern erforderlich war. Bacher erwähnt, daß der junge Killi der jüngste unter den Führern, im Habererrat war und daß er einstimmig gewählt wurde. Killi war 1892 26 Jahre alt. Seit wann er Haberer war, läßt sich nicht ermitteln. Es ist anzunehmen, daß ihn schon der Vater in den Geheimbund eingeführt hatte. Wie schon gesagt: Als Habererführer hatte Killi den Decknamen „Killio von Münsing“, ein Deckname, der gemäß dem Habererbrauch intern auch einen Hinweis auf den tatsächlichen Namen, beziehungsweise auf den Wohnort des Führers gab.

Die Haberer rekrutierten sich aus dem Bauernstand und aus Handwerkern, die wiederum vom Bauernstand abhängig waren. Die großpolitische Lage der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts war alles andere als bauernfreundlich. Die Caprivi'schen (Reichskanzler) Handelsverträge brachten eine Überschwemmung des Weltmarktes. Getreide- und Viehpreise gingen in den Keller. Ein Ausspruch von Caprivi aus dieser Zeit mag die offizielle Einstellung verdeutlichen: „Unsere Kühe weiden am La-Plata (Argentinien)“. Die Bauern wurden politisch immer selbständiger und wandten sich vom konservativen „Zentrum“ immer mehr ab hin zum neugegründeten „Bayerischen Bauernbund“. Bei der Landtagswahl von 1898 wurde diese progressive Partei in Glonn mit 44,5% gewählt. Hinzu kam, daß die Sozialabgaben, der im letzten Jahrzehnt eingeführten Sozialversicherung stiegen. Andererseits brachte die Sozialversicherungspflicht den abhängig Beschäftigten mehr Freizügigkeit. Für das Alter mußte also nicht mehr ein Leben lang dem gleichen Bauern gedient worden sein. Dieser Hintergrund muß mitgesehen werden, wenn man die Renaissance des Haberfeldtreibens in den 90er Jahren beurteilt.

Haberermeister Bacher war 1890 27 Jahre alt und Habererführer Killi erst 24 Jahre. Für die Führung eines Geheimbundes von solcher Größe waren sie beide sehr jung, wenn man bedenkt, daß damals für die Wahl eines Bezirkstagsmitgliedes (heute Kreistag) ein Mindestalter von 30 Jahren vorgeschrieben war. Weiter muß gesehen werden, daß damals beim Landvolk Wissen und Anerkennung zum großen Teil auf Erfahrung basierte und hier war eben das Alter mit ausschlaggebend.

Eine gewisse Rivalität zwischen Killi und Bacher darf bei der Zusammenarbeit vorausgesetzt werden. Der Altersunterschied war nur zweieinhalb Jahre. Bacher wur-

de mit 18 Haberer und mit 23 Jahren Meister und stammte aus keiner Habererfamilie. Dagegen konnte sich Killi mindestens schon seit dem Großvater auf eine Habererfamilientradition berufen.

Aber nicht nur Meister und Führer waren jünger geworden. Diese Verjüngung darf auch für die Schar der einfachen Haberer angenommen werden. Dies muß nichts über die Qualität aussagen. Es scheint aber so, daß das Motiv für eine Beteiligung am Haberfeldtreiben immer mehr die „Gaudi“ gewesen sein muß. Entweder funktionierte das Kontrollsystem nicht mehr, oder man war bei Neuzugängen zu unvorsichtig gewesen. Der Glonner Chronist Pfarrer J.B. Niedermair, der das Haberfeldtreiben immerhin unter „Kulturgeschichte“ in seine Glonner Chronik eingeordnet hat, wurde 1875 geboren und war damit Zeitgenosse. Er schreibt 1909: „Dieses ursprünglich urwüchsige und ernst betriebene Sittengericht des Oberlandes ist in den letzten Jahrzehnten sehr ausgeartet, so daß mancher alte Haberer sagte, daß bereits nur mehr Lumpen treiben“. Wenn diese Aussage auch sehr pauschal ist, so hat sie sicher den Kern getroffen.

Meister Bacher erkannte die Tendenz des Verfalls. Am Hauptsammelplatz beim Treiben in Valley am 16./17.09.1893 nennt er deshalb bei seiner Rede das Kind beim Namen: „Aber ich weiß auch, daß sich gar mancher von euch erlaubt, sich als Führer aufzuspielen und mit jedem Lumpen und Halodri, wenn er auch kein Haberer

ist, die verwerflichsten Schabernake und sogar Racheakte ausführt“. Bacher fürchtet, daß das ererbte Sittengericht der Urahren zu einer „Bande“ herabkommt. Er hält den „Killio“ für den Hauptschuldigen. Aber auch der „langhaarige Tegernseer“ (Führer Robokner aus Gmund) wird in diese Rüge mit einbezogen. Eine ernste Mahnung, denn der Meister droht sogar, wenn sich nichts ändert, mit seinem Rücktritt.

Scheinbar hat sich etwas geändert, denn Bacher bleibt Meister. Killi vertritt ihn beim Treiben in Emmering (1893), in Peiß/Aying und Sauerlach (1895).

In dem Maße, wie sich die Feinde der Haberer mehren, verlieren sie Sympathisanten. Die Verfolgung der Haberer wird durch den neu aufgekommenen Telegraph leichter; Verstärkung kann schneller angefordert werden und die Fahndung wird erleichtert. Die Kirche sieht erneut eine durch die Haberer verkommene Volksmoral und verfügt 1893 die „Exkommunikation“ der Beteiligten. Die Haberer machen sich sogar darüber lustig und erwidern bei einem Haberfeldtreiben: „An Erzbischof vo Munka kinnt's a no schee griäß'n, er soi net de Hobara, er soi Spitzbuam vo da Kirch'n ausschlaßn“.

Der Volkskundler Georg Queri kennt sich aus im Haberwesen. Er ist einer der ersten, der darüber schreibt (1911). Er nennt sein Habererbuch: „Bauernerotik und Bauernfeme in Oberbayern“. Es mag schon sein, daß die



Die Familie Killi im Jahre 1905 – der Hausl mit Vollbart

bei einem Haberfeldtreiben verlesenen Verse, die häufig mit erotischen Vorkommnissen und obszöner Sprache gespickt waren, so manchen „Neugierigen“ zum Haberer machten oder dies erleichterten. Man muß bedenken, daß damals auf dem Lande solche Themen tabu waren.

Nun aber wieder zurück zu Balthasar Killi. Wir schreiben nun das Jahr 1895. Der „Brandl-Hausl“ ist nun 29 Jahre alt. Die Brandlmutter hat inzwischen 18 Kinder zur Welt gebracht, 13 leben – und das auf dem Brandlhof. Zu ihnen kommen noch 5 „ledige Kinder“ der älteren Töchter. Auf dem Brandlhof lebten also nicht nur rund 20 Personen, sie mußten auch verköstigt werden. Für den Brandlhausl war es schwierig genug, seine Haberertätigkeit in der Familie geheimzuhalten, mit Ausnahme gegenüber dem Vater und den Brüdern, die selbst Haberer waren. Wie der Verfasser von seinem Vater weiß, der den Brandlhausl gut kannte, wußte nicht einmal die Brandlmutter von der Habererexistenz ihres Hausl. Ein Vorfall zeigt dies: Der Hausl kam in der Früh von einem Treiben oder einer Besprechung heim. Er hatte aber eines übersehen, nämlich, daß an diesem Tag Brot gebacken wurde und die Mutter früher auf war als sonst. Ins Haus gehen wäre also aufgefallen. Der Hausl schlich sich deshalb in das außerhalb des Hauses stehende „Häusl“ und ging dann, während er seine Hose hochzog, ins Haus, als hätte sein Aufsein einen anderen Grund gehabt. Die Mutter fiel natürlich prompt darauf herein.

An wieviel Treiben der Brandlhausl insgesamt teilgenommen hat, ist uns nicht genau bekannt. Seinem Strafregister entnehmen wir sieben. Bacher bestätigt nur fünf. Bacher hat aber bestimmt keine Anwesenheitslisten geführt.

Wie wurde nun ein solches Treiben vorbereitet, wie war es organisiert und wie lief es ab? Nehmen wir als Beispiel Peiß/Aying vom 21./22.09.1895, das vorletzte, bei dem Killi beteiligt war und federführend den Meister vertrat. Dieses Ereignis ist verhältnismäßig genau in der Anklageschrift des königlichen Staatsanwaltes Grimm vom Landgericht München II dargestellt, die nach vielen Ermittlungen erstellt wurde.

Die Vorbereitungen begannen in den ersten Septembertagen des Jahres 1895. Ein Braugehilfe aus Aying kam mit dem Fahrrad zu Killi nach Münster. Vor dem Wirt hatten beide eine längere Unterredung. Der Braugehilfe überbrachte den Auftrag, daß in Aying Haberfeld getrieben werden solle. Ein möglicher Auftraggeber wird im Akt zwar genannt, diese Person konnte aber mangels Beweis nicht überführt werden. Diesbezüglich schwieg auch Killi beim Verfahren und sagte nur, daß der Auftraggeber ein Bürger aus Aying sei.

Ein weiteres Gespräch gab es dann am 19. September beim Aiblinger Volksfest. Mit dabei waren Killi, der Braugehilfe, ein Bauernsohn aus Grub und Thomas Bacher.

Das Treiben war schon beschlossene Sache. Killi wollte Bacher zum Vorleser des Aying'er Treibens überreden. Dies gelang jedoch nicht. Kurzfristig kam es dann zu einem Treffen im Wald zwischen Killi, dem Braugehilfen und einem Waldarbeiter aus Egmatting. Thema war, wer „getrieben“ werden sollte und welche Delikte man hernehme. Den größten Teil des „Materials“ lieferte der Braugehilfe. Killi und der Waldarbeiter dichteten sodann die Verse im Hause eines anderen Münsterer Haberers.

Gleichzeitig liefen weitere Vorbereitungen für das Treiben. Der Braugehilfe gab einem anderen Haberer den Auftrag, bei den Kollegen aus dem Sauerlacher Bereich einzusagen. Ein Bauerssohn aus Göggenhofen verständigte die Leute aus der Gruber Gegend. Der Braugehilfe sorgte aber auch für 85 Liter Bier am Hauptsammelplatz (Kiesgrube südlich von Peiß), die er heimlich aus dem Liebhard'schen Brauereikeller holte und rechtzeitig mit dem Karren zur Kiesgrube zu liefern hatte.

Für die Verständigung der weiteren Gebiete wird wohl Killi gesorgt haben. Sehr wahrscheinlich erfolgte dies im „Schneeballsystem“.

Über die Zahl der am Treiben Beteiligten heißt es: „von vornherein nicht bestimmbar“. Wegen des Aying'er Treibens wurden 61 Personen für schuldig befunden und 20 wurden wegen fehlender Beweise freigesprochen. Die tatsächliche Zahl dürfte bei weit über 100 gelegen haben.

Der Anmarsch der einzelnen Gebiete erfolgte nach Einbruch der Dunkelheit und sicher erst nach getaner Arbeit. Mit der Einladung wurden auch die ersten Treffpunkte genannt, so daß sich nur die Leute eines Treffpunktes zu kennen brauchten. Das war sozusagen eine erste Personalkontrolle.

Die Angabe über die Zahl der Treiber bezieht sich im folgenden nur auf die gerichtsmäßig Festgestellten. So trafen sich die 11 Teilnehmer aus dem Bruck-Alxinger Bereich als erstes auf einem Hügel zwischen Bruck und Wildenholzen, die 5 aus dem Bairer Winkel in der Mittermühle. Zweiter Treffpunkt war dann jeweils die Einöde Spielberg mit Brauerei, Gast- und Landwirtschaft. Die weiteren 16 kamen direkt nach Spielberg, darunter auch der Killi.

Ein Dienstknecht aus Spielberg mußte die ankommenden Treiber kontrollieren. Möglicherweise wurde hier das Erkennungswort ausgesprochen, das üblicherweise aus zwei zusammengesetzten Wortteilen bestand. Zum Beispiel sagte der Ankommende „Holz“ und der Kontrolleur „Kirchen“. Das Erkennungswort hieß dann „Holzkirchen“. Es ist vorstellbar, daß die Erkennungswortteile in Sätze oder Fragen gekleidet waren, was einer höheren Sicherheitsstufe entsprochen hätte.

Man traf sich im Gärkeller der Brauerei. Die ankommenden bekamen Freibier. Spielberg als Sammelort, war ein idealer Haberertreffpunkt. Nicht nur weil die Spielberger-Söhne Haberer waren, sondern auch weil Spielberg abgelegen ist und nur sehr differenziert zuzuordnen war. Zur Gemeinde gehörte es nach Egmatting, zur Schule nach Helfendorf und zur Post nach Glonn.

Eine zweite Gruppe traf sich mit 9 Mann an einer Waldecke zwischen Grub und Helfendorf. Zwei Mann aus Holzkirchen kommend, stießen bei Kreuzstraße auf die von Otterfing und Erlach kommenden 14 Mann. Die vierte Gruppe kam aus der Sauerlacher und Hofoldingen Gegend.

Hauptsammelplatz war eine Kiesgrube südlich von Peiß, wo sich die Haberergruppen pünktlich einzufinden hatten. Ein Knecht aus Göggenhofen, der sich allerdings am Treiben selbst nicht beteiligte und während des Treibens eine Alibifunktion zu erfüllen hatte, schenkte die 85 Liter Bier aus. Vor versammelter Mannschaft erklärte der Führer kurz die Tradition des Haberfeldtreibens und den aktuellen Anlaß, dann nahm er seinen Leuten den Habererschwur ab, der zur Verschwiegenheit in allen Lebenslagen verpflichtete. Die Gesichter der Haberer waren verumumt, mit Ruß geschwärzt, und/oder mit falschen Bärten maskiert, um so unkenntlich zu sein. Waren nun die „Regularien“ abgewickelt, begann das eigentliche Treiben. Den Gerichtsakten zufolge war ungefähr jeder zweite Haberer mit einer Schußwaffe ausgestattet. Vier hatten ihre Blechblasinstrumente dabei.

Der Anmarsch nach Aying erfolgte über Peiß. Punkt 12 Uhr zogen die Haberer unter fortwährendem Lärmen und Schießen auf eine Anhöhe zwischen Peiß und Aying. Dem Peißer Bäcker Katzmair gingen hierbei durch den Luftdruck des Schießens Fensterscheiben zu Bruch. Auf der Anhöhe angekommen, wurden bis an den Ortsrand von Aying hin die mit Schußwaffen ausgerüsteten Vorposten verteilt, um die Habererschar vor Eindringlingen zu sichern.

Zunächst wurden Schüsse über die Ortschaft Aying abgefeuert. Hierbei wurden einige Dachplatten und ein Fensterstock beschädigt. Einen Vorposten aus der Glonner Gegend erwischte es am Oberarm durch einen Schrotschuß. Nach entsprechendem Schießen und Lärmen, bis man sich der Aufmerksamkeit der Ayinger sicher war, ertönte dann von der Musik das Signal „Ruhe“. Dann verlas ein Haberer, der Holzarbeiter aus Egmatting, durch Fackeln oder Laternen beleuchtet, den ersten Vers. Da hieß es, daß man im Auftrage Kaiser Karls vom Untersberg komme und daß die ganzen Verse später auf Plakaten zu lesen seien. Im folgenden wurden in Versform fingierte Bürgernamen aus der Umgebung genannt – sie würden das Treiben unterstützen und hätten beim Treiben verschiedene Funktionen. Damit sollte vermutlich der

Eindruck vorgetäuscht werden, daß das Treiben ein öffentlicher Auftrag war. Es folgte wieder Lärmen und Schießen und das Signal „Ruhe“. In dieser Reihenfolge wurden insgesamt 17 Verse verlesen. Das Sündenregister betraf Bürger von Aying, Peiß, Helfendorf, Graß, Grub und Dürrnhaar. Die Tatbestände waren: Blutschande, Ehebruch und Diebstahl. Nach dem letzten Vers und einem darauffolgenden Lärmen verschwanden die Haberfeldtreiber im Dunkel der Nacht. Der Heimweg vollzog sich sicher nicht mehr in der gleichen Gruppe und auf dem selben Weg wie sie gekommen waren. Im Protokoll heißt es dann noch, daß auf Veranlassung vom Killi die Verse gedruckt und für 20 Pfennig das Stück verkauft wurden, wie es auch schon vor einem Jahrzehnt der Daxer gemacht hatte. Soweit das Peiß-Ayinger-Treiben vom 21./22.9.1895. Unmittelbar wurde bei diesem Treiben niemand erwischt.

Fünf Wochen später, am 26./27.10.1895 fand dann das nächste Haberfeldtreiben in Sauerlach statt. In einem Zeitungsbericht ist von 100 bis 150 Personen die Rede. Auch hier war Killi federführend. Der Ablauf war der übliche. Diesmal hatte man auch den Telegraphendraht abgezwickelt und die Kirchenschlösser verstopft, damit eine Alarmierung durch Telegraph oder Kirchenglocken nicht möglich war. „Der intellektuelle Urheber des Treibens war der Privatier und Bürgermeister ... in Sauerlach“, so heißt es in einer Zeitung von damals, die die Verhandlung wiedergab. Dem Bürgermeister war das Treiben 50 Mark wert. Auch in Sauerlach wurde kein Treiber unmittelbar erwischt.

Das Sauerlacher Treiben war Killis letztes. 1896 sind keine Treiben verzeichnet. Dafür begann eine Prozeßlawine gegen die Haberer im ganzen Oberland, in die einige Hundert Haberer verwickelt waren. Die ersten Verhaftungen gab es in unserer Gegend im Frühjahr 1896. Auslösend waren folgende Vorgänge:

Laut Zeitungsbericht von 1896 wurde ein Münchener Buchdrucker, der die Sauerlacher Habererplakate gedruckt hatte, denunziert und im Frühjahr 1896 verhaftet. Bei der Vernehmung gab er alles an, was er über dieses Treiben wußte. Dies führte zu immer weiteren Verhaftungen und Vernehmungen.

Ein weiterer Anstoß zu Verhaftungen wurde in Oberpfarrmarn ausgelöst. Dort lebten zwei Bauern in bitterer Feindschaft. Vier Pfarrmarnener Burschen beschlossen im Herbst 1895 dem Streitsüchtigeren von beiden einen Ochsen zu erschießen, um ihm somit eine Lektion zu erteilen. Um die Wirkung zu vergrößern gaben sie das Gerücht aus, der Habererbund stecke hinter dieser Angelegenheit. Die vier Burschen gerieten aber beim Kirchweih-tanz untereinander in Feindschaft. Einer von ihnen nannte daraufhin die Namen seiner drei ehemaligen Kumpagne, mit denen er gemeinsam das „Ochsenurteil“ geplant

und vollzogen hatte. Daraufhin gaben die drei Angezeigten auch den Namen des Vierten preis. Dieser war ein Freund des Killi Hausl und wußte von diesem vom Ayinger Treiben. Keiner der vier war ein Haberer. Der weitere Verlauf war folgender: Jener, der die drei angezeigt hatte wurde als vermeintlicher Haberer in Untersuchungshaft genommen. Er beteuerte immer wieder, daß er nicht zu den Haberern gehöre und er wisse von diesen nur soviel, als ihm sein Freund, der Brandlhausl erzählt habe.

Daraufhin wurde Balthasar Killi am 23. April 1896 verhaftet. Diesen, für ihn und der ganzen Brandlfamilie so verhängnisvollen Tag, schildert uns der Brandlhausl selbst in seinen Aufzeichnungen „Kritische Tage meines Lebens erster Ordnung“. Er berichtet, daß er und seine Brüder Max, Josef und Franz singend, pfeiffend und jodelnd in der Frühe mit sechs Rössern zum „Habernbauen“ (Hafersaat) auf dem Feld waren. Zuhause zogen um 9 Uhr etliche Gendarmen mit dem Untersuchungsrichter Grimm und einem Schreiber auf. Vater Killi wurde aufgefordert das Haus durchsuchen zu lassen – „wobei alles im Haus durchgestöbert und übereinander geworfen wurde“, so Killi. Der vierzehnjährige Kilian holte seine Brüder vom Feld. Es wurde „ausgespannt“ und es ging heimzu. Der Killihausl mußte seinen Kastenschlüssel herausgeben, so daß der Kasten auch durchsucht werden konnte. Während die Beamten das Haus durchsuchten, handelte die zwei Jahre jüngere Schwester des Hausl, Maria, und tat damit nicht nur ihren Brüdern, sondern auch vielen Haberern einen unbezahlbaren Dienst. Sie wußte nämlich, wo die Habererunterlagen versteckt waren, nahm sie in die Schürze, trug sie außer Haus und verbrannte sie im Brennhaus.

Der Hausl und sein sechs Jahre jüngerer Bruder Max, der auch des Haberfeldtreibens verdächtigt war, wurden nun von den Gendarmen zusammengekettet nach Glonn zum Verhör gebracht. Nach eigener Schilderung vergißt Balthasar Killi diesen Augenblick nie. Wie die „größten Räuber oder Brandstifter“ mußten sie die Heimat verlassen und der Schmerz, den Vater und Mutter zu ertragen hatten, ging ihm besonders nah. Der Brandlhausl war eben kein hartgesottener Verbrecher, sondern wie er zutreffend von Zeitzeugen geschildert wird, ein „seelenguter“ Kerl. Dies beweist auch, daß er vom Feld geholt, heimging. Ein „Abhauen“, wie es so mancher Haberer vorgezogen hat, wäre für den Hausl ein leichtes gewesen.

In Glonn waren bereits drei weitere Haberer eingeliefert. Die fünf wurden nun mit der Bahn über Grafing nach München gebracht. In Grafing war der ganze Bahnhof voller Leute „die uns anschauten, als wären wir die reinsten Verbrecher“, so schreibt Killi weiter. In München angekommen, wurden alle fünf in das Gefängnis an der Baaderstraße gebracht – um 4 Uhr saß jeder in seiner Einzelzelle. So begann die Untersuchungshaft. Max Killi wurde im Juli 1896 wieder entlassen. Er war

kein Haberer und so saß er eben drei Monate unschuldig. Dem Hausl aber ging's schlecht – „ich wurde überführt und mußte bekennen“, wie er schreibt.

Der Haberermeister Thomas Bacher wird am Peter-und-Paultag (29.6.) 1896 verhaftet. Auch er kommt in die Baaderstraße nach München zur Untersuchungshaft. Für seine Verhaftung gibt er Killi die Hauptschuld. Bacher gibt aber auch an, daß er von verschiedenen anderen Haberern auch verraten wurde und er schreibt, der Killi wäre ein leichtgläubiger, unerfahrener Mensch gewesen, welcher der Ansicht war, alle wären so aufrichtig und ehrlich wie er.

Killi hat zunächst bei den Vernehmungen behauptet, er sei gar kein Haberer und er hätte nur Sprüche gemacht. Von April bis Juni verharrte er auf dieser Aussage. Laut Bacher griff aber das Gericht zu einer List. Ein Wildschütz, der auf einen Jäger geschossen hatte, so umschrieb Bacher das Delikt, ein gewisser Gabler und zudem dem Killi bekannt, kam in Killis Zelle. Wahrscheinlich handelte es sich um jenen Jakob Gabler, der für das Sauerlacher Treiben in einer Münchner Wirtschaft angeheuert wurde, dann auch mitmachte und deshalb inhaftiert wurde. Seine Tätigkeit wurde damals mit „beschäftigunglos“ angegeben. Wohnort wurde, im Gegensatz zu anderen Haberern, keiner genannt.

Vom Untersuchungsrichter war dem Gabler Straferleichterung zugesagt, wenn er den Killi für das Gericht ausfrage. Der schlaue Gabler erschlich sich das Vertrauen Killis. Killi erzählte seine Haberergeschichten und erwähnte, daß er in Aying und Sauerlach sogar den Meister vertreten habe, aber auch, daß ihn der Bacher beim Valleyer Treiben so herabgesetzt hätte.

Der Untersuchungsrichter hielt dem Killi nun alles vor, was er vom Gabler wußte. Der „Breitamer“ hätte bereits alles eingestanden und somit auch ihn, den Killi belastet. Das Gericht wußte noch nicht, daß es sich beim „Breitamer“ um den „Bräuthama“, den Thomas Bacher vom Bräu (Bacher war bei einer Brauerei in Westerham Braumeister) handelte. Gabler kannte den Bacher nicht, sonst wäre es zu diesem „Breitamer“ nicht gekommen. Für Killi war allerdings klar, wer der „Breitamer“ war und er legte ein teilweises Geständnis ab, in dem Glauben, daß Bacher ihn verraten hätte.

Wertet man die Ayinger Protokolle aus, dann stellt man fest, daß diejenigen Haberer, die auch am Sauerlacher Treiben beteiligt waren, als erste in die Untersuchungshaft kamen. Killi selbst war hier dabei. Wie wir wissen, hat Killi ja bis zur Begegnung mit Gabler, sagen wir bis 20. Juni 1896, geschwiegen. Bis dahin saßen bereits 12 Haberer in Untersuchungshaft, die am Ayinger Treiben beteiligt waren, davon neun auch am Sauerlacher. Wenn nun Bacher schreibt, daß Killi viele Haberer „preisgab“,

so kann dieser Verdacht nicht auf ihm liegen bleiben, denn es gab ja weitere elf Inhaftierte, die sicher auch nach allen Regeln der Kunst verhört worden sind. Es liegt nahe, daß Gabler und der Buchdrucker auch entsprechende Aussagen gemacht hatten, die bis zum 17.06.1896 verhafteten neun Haberer, die in Sauerlach mit dabei waren, beweisen dies.

Laut dem Ayinger Protokoll verliefen die Verhaftungswellen wie folgt: 1896 im April 5, im Mai 5, im Juni 5, im Juli 8, im August 7, im September 12, im Oktober 4 und im November 2. Allein wegen des Ayinger und wegen des Sauerlacher Treibens wurden an die hundert Personen verurteilt. Weitere zwanzig wurden allein aus dem „Ayinger“ verdächtigt, sichere Beweise konnten aber nicht erbracht werden. Laut Bacher wurden im gesamten Oberland 370 Haberer in Haft genommen. Aber auch unter den Haberern, beziehungsweise auch unter Mitwissern, gab es Schurken, die von Beteiligten Schweigegeld verlangten. Dem Verfasser ist ein Fall bekannt.

Wie am Anfang Killi, so leugnete auch Bacher hartnäckig. Schließlich wurden Killi und Bacher einander gegenübergestellt. Angesichts des Bacher sagte Killi: „Ja, des is da Bräuthama“. Dieser antwortete, er habe diesen Menschen seiner Lebtag noch nie gesehen“. Dann erst erkannte Killi die List des Gerichts, in der Gabler die Schlüsselrolle spielte. Auch nach dem Vorlesen des Geständnisprotokolls sagt Bacher, daß er diesen Killi nicht kenne. Killi fing vor Bacher zu weinen an, vor demjenigen, den er die Kameradschaft so oft geschworen hatte und sagte: „Ja Thama de wiss'n ja mehra wia mia“. Bacher kam in Wut und spie dem Killi ins Gesicht.

Killi wurde weinend abgeführt. In der Zelle angelangt, widerrief er das gemachte Geständnis und war zu keiner Aussage mehr zu bewegen. Laut Bacher brachte ihm dies die höchste Strafe von allen Haberern ein. Aber davon später. Die Gegenüberstellung dürfte in den ersten Julitagen 1896 stattgefunden haben. Die Aussageverweigerung Killis ab diesem Zeitpunkt beweist wieder, daß von „vielen“, wie Bacher angab, nicht die Rede sein kann, denn von den 48 Inhaftierten aus dem Ayinger Treiben wurden 34 erst nach dem 7. Juli eingeliefert. Hier dürfen wir annehmen, daß verratene Haberer unverzüglich von den Gendarmen abgeholt wurden.

Bacher schildert in seinen Aufzeichnungen seine Gefängnisse: München Baaderstraße, Traunstein, München Fronfeste am Anger und dann Laufen an der Salzach. Die Haftverhältnisse, besonders am Anfang, waren unmenschlich und machen den Eindruck einer seelischen Folterung. Aber Bacher sagte nichts. Wie er angibt, verdanken ihm rund 300 Familien, daß er sie nicht ins Elend gebracht habe. Insgesamt war Bacher zu 5 Jahren verurteilt. Ein Gesuch von Freunden und der Gemeinde bewirkte, daß er am 26.07.1900, also nach rund vier Jahren, in seine

geliebte Heimat entlassen wurde. Wie man sich leicht vorstellen kann, erwartete ihn ein triumphaler Empfang.

Daß es dem Killi in der Haft nicht besser erging wie dem Bacher, ist anzunehmen. Wie Johann Killi, der Neffe des Hausl, von seinem Onkel zu berichten weiß, mußte der Hausl einmal drei Wochen im Dunkel sitzen. Er war sehr geschwächt und dem Wahnsinn nahe. Hinzu kam sicher die seelische Not wegen des Reinfalls mit dem Gabler. Vater Killi erfuhr davon und schrieb ans Gefängnis: „Ich hab ihn euch gesund gegeben und möcht ihn auch wieder gesund haben“.

Die Habererprozesse, mit denen Killi zu tun hatte, begannen im Oktober 1896 mit dem Sauerlacher Treiben. Der letzte Prozeß endet im Dezember 1895. Rund 14 Monate Prozeßdauer bedeuteten für Killi viele Verhöre. Aber getreu seinem Haberereid, den er nur einmal, durch eine List des Gerichts, gebrochen hatte, schwieg er. Laut seinen Aufzeichnungen wurden über ihn wegen Landfriedensbruch folgende Strafen verhängt:

Urteil vom:	Treiben in/am:	Strafe
31.10.1896	Sauerlach am 26./27.10.1895	2 Jahre 9 Mte.
28.12.1896	Peiß/Aying am 21.22.09.1895	2 Jahre 9 Mte.
24.03.1897	Harthausen am 20./21.10.1892	3 Jahre
06.07.1897	Emmering am 07./08.10.1893	1 Jahr 3 Mte.
08.10.1897	Valley am 16./17.12.1893	1 Jahr 3 Mte.
22.10.1897	Egmatting am 24./25.09.1892	1 Jahr
15.12.1897	Westerham am 17./18.12.1892	10 Jahre
Gesamtstrafe		10 Jahre 9 Mte.

Hinter die Aufzählung seiner Strafen und Prozesse schreibt Killi 1904 einen Vierzeiler von Heinrich Heine:

Anfangs wollt ich fast verzagen
und ich glaubt, ich trüg es nie
und ich habe es ertragen
aber frag mich nur nicht wie?

Vom Gefängnis München an der Baaderstraße wird Killi am 20. Februar ins Gefängnis nach Laufen verlegt. Zu den Prozeßtagen beziehungsweise zu Verhören wird er immer wieder nach München in die Fronfeste am Anger gebracht. Dort erhält er Anfang November 1897 die Nachricht, daß seine geliebte Mutter schwer erkrankt sei und kaum Hoffnungen bestehen. Wie er schreibt, war es für ihn sehr schmerzlich, daß er nicht an ihrem Sterbelager weilen konnte. Drei Wochen später, am 27. November erhielt Killi ein Telegramm, daß die Mutter verstorben sei. „Das war der größte Schmerz, der mich getroffen hat, ich war ganz untröstlich“, so schreibt er in den Erinnerungen. Eine Eingabe an den Schwurgerichtspräsidenten wegen Teilnahme an der Beerdigung der Mutter blieb ergebnislos. So wird wohl der Begräbnistag der geliebten

Mutter einer der schwersten im Leben des Brandlhausl gewesen sein.

Während des Laufener Aufenthaltes wird Anfang März die Gesamtstrafe von 10 Jahren und 9 Monaten auf 8 Jahre herabgesetzt – eine Strafverkürzung um 25 Monaten. Warum ist nicht bekannt. Es könnte sein, daß durch Gegenbeweise dem Killi entweder die Treiben in Emmerring bzw. Valley mit 15 Monaten Haft und das von Westerham mit 10 Monaten, oder die von Egmatting mit 12 Monaten, das von Harthausen mit 3 Monaten und das Westerhamer mit 10 Monaten nicht einwandfrei nachgewiesen werden konnten. Wahrscheinlicher trifft die zweite Kombination zu.

Die Einzelhaft Killis wird im August 1899 aufgehoben, das waren mit München zusammengerechnet 40 Monate. Bacher hat die Verhältnisse seiner Einzelhaft in seinen Aufzeichnungen geschildert. Bei Killi wird es wohl nicht anders gewesen sein. Bacher schreibt: „Ich kam in ein vergittertes Loch, wo es so finster war, daß ich nie wußte, scheint die Sonne oder nicht. Dieses Loch hatte nie soviel Licht, daß ich die Überschrift einer Zeitung hätte lesen können“. Ausgang in den Hof war nur alle zehn Tage. Das Tageslicht machte die Häftlinge dann halb blind, so daß sie sich wie eine „Spinne“ entlang der Mauer vortasteten. Dazu kam der Hunger. Bei Kostabzug bestand die Nahrung in der Früh aus Suppe mit Brot, den Tag über gab's nur Wasser und Brot.

Aus der Einzelhaft ging es nun in die Gruppenhaft. Bestimmt kein Honiglecken – immerhin war aber ein Gespräch mit anderen möglich. Aber auch die Arbeit wird den Alltag verkürzt haben. Innerhalb des ersten Jahres in der Gruppenhaft ließ sich Killi etwas zuschulden kommen, denn er wird erneut für vier Monate in die Einzelzelle gesteckt. Vielleicht wurde ihm eine verbotene Nachricht von außen, was durchaus vorkam, denn es gab noch immer genügend Sympathisanten, zum Verhängnis. Ein Bekannter des Verfassers erzählte diesem, daß er mit Killi wegen eines anderen Delikts in Laufen gesessen hätte. Mit dem Hausl war gut auskommen. Er wußte aber auch, daß dieser verbotene Nachrichten von außen bekam und die Schriftstücke nach dem Lesen sofort „gefressen“ hat.

Killi ist seit Februar 1897 in Laufen. Nach fünfdreiviertel Jahren wird er am 3. Dezember 1902, ins Gefängnis nach Straubing verlegt. Wie es scheint, lernt Killi bei den Arbeitseinsätzen auch Straubing und die Umgebung kennen, denn er schildert diese Stadt in seinen „Erinnerungen“.

Seine Schilderung beginnt er mit dem Schicksal der Agnes Bernauer. Die Stadt habe so 12000 Einwohner, habe eine Kaserne und sei Sitz eines Land- und Schwurgerichtes. Letzteres hat ein unansehnliches Gebäude, welches vielleicht die Römer schon gebaut haben. Straubing besitze

auch mehrere Kirchen, auch eine protestantische und viele alte Geschäfts- und Wirtshäuser „mit ihren himmelstrebenden Giebelfirsten“. Auf der vor etlichen Jahren gebauten eisernen Brücke wenn man stehe, so „kann es kein größeres Schauspiel geben“, wenn man die Schleppschiffe sieht. Auch der Bahnknotenpunkt Straubing beeindruckt Killi. Ebenso die „Bogenlampen auf Straßen und Plätzen, welche die Nacht taghell erleuchten“. Allein am Bahnhof sind es 15, hinzu kommen die vielen Glühlichtlampen und Gasflammen und er faßt zusammen: „Ein wahres Lichtermeer“. Mit Ausnahme des Stadtplatzes sind Straubings Straßen allerdings noch ungepflastert. Bei Regenwetter „ist fast nicht durchzukommen“. Und er stellt fest: „In keinem Bauerndorf ist es nicht dreckiger“. Er, der Landwirt sieht natürlich auch die fruchtbaren Böden um Straubing. Aber auch in den Bayerischen Wald kommt Killi und er preist die Einödhöfe, umgeben von Äckern und Wiesen. Von hier aus sah er auch an klaren Tagen die Alpenkette: „Es ist so prachtvoll, ich glaub', es kann nichts schöneres geben“. Aber auch der Bogenberg begeistert ihn: Die Pfarrkirche, das schöne Wirtshaus, das ausgezeichnete Bier, die gute Küche und die freundliche Bedienung.

Es scheint so, daß Killi in Straubing wieder etwas aufgebaut wurde. Am 17. März 1904 hat er ein Heft zum Schreiben bekommen. Laut Stempeldruck hat es 32 Seiten und Mißbrauch würde Strafe nach sich ziehen. Das Heft unterlag also einer Zensur. In dieses Heft schreibt er am Ende seiner Haft seine Erinnerungen und betitelt sie: „Kritische Tage meines Lebens erster Ordnung“. Diese Erinnerungen sind zwar kein literarisches Meisterwerk, sagen aber über Killi einiges aus. In Straubing wird auch Lesestoff angeboten. Einige Gedichte, die ihm gut gefallen haben, schreibt er in sein Heft ab, um sie immer wieder lesen zu können. Der Hausl fügt eigene Gedichte hinzu. Und so schreibt er im Gedenken an seine Mutter folgendes:

Was weinet ihr um die Toten
sie sind in Gottes Schoß
der Tränen und der Klagen
und aller Schmerzen los.
Was tat ich auf dieser Welt
wo das Mutterherz mir fehlt
Vater weine nicht um mich
bin bei dir, o freue dich.

Aber auch die Briefe, die der Hausl ab Januar 1904 vom Vater und seinen Geschwistern aus Altmünster und Kirchseeon erhält, sind im Heft wiedergegeben. Vermutlich mußte er die Originale abgeben. Diese Briefe geben uns einen guten Einblick in die Brandlfamilie in der ersten Jahreshälfte 1904. Da ist von Beerdigungen und Firmungen die Rede und von der Gicht des Killivaters, genau so wie von der Kircheneinweihung in Kirchseeon und vom

neuen Kirchturm in Münster. Immer wieder klingt in den Briefen die Freude auf ein Wiedersehen an. In den letzten Briefen wurden auch schon die Vorbereitungen für die Rückkunft des Hausl angekündigt. Man will ihn in München am Zentralbahnhof abholen, „um den neugierigen Münchnern ein „da Haberfeldmoasta is do!“ zu vermasseln. Wenn es dem Killivater von der Gicht her möglich ist, wird er den Hausl in München selbst holen.

Es geht dem Ende zu. Killi hat schon längst seinen Entlassungstag errechnet. Es wird der 17. Juni 1904 sein. Er zählt die Monate, Wochen und Tage seiner Resthaft. Die Gesamtstrafe beträgt 8 Jahre und 3 Wochen wegen Widerstand. 34 Tage der Untersuchungshaft (23.04. – 27.05.1896) werden nicht angerechnet. Der Hausl macht in seinem Heft Bilanz: Seine Abwesenheit von Münster beträgt: 8 Jahre, 1 Monat, 3 Wochen und 4 Tage, oder 97 Monate, 3 Wochen und vier Tage, oder 425 Wochen und 6 Tage, oder 2975 Tage, oder 71.400 Stunden, oder 4.284.000 Minuten oder 257.040.000 Sekunden. Diese Betrachtungsweise zeigt uns, wie lange dem Hausl die Zeit vorkam.

Nun ist er da, dieser langersehnte 17. Juni 1904. Nachmittags um halb vier Uhr verläßt er das Gefängnis. Auf geht's! – mit der Bahn nach München und wahrscheinlich über Grafting nach Glonn weiter, darüber haben wir keine Aufzeichnungen. Es muß Nacht gewesen sein, als er nach Hause kam – mit einem schwarzen langen Vollbart, sozusagen als äußeres Zeichen seiner Abwesenheit.

Wenn auch nicht am gleichen Tag, so ist dem Brandlhausl sicher ein begeisterter Empfang bereitet worden. Denn der Verschwiegenheit Killis, so wie auch der Bacher über sich schreibt, haben einige Hundert Haberer die Freiheit zu verdanken. Umsonst hat er nicht die längste Haft, die über einen Haberer jemals verhängt wurde, erhalten.

Wann der Brandhausl den elterlichen Hof übernahm ist nicht bekannt. Jedenfalls vor 1911 – dem Jahr, in dem der Killivater 72-jährig starb. Der Hausl hat nie geheiratet. Seine Schwester Theres, die ebenfalls ledig blieb, hat ihm die Hauserin gemacht.

Alle, die den Brandlhausl kannten, schildern ihn als guten Menschen und so paßt es auch zu ihm, wenn es in Berichten über ihn heißt, daß er während der Hungerjahre des Ersten Weltkrieges und danach unendlich viel Gutes getan hat. Er hat eben selbst am eigenen Leib erfahren wie weh Hunger tut. Dieses soziale Verhalten des Brandlbauern wird auch von Bacher gewürdigt.

Noch nicht 59-jährig kommt der Hausl durch einen Unglücksfall am 9. Januar 1925 zu Tode – ein Holzscheit fliegt ihm beim Kreissägen an den Kopf. Johann Killi, der Neffe des Brandlbauern, sagt, er habe noch nie eine

so große Beerdigung gesehen, wie die seines Onkels. Es werden wohl viele Trauergäste gewesen sein, die nicht nur einem guten, angesehenen Menschen die letzte Ehre geben wollten, sondern auch aus Dankbarkeit für die Standfestigkeit des Brandlhausls kamen. Der Brandlbauer hat für eine Hofnachfolge nicht rechtzeitig Sorge getragen. Deshalb gab es eine Erbgemeinschaft und so wurde der Hof verkauft.

Über Balthasar Killi wurde schon verhältnismäßig viel geschrieben. Jene Passagen, bei denen der Killi schlecht wegkommt, beziehen sich immer auf die Bacher-Erinnerungen von 1925, die von Dr. Adlmaier veröffentlicht wurden. Hier stellen sich verschiedene Fragen: Warum gibt Bacher seine Erinnerungen ausgerechnet im Todesjahr Killis heraus? Warum nennt Bacher nicht auch als Informanten den Drucker aus München – 1896 stand dies in der Zeitung und wohl auch in den Gerichtsprotokollen- und nur den Bekannten Killis aus Oberpfaffern? Überhaupt scheint es so, als hätte Bacher über Killi nicht allzuernst recherchiert: Da ist die Rede von nur 6 Jahren und 5 Monaten Strafe – es waren über acht; daß der Killivater Bürgermeister von Münster war – er war es von Egming; daß der Brandlhof der größte im ganzen Ebersberger Bezirk war – beileibe nicht.

Es liegt also schon nahe, daß es bei all dem Geschriebenen von Bacher auch um seine Rechtfertigung ging. Die Wut Bachers über Killi ist zwar durchaus verständlich, aber auch dem Brandlhausl tut Rechtfertigung gut. Das beste wäre halt gewesen, wenn der Brandlhausl Bachers Erinnerungen noch selbst hätte lesen können.



FRANZ KALTNER * 1721 WASSERBURG, † 1766 GLONN

Priester und Komponist

Die Zeit

Das erste Viertel des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit, die nicht zu den glücklichsten Bayerns zählt. Ein enormer Schuldenberg ist das Ergebnis einer Politik, die sich durch Kriege zwischen den beiden Mächten Frankreich und Österreich hochschaukeln wollte. Letztlich bleibt ein ausgepreßtes und ausgeplündertes Land, das von seinem Kurfürsten Max-Emanuel nicht geliebt und wenig geschätzt ist und sogar als Tauschobjekt gegen Sizilien oder die Niederlande vorgesehen war.

Um so mehr Qualitäten hatte der Bischof. Fürstbischof Johann-Franz Eckher von Karpfing und Liechtenegg; er vereinigte in sich Seeleneifer und Frömmigkeit und verhalf den Reformen des Konzils von Trient (1545 – 1563) in seinem Bistum zum späten Durchbruch. In Freising errichtete er eine von Benediktinern geleitete theologische Hochschule. Ebenso organisierte er im „Liebesbund“ von 1710 eine Fürsorge für die Armen.

Auch Wasserburg war in dieser Zeit geprägt von den Verhältnissen im Lande. Mag vielleicht das ansässige Gewerbe das schwere Los des einen oder anderen etwas gemildert haben, für den kleinen Mann gab es bestimmt keinen leichten Alltag.

Nach dem Tod des bayerischen Kurfürsten Max-Emanuel übernahm 1726 sein Sohn Karl Albrecht das wirtschaftlich ausgeblutete Land. Auch er fröhnte den Großmachtgedanken seines Vaters. Er vermählte sich mit der Habsburgerin Amalia, weil er nach dem Aussterben des Mannesstammes der Habsburger miterben wollte. Dies führte zum österreichischen Erbfolgekrieg (1741 – 1745) gegen die spätere „Kaiserin“ Maria-Theresia. Karl-Albrecht ließ sich am 12.2.1742 zu Kaiser Karl VII. krönen. Zwei Tage danach überfielen die Österreicher Bayern; auch Wasserburg hatte dabei sehr zu leiden.

1727 stirbt Fürstbischof Johann-Franz Eckher. Sein Nachfolger wird der jüngste Sohn von Max-Emanuel und Bruder des Kurfürsten, Johann-Theodor. Sein Leben wird nicht den Armen und den Nöten der Kirche gehören, ein barockes Leben ist ihm lieber.

Die Familie

In den Pfarrbüchern von Wasserburg kommt der Name Kaltner erstmals 1717 vor. Es ist der Heiratseintrag des verwitweten Metzgers Franz Kaltner mit Magdalena Moser am 22.11.1717. Wo er arbeitete, ob er selbständig war und woher er kam, ist nicht verzeichnet.

Die Braut ist Wasserburgerin. Sie wird hier am 22.7.1692 getauft. Ihre Eltern sind Thomas und Elisabeth Moser, letztere eine geborene Bürger. Sie heiraten am 25.8.1681 und schenken in der Zeit von 1682 – 1699 acht Kindern

das Leben. Magdalena (Maria-Magdalena) ist das fünfte Kind aus dieser Ehe. Das sechste kommt 1694 zur Welt und erhält am 13.2. in der Taufe den Namen Joseph. Er wird Benediktiner, hat 1715 seine Profess und wird 1720 zum Priester geweiht. Von 1723 bis zu seinem Tod 1756 steht er dem Kloster Attel als Abt Nonnosus vor. Unter Bischof Eckher wirkt er als Professor am Lyceum (theologische Hochschule) in Freising. Auf seine Freisinger Jahre dürfte auch sein Abtname zurückzuführen sein. Der Hl. Nonnosus wird in Freising verehrt und sein Sarkophag steht in der Krypta des Domes.

Nun zurück zur Familie Kaltner. In der Zeit von 1718 – 1736 gehen aus dieser Ehe neun Kinder hervor. Es sind drei Mädchen und sechs Buben. Taufpaten sind jeweils die Eheleute Johann-Georg und Maria-Rosina Perger. Die ersten beiden Kaltnerkinder erhalten die Namen der Taufpaten. Am 8. Mai 1721 wird das dritte Kind geboren und auf den Namen des Vaters „Franz“ getauft. Seine ersten zehn Lebensjahre sind vermutlich unter den gleichen Umständen abgelaufen, wie sie alle anderen Kinder vergleichbaren Familien jener Zeit voranden: Engste Wohnverhältnisse, karge Nahrung, einfachste Kleidung und jedes Jahr ein weiteres Geschwister. Die Einkünfte des Vaters werden wohl nur für das Nötigste gereicht haben. An einen Schulbesuch, der die Fächer Lesen, Schreiben und Rechnen zum Inhalt gehabt hätte, war bei einer so großen Kinderschar im allgemeinen nicht zu denken. Zudem war ein Schulbesuch freiwillig und kostenpflichtig. Außerdem mußten damals die Kinder zuhause oder bei fremden Leuten nach Möglichkeit mitarbeiten, um den Familienetat zu entlasten.

Beim jungen Franz Kaltner war der Schulbesuch Voraussetzung für den späteren Besuch der Klosterschule. Ob die Kosten hierfür eine Bruderschaft übernommen, oder ob die Gunst des geistlichen Onkels für das Nötige gesorgt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß sich Abt Nonnosus um die Kinder seiner Schwester im allgemeinen und den kleinen Franz im besonderen gekümmert hat. Waren es die Kinder seiner nur einhalb Jahre älteren Schwester, mit der er zusammen aufgewachsen ist. Zudem darf bei Franz eine besondere Begabung und Frömmigkeit vorausgesetzt werden. Über das Schicksal der Eltern und Geschwister ist kaum etwas bekannt, nur daß die Mutter, 1743 oder Anfang 1744 verstorben ist. Ein Begräbnis in Wasserburg ist nicht verzeichnet. Als das jüngste Kind 8 Jahre alt ist, heiratet der Vater 1745 zum drittenmal, und zwar eine Witwe mit drei Kindern. Auch diese Wiederverheiratung ist in Wasserburg nicht registriert. Wir entnehmen sie einem Brief des Sohnes. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Familie Kaltner um diese Zeit außerhalb von Stadt und Pfarrei Wasserburg gelebt hat. Der Vater stirbt am 26.6.1771 und wird in Wasserburg begraben. Er ist also über 80 Jahre alt geworden; für diese Zeit ein biblisches Alter. Er wird in Wasserburg begraben. Der Name Kaltner ist in den Wasser-

burger Pfarrbüchern im 18. Jahrhundert noch oft zu finden.

Gymnasium in Attl und Studium in München

Wie schon gesagt: Über das persönliche Schicksal in der Kinder- und Jugendzeit von Franz Kaltner haben wir keine Unterlagen. Das erste schriftliche Dokument ist das Abgangszeugnis vom Jesuitenlyzeum in München vom 10.9.1743, das Kaltner einen dreijährigen Besuch bescheinigt.



Kloster Attl zur Zeit Kaltners (Ausschnitt aus einem Kupferstich von Wenig 1701)

Kaltner hat also von 1740 – 43 in München Moraltheologie studiert. Geht man vom damaligen Unterrichtsplan der Jesuitengymnasien aus, der auch für benediktinische Gymnasien galt, so ist anzunehmen, daß Kaltner 1731, also im Alter von 10 Jahren, ins Gynasium in Attl eingeschult wurde. Musik und Gesang sind zwar auf dem Lehrplan, sind aber ständige Begleiter der gymnasialen Bildung und des Tagesablaufes. Musikalische Fähigkeiten, sei es Gesang oder das Spiel eines Instrumentes, waren bei den Benediktinern in jener Zeit Vorbedingung für die Aufnahme. So ist anzunehmen, daß Kaltner bereit in seiner Heimatstadt die entsprechende Begabung zeigte. Die Grundlage für eine spätere hauptberufliche Ausübung der Musik, beziehungsweise für sein kompositorisches Schaffen, erhielt er zweifelsohne in Attl.

Von 1731 – 1743 ist Kaltner Schüler bzw. Student. Hier stellt sich die Frage nach der Finanzierung. Die Kosten für Unterricht, Unterkunft und Verpflegung beliefen sich damals beispielsweise im Benediktinergymnasium Ettal jährlich auf 150 fl.. Ettal war Ritterakademie, das heißt, mit kleinen Ausnahmen, für Söhne Adelliger und hatte sicher einen vergleichsweise höheren Unterrichts- und Internatsstandard als Attl. Wenn wir aber für Attl von jährlich nur 75 fl. ausgehen und mit dem Jahreslohn eines Oberknechtes mit rund 20 fl. vergleichen, so ist es der Familie Kaltner unmöglich gewesen diese Kosten zu tragen. Kaltner muß also einen Freiplatz gehabt haben, wozu Intelligenz, Frömmigkeit und Eifer Voraussetzung waren.

Auch das dreijährige Studium bei den Jesuiten in München dürfte kostenfrei gewesen sein. Es darf ausgeschlossen werden, daß das Kloster Attl ihm das Studium zum Weltpriester finanziert hat. Die Familie Kaltner war immer noch arm. Möglich wäre, daß sich Kaltner durch Musikdienste über Wasser gehalten hat.

Das Jesuiten-Lyceum, heute würden wir Hochschule sagen, war im Bereich der Skt.-Michaelskirche untergebracht. Ein imposanter Baukomplex, der, wie das Wirken der Jesuiten, beispielhaft sein sollte. So war die Michaelskirche auch Vorbild für den Bau der Klosterkirche Attl. Die Jesuiten, die die Gegenreformation anzuführen hatten, mußten in ihrem Lyzeum fromme und theologisch versierte Seelsorger im Geist des Tridentinums heranbilden.

Franz Kaltner hat sein Studium bei den Jesuiten mit Auszeichnung abgeschlossen. Im Zeugnis von 10.9.1743, das von Vaith, SJ, lyc. Prof. unterzeichnet ist, heißt es: „...daß Franz Kaltner 3 Jahre Moraltheologie studiert hat und diesbezüglich sehr lobenswerte und beinahe die besten Fortschritte gemacht hat. Sein moralisches Verhalten war getragen von Frömmigkeit und Ehrfurcht gegenüber den Oberen, die ihn rühmen und empfehlen, auch wegen anderer ausgezeichneten Anlagen“. Sicher war der Besuch des Lyzeums Kaltners erster längerer Aufenthalt in München. Das dort pulsierende geistliche und weltliche Leben in der Residenzstadt dürfte auf ihn einen bleibenden Eindruck gemacht haben.

Warten auf die Priesterweihe

Bereits am 18.9.1743 teilt Kaltner Fürstbischof Johann-Theodor seinen Entschluß mit, Priester zu werden. Er verlangt seine „Auserwählung“. Als Anlage überreicht er sein Geburtszeugnis, eine Caution (Bürgschaft) und die Studienzeugnisse. Er schreibt weiter: „...sie bezeugen meine Eignung zum Weltpriesterstand also bitte ich... mich zu den Niederen Weihen gelangen zu lassen. Ich werde mich Zeit meines Lebens befleißigen, teils mit meinem Gebet und teils mit Heiligen Messen, wenn ich zum Priesterstand gelang bin, diese große Gnad verdienen zu können“. Dieses Schreiben richtet er noch von München aus an den Adressat.

Kaltners Bitte zeigt schnell Erfolg. Noch im Herbst 1743 erhält er die Niederen Weihen. Kaltner bezeichnet sich immer noch als Student und wohnt vermutlich abwechselnd in Wasserburg und Attl. Am 21. März 1744 stellt er einen schriftlichen Antrag nach Freising. Er bittet um die Weihe zum Subdiakon. In diesem Schreiben ist nicht nur die Rede vom „Seelengewinn nach dem ihn düstet“, sondern auch von Existenzsorgen, die mit dem Tod seiner Mutter zusammenhängen. Er schreibt: „Gott hat es gefallen, mir meine Mutter, von deren Hand ich alles Gute genossen, von der Erde zu entreißen. Von meinem Vater, der durch Kriegswirren arm geworden, kann ich nicht viel

Juni heißt es: „Den Kandidaten halte ich für die Cura geeignet und er kann zugelassen werden“. Ein gewisser Fellingner hatte dieses Schreiben unterzeichnet. In einem Nachsatz hat auch ein gewisser Klingenberg die Eignung Kaltners bestätigt.

Noch am Tage der Priesterweihe wurde bestimmt, daß er den „Überzähligen“ – im Kirchenamtslatein „Supernumerarii“ – zugerechnet wird. Für ihn, dem Neupriester, war also keine Stelle in der Seelsorge frei. Jene Verfügung vom 12. Juni 1745 verwies ihn nach Wasserburg. Was sollte er aber in Wasserburg? In der Seelsorge war kein Platz für ihn. Ebenso dürfte es bei seinen Eltern und Geschwister gewesen sein. Seine zweite und geistige Heimat war das Kloster Attl. Es ist anzunehmen, daß er dort Aufnahme gefunden hat.

Ein nächstes Lebenszeichen über Kaltner erhalten wir in einem Schreiben vom 2.11.1745 des Priors von Attl, Pater Engelbert Hörmann, Professor der Theologie. Pater Engelhart bestätigt hierin: „Daß der Hochwürdige und gelehrte Herr Franz Kaltner aus Wasserburg mehrere Jahre in Attl verbracht und um ein Führungszeugnis gebeten habe“. Der priesterliche Aufenthalt im Kloster Attl hat Kaltner auch den begehrten Einsatz in der Seelsorge gebracht. Er hat hierbei zweifelsohne großes Geschick gezeigt und so erhält er von Pater Engelbert, der ihn sicher aus den Gymnasialjahren in bester Erinnerung hat, ein ausgezeichnetes Zeugnis. In jenem Schreiben heißt es: „Wir kommen dieser gerechten Bitte um so lieber nach, je würdiger der ist, der einerseits aufgrund seiner Studien, andererseits aufgrund seiner moralischen Haltung wohlwollend empfohlen werden kann. So bescheinigen wir, daß der obengenannte H. H. Kaltner im menschlichen als auch in den strengen schulischen Dingen, vor allem in den theologischen, die er in unserem Kloster besucht hat, sehr aufnahmefähig war, beständigen Fleiß zeigte und gute Fortschritte machte. Sein Wissen verband seine Moral zu einer ausnehmend religiösen Bindung an die Oberen und er zeigt ausgesprochenen Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten. Er ist als Zierde unter Gleichgesinnten an Reife zu preisen. Im Klerikerstand hält er sich an das Kirchenrecht. Weiterhin hat er auf unser Anraten den Dienst des Priestertums begonnen – in unseren Pfarreien mit seinen Kräften nicht weniger erfolgreich als in seinen Reden. Auch die anderen Aufgaben hat er exakt und lobenswert getan. Zu deren Glaubwürdigkeit hat das Kloster dieses Schreiben gesiegelt und ausgestellt“.

Für eine Anstellung in einer Pfarrei reichte es aber dennoch nicht. Wahrscheinlich hatten hier zahlreich andere „Überzählige“, die schon länger zum Priester geweiht waren, den Vorrang. Aber immerhin: Die Aufnahme ins Priesterhaus Sankt Nepomuk in München war erreicht. Mit der Aufnahme in dieses Haus war vermutlich eine höhere Einstufung in die „Priesterreserve“ verbunden.

Am 16. Dezember 1745 schreibt Kaltner bereits aus München und bittet bittet die „Hochwürdigste Exzellenz und den Herrn Sacretan“ um Formalitäten. Er berichtet darin auch, daß er durch die Gnade des Herrn von Lindmayr die Aufnahme im Priesterhaus Sankt Nepomuk gefunden habe. Zunächst wollte Kaltner diese Formalitäten in Freising selbst erledigen. Aber der Fußmarsch von Attl nach München hat vermutlich seine Kräfte aufgebraucht, denn er schreibt in einem Nachsatz: „Ich bin schon schier acht Tag auf der Reis. Ich kann selbst nach Freising nicht gehen vor Mattigkeit“.

Das Priesterhaus Sankt Nepomuk steht in der Sendlingerstraße in München. Es ist ein Anbau, in Richtung Marienplatz, an die Sankt-Nepomuk-Kirche. Diese sogenannte Asamkirche wurde zwischen 1733 und 1746 von den Brüdern Egid-Quirin und Cosmas-Damian Asam erbaut. Aus eigenen Mitteln erwarb Egid-Quirin drei Grundstücke und errichtete mit seinem Bruder, ebenfalls aus eigenen Mitteln, diese herrliche Kirche. Den Asams kam es dabei darauf an unbeeinflusst von Bauherrnwünschen, ihre künstlerischen Vorstellungen durchzusetzen. Für Egid-Quirin, Cosmas-Damian verstarb bereits 1739, war es das letzte große Werk. Hier läßt er die Formen des Barock ins Rokoko überfließen. In Richtung Sendlinger-Tor-Platz stand das Wohnhaus der Gebrüder Asam neben der Kirche. Wohnhaus und Priesterhaus hatten einen direkten Zugang zur Kirche.

1745 war nicht nur für Kaltner ein ereignisreiches Jahr sondern auch für die Politik. Im Frieden zu Füßen hat der Nachfolger des verstorbenen Kurfürsten Karl-Albrecht (von 1742-45 Kaiser Karl VII.) Max III. Josef auf alle Erbansprüche gegen das Haus Habsburg verzichtet. Damit haben sich alle Großmachtsgedanken des Bayerischen Herrscherhauses, die den unseligen Erbfolgekrieg gegen die Habsburger auslösten, erledigt. Eine Zeit der inneren Festigung des Landes kann nun anbrechen. Nicht nur Kunst und Wissenschaft werden frei von den Fesseln eines Krieges: Es läßt sich auch leichter leben.

Der Aufenthalt Kaltners im Priesterheim kann Wochen gedauert haben. Ende 1745 kommt er nach Oberndorf. Damit gelingt der lange ersehnte Einsatz in der Seelsorge. Er wird Kaplan der Klosterpfarre Ebersberg. Pfarrvikar Gogisl bestätigt ihm nach dreijähriger Tätigkeit, daß er sogar ihn vertreten habe, während er wegen dauernder Potogra (Gicht) mit Schmerzen ans Bett gefesselt war. Gogisl schreibt ins Zeugnis vom 30. November 1748: „Dieser eifrige Mann hatte die einmalige Gnade exkathedra (mit größter Verbindlichkeit) zu reden. Auch hat er vielbesuchte Katecheses für das unwissende Volk gehalten“. Er schreibt weiter: „Kaltner sei ein Seelenhirt und zwar nicht allein zu denen er kam. Er verdient mit der besten Note empfohlen zu werden“.

Im Kloster Ebersberg, zu dem das Gebiet von Oberndorf

gehörte, waren zu dieser Zeit die Jesuiten. Ein einflußreicher Orden und vielleicht dafür mitverantwortlich, daß der so gute Ruf des Dorfkaplans Kaltner über die Grenzen hinaus ging. Jedenfalls wechselte Kaltner im Spätherbst des Jahres 1748 nach Partenkirchen in der Grafschaft Werdenfels. Diese gehörte zum Territorium des Freisinger Fürstbischofs. Hier war der Fürstbischof geistlicher und weltlicher Herrscher.

Partenkirchen war eine große Pfarrei. Zu ihr gehörte auch Sankt Anton, eine über Partenkirchen gelegene Kapelle mit Priesterhaus. Kapelle und Priesterhaus waren eine eigene Stiftung. Von hier aus mußte ab 1745, jeweils von Mai bis Oktober, die Seelsorge in der Hinterriß mit versorgt werden. Sankt Anton wurde 1704 – 1708 erbaut und 1734 – 1736, insbesondere um das Priesterhaus erweitert. Diese kleine Kirche ist ein Juwel des Baroks.

Die besondere Aufmerksamkeit Kaltners hat in Sankt Anton sicherlich die Orgel gefunden. Sie war erst ein paar Jahrzehnte alt und dürfte dem technischen Stand der Zeit entsprochen haben. Aus der Partenkirchener Zeit sind ersten Kompositionen Kaltners bekannt. Von hier aus gibt er 1749 den Druckauftrag für seine „XXVI Hymni-Verpertini“ an Matthäus Rieger in Augsburg. Dieses Werk mit 26 Offertorien für die jeweiligen Anlässe des Jahres, ist geordnet nach spezieller und allgemeiner Verwendung und ist für Solostimme, Streicher und Orgel geschrieben. Es ist seinem Fürstbischof Johann-Theodor gewidmet.

Über das musikalische Schaffen Kaltners ist erstmals im Zeugnis des Partenkirchner Pfarrers Matthias Polz zu lesen. Am 1. Mai 1759 schreibt er zu Kaltners Abgang: „Franz Kaltner hat zwei Jahre im Weinberg des Herrn gedient. Er hat alle Arbeiten gewissenhaft erledigt. Obendrein hat er den Chor in eine bessere Form gebracht. Uns gegenüber war er stets gut aufgelegt. Er verdient mit der ersten Note belobigt und auch höheren Orts wirkungsvoll empfohlen zu werden“.

Die musikalische Begabung war sicher ausschlaggebend für seine Berufung nach Freising. Zunächst ist er dort ab 1750 für zwei Jahre „im bischöflichen Kapellhaus Profektus“ gewesen und „hat sich ohne Lohn auf dem Hofchor zur Violin gebrauchen lassen“ und wie er weiter schreibt: „auf diese Weise für seine künftige Beförderung zu sorgen“. Diese hat er auch erhalten. Und so nennt er sich ab 1752 „Chorregent der Freisingischen Kathedralkirche“. Diesen Freisinger Werdegang entnehmen wir einen Antrag an den Kardinal und Reichfürst Johann-Theodor wegen eines Versetzungswunsches nach Wasserburg. Aber davon später.

Für den Werdegang Kaltners dürfte Placidus von Camerloher (1718 – 1782) eine wichtige Rolle gespielt haben. Camerloher erhielt als Sohn eines Murmauer Gerichtsschreibers und Urenkel des bekannten Stukkators Mathi-

as Schmuizer des Älteren seine Ausbildung in der Ritterakademie Ettal, wo sonst nur Söhne von Adligen aufgenommen wurden. Unter dem Lehrkörper befand sich damals auch der Dichter des Oberammergauer Passionsspiels Pater Ferdinand Rosner. Camerloher kam 1739 oder 40 nach München um bei den Jesuiten die Studien für seinen späteren Priesterberuf zu absolvieren. 1744 wurde er in Freising zum Priester geweiht. Fürstbischof Johann-Theodor ernannte ihn zum Domkapellmeister und Direktor der Freisinger Hofmusik. Camerlohers späterer Titel war: Wirklicher Geistlicher Rat und fürstbischöflicher Hofkapellmeister zu Freising und Lüttich. Der Fürstbischof, der Camerloher auch 1747 geadelt hat, war selbst ein guter Musiker. Für ihn war Musik in Freizeit und Erholung genauso wichtig, wie bei repräsentativen Anlässen. Es ist anzunehmen, daß Camerloher mit seinem Fürstbischof häufig auf Reisen war. Immerhin hatte dieser drei Diözesen, Freising, Regensburg und Lüttich zu leiten. Als Bruder bzw. Onkel des Bayerischen Kurfürsten dürften weitere Verpflichtungen hinzu gekommen sein.

Wie wir uns erinnern, besuchte auch Kaltner von 1740 – 1743 das Jesuiten Lyzeum in München, wo ihn gemeinsames musizieren mit Camerloher verbunden haben dürfte. Beide kamen aus Kleinstädten und beide aus benediktinischen Klosterschulen außerhalb Münchens. Camerloher hatte ohne Zweifel den drei Jahre jüngeren, musikalisch begabten Kaltner beeinflusst und gefördert. Vielleicht war sogar Camerlohers Karriere für Kaltner die treibende Kraft.

Über Kaltners Wirken in Freising ist uns recht wenig bekannt. Er dürfte sich in Freising nicht so sehr wohlfühlt haben – trotz seines hohen Amtes oder gerade deswegen. Daß er seinem Amt gewachsen war dürfen wir annehmen. Er konnte ja reife Kompositionen vorweisen und hatte vor seiner Ernennung zwei Jahre im Orchester des Hofchores gedient. Ob für den frommen Mann die Sehnsucht nach der Seelsorge, oder ob es die „barocken“ Verhältnisse in der fürstbischöflichen Residenz, bzw. des Fürstbischofs der Anlaß waren, sich von Freising wegzubewerben, wissen wir nicht.

1753 verstirbt der Wasserburger Spitalpfarrer Felix Surauer. Kaltner bewirbt sich mit Schreiben vom 3. Juli 1753 um die vakant gewordene Stelle. Er führt an, daß er ein Bürgerkind von Wasserburg ist und daß die Stadt ihr Vertrauen auf ihn gelegt hätte. Er macht sich auch Gedanken über seine finanzielle Existenz in Wasserburg. Er schreibt, daß zum Spital das Fröschl'sche Beneficium gehöre, das der Magistrat zu „verleihen“ hat. Weiter vermerkt er, daß zum Spital noch zwei andere Beneficien gehören, „ohne welche ein Pfarrer nicht leben kann“. Dann berichtet er über seine kirchlichen Dienste – von Oberndorf über Partenkirchen bis Freising. Kaltner setzt auf seine Bewerbung große Hoffnungen, denn er schreibt weiter: „In Ansehung daß eine ganze Stadt ihr Verlangen nach mir trage, habe ich Hoffnung. Ich bin in harter Cura gestanden

und auch in bischöflichen Diensten gewesen, mit welchem sich kein Mitbewerber glorieren (rühmen) kann. So bin ich der sichtlichen Hoffnung, mein unterthänigstes Gesuch werde mit gnädigsten Augen angesehen und daß darauf das gewünschte Ja geschrieben werde“.

Aus diesem Schreiben entnehmen wir, daß zwischen Kaltner und Wasserburg, bzw. umgekehrt immer noch enge Beziehungen bestanden. Kaltners Gesuch wurde abgelehnt. Er mußte in Freising bleiben. Und das bis 1758.

Aus der Freisinger Zeit sind uns nur zwei Kompositionen bekannt. Es sind dies Scholopern mit den Titeln: *Avaria suam in effigie stultitiam videns* (etwa: Die Torheit des Geizes), aufgeführt am 26. und 27.2.1756 und *Loguacitas mulctata* (etwa: Über die Geschwätzigkeit), aufgeführt am 7. und 8.6.1758. Leider sind uns diese Werke nur aus einem Aufführungsverzeichnis bekannt. Musik und Texte sind bedauerlicherweise verschollen.

Scholopern sind eine Freisinger Spezialität. In der Zeit von 1698 – 1800 sind insgesamt 117 Titel nachweisbar. Leider ist auch hier der größte Teil verschollen. Aufgeführt wurden die Werke gerne bei Studienschluß als sogenannte „Endkomödie oder speziell in Freising bei „Schlittaden“, dies waren Faschingsschlittenfahrten. Die Religions- und Schulkultur jener Zeit wußte die angebotene Spiel- und Theaterfreude der Südostdeutschen zu nutzen. Freising war hierzu eine wichtige Pflegestätte. Die Texte, die oft erzieherischen Stoff zum Inhalt hatten, wurden in der Regel vom Rhetorikprofessor geschrieben, während für die Musik die Hauskomponisten – und das waren zu jener Zeit Kaltner und Camerloher, zuständig waren. Aufführende waren die Studenten.

Kaltner und Glonn

Im Sommer 1758 verläßt Franz Kaltner, er ist 37 Jahre alt, Freising. Er wird Pfarrer in Glonn (Landkreis Ebersberg). Ob er hierher berufen wurde oder ob er sich beworben hat, wissen wir nicht. Kaltner war seit 8 Jahren nicht mehr in der Seelsorge tätig. Die Kommission des „ehrwürdigen Kirchrates“ verlangt deshalb, daß er für die Pfarrseelsorge zu „examinieren“ sei. J.M. Käffle, vermutlich einer der Examinierer schreibt dann am 1.8.1756 auf die Anweisung: „Bin der Meinung, er ist der Zulassung würdig“. Ein gewisser Vötter fügt noch hinzu, daß er der gleichen Meinung sei, aber daß Kaltner das Diözesanrituale sorgfältig zu lesen habe. Nachdem die Antwort des „ehrwürdigen Kirchenrates“ schon 1756 gegeben wurde, dürfen wir annehmen, daß er auch schon damals Bewerbungen geschrieben hat.

Mit Glonn hat Kaltner bestimmt nicht das große Los gezogen. Eine auffällige Kirche aus der Zeit der Gotik ist zu übernehmen. Erst 1768 kann Kaltners Nachfolger unter größten Schwierigkeiten einen Neubau beginnen. Nicht nur die Kirche, sondern auch der Pfarrhof mit Öko-

nomiegebäude ist auffällig. Sein Zustand wird bereits 1696 als schlecht bezeichnet. Hinzu kam noch der Streit mit einem Ortsansässigen wegen des Pfarrwiddums und eines Steinbruches, mit dem sich schon vor 1758 der verstorbene Vorgänger Pfarrer Franz Winter herumzuschlagen hatte. Neben der Hauptkirche gehören zur Pfarrei noch 8 Filial- bzw. Nebenkirchen. Die Expositur Baiern ist ebenfalls Glonner Pfarrgebiet. Die Bevölkerung ist größtenteils arm. Die meisten Anwesen standen unter der Grundherrschaft der Hofmark Zinneberg. Nur ein kleiner Teil war zum Pfarrhof grundbar – jedenfalls so wenig, daß an eine Eigenfinanzierung der auffälligen Kirche und des Pfarrhofes nicht zu denken war.

Welch ein Unterschied. Dort der prunkvolle, mächtige Bischofssitz mit Kathedrale und da eine zerstreute Pfarrei mit auffälliger Kirche und Pfarrhof. Dort ein Zentrum barocker Musik und hier eine dürftige Orgel, die den Pfarrer, den Lehrer und vielleicht einen kleinen Kirchenchor zu begleiten hat. Warum ging oder warum mußte Franz Kaltner nach Glonn? War es der Überdruß des barocken Lebens in Freising, die Sehnsucht nach der Seelsorge oder gar eine Krankheit – wir wissen es nicht. Der Glonner Chronist, Pfarrer Niedermair vermerkt, daß Franz Kaltner ab 1762 krank war. Sein Leiden ist uns nicht bekannt. Weiter schreibt der Chronist: „Von Leiden gequält rief er aus: Hier schneide, hier brenne mich...“ Pfarrer Franz Kaltner starb im Alter von 45 Jahren am 9. September 1766 in Glonn. Hier fand er auch seine letzte Ruhestätte.

Kompositorisches Schaffen und Bedeutung.

Das kompositorische Schaffen Kaltners beginnt spätestens in Oberndorf, wahrscheinlich schon im Kloster Attl oder am Lyzeum in München. Es muß angenommen werden, daß seine „XXVI Hymni Verpertini“, die 1749 bei Rieger in Augsburg gedruckt wurden und sicher schon Monate vorher bei der Druckerei abgegeben sein mußten, nicht alle in Skt. Anton komponiert haben konnte. Kaltner war wahrscheinlich erst seit 1.12.1748 in Partenkirchen. Für ein solch umfangreiches Werk, die Handschrift umfaßt allein für die Singstimme 23 Seiten, hinzu kommen vier Instrumentalstimmen, kann ein halbes Jahr Kompositionszeit nicht ausgereicht haben. Wir dürfen aber annehmen, daß dieses Werk in Sankt Anton uraufgeführt wurde. Ob die „XXVI Hymni Verpertini“ Kaltners erstes Werk waren wissen wir nicht. Leider sind uns nur dieses Werk und aus der Freisinger Zeit die zwei Scholopern (nur dem Titel nach) bekannt. Das Hauptwerk Kaltners dürfte in Freising entstanden sein. Der Musikwissenschaftler und ehemals Leiter der Musikabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek Dr. Robert Münster schreibt Kaltner noch kleinere Kirchenwerke und Messen zu. Vieles ist verloren gegangen und einiges wird noch aufzufinden sein.

Bisher wurden eben nur die „XXVI Hymni Vespertine“ in Handschrift und Druck wiederentdeckt. Beide befin-

den sich in der Staatsbibliothek München. Daß sich Druckausgaben in Archiven der Schweiz, der Tschechoslowakei, Englands, Ungarns und natürlich auch in bedeutenden Chorbeständen Deutschlands befinden, spricht für die Bedeutung Kaltners. Kaltners Musik wird von Dr. Münster „als schönes und einprägsames Beispiel für den volkstümlichen Stil in der Kirchenmusik Oberbayerns zur Zeit der beginnenden Vorklassik“ eingestuft. Der einfache Musikliebhaber empfindet mit Kaltners Musik die kraftvolle Freude des Barok. Es ist das Verdienst der Initiatoren der Musikreihe „MUSIKA BAVARICA“ daß Kaltners Werke wieder von einem breiten Publikum gehört werden kann. Es sind dies die beiden Solohymnen „Jesu redemptor omnium“ und „Laus et perennis gloria“.

Hoffentlich reihen sich noch viele Werke, schon bekannte und noch unbekannte, hinzu.

Der Verfasser dieser Zeilen hat dafür gesorgt, daß Kaltners „XXVI Hymni Verspertini“ als Gesamtausgabe jetzt wieder im Druck erscheinen. Die in Glonn ansässigen Musiker Stephan Ametsbichler, Thomas Pfeiffer und Michael Nowotny haben das Werk in heute gebräuchliche Noten umgeschrieben und der Verlag Coppenrath aus Altötting wird Druck und Vertrieb übernehmen. Möglich wird das Ganze erst, weil von der „Raiffeisen/Schulze-Delitzsch Stiftung“ zu Zweidrittel und von der „Stiftung Bayerischer Musikfonds“ ein Drittel der Kosten übernommen werden.



JOSEF ESTERL – 1889-1966

Vom Bauernbub zum Haushofmeister rund um die Welt.

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen“. So sagt es uns eine alte Volksweisheit. Und dies gilt auch heute noch. Geändert hat sich nur die Art und der Anlaß des Reisens. Waren es früher meistens die unseeligen Kriege, die die Menschen über die Grenzen ihrer Heimat schauen ließen, so ist es heute die Urlaubs- oder Bildungsreise, die in ferne Länder geht und heute für viele zum Lebensstandard gehört. Zu erzählen gibt es viel nach der Rückkehr. Es ist aber nicht mehr das Fremde, Einmalige, das es zu berichten gilt, sondern in der Regel nur mehr das Persönliche. Die heutigen Medien, voran das Fernsehen, haben uns längst den Blick in die Welt geöffnet, so daß uns die Entdeckung des Reisenden nichts neues mehr bedeutet. Bis vor ein paar Jahrzehnten war das anders. Gierig und neugierig wurden die Berichte der Heimkehrer erwartet und angenommen.

So war es bei Josef Esterl, einem Bauernsohn aus Mattenhofen bei Glonn. Als Angestellter bei den verschiedensten Botschaften hat er die Fremde gesehen, wie kaum ein zweiter seines Standes. Auf Heimaturlaub und erst recht dann im Ruhestand hat er erzählt, wie es in der Fremde war und wie es ihm ergangen ist. Es waren keine trockenen Berichte, die er von sich gab. Er war ein Erzähler

von Gottes Gnaden, der für alles den richtigen Rahmen und die richtigen Worte fand. Und so ist es nicht verwunderlich, daß wir um ihn saßen bis spät in die Nacht, um ihm im wahrsten Sinne des Wortes zu lauschen. Er war für uns wie einer, der uns das Tor zur großen Welt öffnete. Josef Esterl ist 1966 verstorben.

Am 2. September 1889 wurde er geboren. Seine Eltern, Johann und Barbara Esterl, waren die Bauerscheleute zum „Götfried“ in Mattenhofen. Wohl schon zum Ende des letzten Jahrhunderts, wie auch heute noch, gilt nicht mehr der alte Hausname, sondern man sagt „beim Bauern“, wahrscheinlich deswegen, weil es der größte Hof in der Ortschaft ist. Der Vater stammte aus Reisentel. 1857 hat er die Witwe Anna Oswald geheiratet. Erst seine dritte Frau Barbara, geb. Schuster, gebär ihm dann seine drei Söhne, den Johann, den Josef und den Franz. Bei Josefs Geburt war die Mutter 33 Jahre alt und der Vater schon im 63. Lebensjahr. Und wie bei uns so üblich, war der geläufige Name nicht Josef Esterl, sondern der „Bauern-Sepp“.

Die Volksschule besuchte der Sepp von 1896 – 1903 in Glonn. Als er in die zweite Klasse ging, verstarb sein Vater und so mußte die Mutter, die übrigens nicht mehr heiratete, die drei noch minderjährigen Söhne allein aufziehen. Sicher haben ihm die Glonner Lehrer, unter der Lei-

tung des Schulleiters Alexius Strauß, das nötige Rüstzeug fürs Leben mitgegeben. Und der gestrenge Pfarrer, Dekan Späth, wird wohl mit seinen Herrn Kooperatoren für das augenblickliche wie für das künftige Seelenheil des kleinen Sepp das Fundament gelegt haben. Ende April 1903 war es dann aus mit der „Werktagsschule“, der elterlich Hof wartete schon auf den „Buam“, wie man damals zu den Jungknechten sagte. Es schloß sich die „Feiertagschule“ an. Sie war das „Vergnügen“ am Sonntagnachmittag und hatte im wesentlichen die religiöse Weiterbildung zum Inhalt. Der Sepp war ein Tierliebhaber und so war er sich für die Arbeit im Stall nicht zu schade. Diese Jugendjahre waren sicher, von der Arbeit her gesehen, hart, für das Leben, die Eingebundenheit in die Familien- und Hausgemeinschaft, in Ort und Gemeinde, trifft aber doch der Begriff „von der guten, alten Zeit“ zu.



Josef Esterl

1909 kam für den Zwanzigjährigen etwas ganz anderes als Haus und Hof, Feld und Vieh. Er mußte, wie alle seine Altersgenossen „aktiv“ zum dreijährigen Militärdienst nach München. Wie allerdings nicht alle: er kam zu den „Leibern“, dem 6. Bayerischen Infanterie-Leibregiment. Hier war ein Mindestmaß an Körpergröße vorgeschrieben. Der Sepp hatte es, er war über einsachtzig groß. Nach dem „Grundwehrdienst“ wurde er „Bursche“ bei Graf Bothmer, der seit 1909 Generalkapitän der Leibgarde der Hartschiere, den Leibgardisten des Königshofes, war. Diese Stellung brachte den Sepp in die Nähe „Allerhöchster“ Kreise; dies war ausschlaggebend für sein späteres Leben. Wie er selbst erzählte, mußte er auch vor der Residenz Wache stehen. Der Dienst begann schon frühmor-

gens. Dabei begab sich folgendes: Vor sechs Uhr kamen höfisch gekleidete Damen aus dem Portal und gingen Richtung Theatinerkirche. Der Sepp und sein Kollege aus Niederbayern glaubten, es handle sich nur um „Personal“, was dem Niederbayern die Bemerkung entlockte: „Kuchämenscha san a scho auf“. Doch weit gefehlt, es waren Prinzessinnen. Dies gab natürlich vom Vorgesetzten, der dies gehört haben mußte, einen gewaltigen „Anpiff“. Die Prinzessinnen, die die Worte des Niederbayern ebenfalls, sicher schmunzelnd, vernommen hatten, haben dann aber eine Strafe, die sicher nicht klein gewesen wäre, verhindert.

Die Bothmers, bei denen der Sepp „Bursche“ war, waren mit den Freiherrn von Poschingers (Frauenau) bekannt. Die stattliche Erscheinung, aber auch die guten Umgangsformen und das Pflichtbewußtsein des „Burschen Sepp“ sind bei Frau von Poschinger aufgefallen, und sie sagte zu Graf Bothmer: „Was haben sie da für einen Mann? – Wenn er vom Militär frei ist, soll er zu uns als Diener“. Ein großartiges Angebot, das auch angenommen wurde. Bei der Vorstellung klappte es allerdings nicht so recht. Er wollte seine „Leibenerziehung“ zum besten geben und gab einen militärischen Gruß von sich, zu dem auch das „Hackenschlagen“ der Füße gehörte. Und das war es; – mit dem glatten Pflaster hatte er nicht gerechnet und so sah ihn die Gnädigste am Boden. Der Sepp wurde aber dennoch angestellt. Als Diener und Reisebegleiter der Poschingers kam er mit deren eigenem Schiff bis Afrika. Noch im Alter schwärmte der Sepp von den Poschingers. Eine lebenslange Freundschaft verband ihn mit dieser Familie.

Die glückliche Zeit bei den Poschingers währte für den Sepp aber nur ein paar Jahre. 1914 kam es zu jenem großen Krieg, den die Geschichtsschreibung den Ersten Weltkrieg nennt. Sicher nicht mit Begeisterung, wie so mancher Zeitgenosse, dafür hatte er schon zuviel von der Welt gesehen, mußte auch er zu den Waffen. Eine große Karriere hat er im Krieg nicht gemacht. Er hat eben „gedient“, wie man so sagt. An verschiedenen Fronten eingesetzt, hat er den großen Krieg ohne große Verwundung überstanden und kam nach dem Krieg nach Mattenhofen auf den elterlichen Hof. Alles war plötzlich anders. Die Umgebung und das Leben wieder so, wie vor rund zehn Jahren, wie vor seiner aktiven Militärzeit also.

Das Schicksal des Josef Esterl knüpfte wieder dort an, wo es 1909 aufgehört hatte. Er wurde trotz seiner guten Verbindungen und Erfahrungen nicht etwa einer, der sich das zunutze machte, wie es nach Kriegen immer wieder vorkommt, oder gar ein „Schieber“, sondern er machte auf dem elterlichen Hof wieder den „Schweizer“, den Stallknecht also, wie ehemals. Und das mit Erfolg, wie man hört. Ein Hof mit rund 150 Tagwerk und dem in unserer Gegend üblichen hohen Viehbestand, erforderte schon einen tüchtigen Mann. Grundlage dieses seines Schaffens

war sicher die Liebe zu den Tieren. Aber auch die Not seines Bruders Franz übersah er nicht. Als dieser 1921 das Badstüberanwesen in Glonn, die Heimat der Mutter, erbt, mußte er von vorne anfangen. Der Sepp nahm sich das zu Herzen und trieb heimlich eine Kuh aus dem elterlichen Stall in den Stall des Bruders, um diesem zu helfen. Die Kühe im elterlichen Stall hing er so geschickt um, daß niemand den Verlust einer Kuh bemerkte.

Das Fernweh konnte der Sepp aber nicht ganz unterdrücken. Wie er schon als Bub mit der Holzkohle Damen mit großen Hüten und Busen an die Backofenwand zeichnete, so tapezierte er jetzt das „Häusl“ mit dem Herzerl mit Zeitungsbildern aus aller Welt. Eine Zeitung war es dann auch, die ihm den Weg in die große Welt zurückwies. Im Jahre 1922, es war ein stürmischer Tag, wie er erzählte, ging er von Glonn nach Mattenhofen. Im Straßengraben sah er eine Zeitung und hob sie auf. In ihr war ein Inserat: Für die Botschaft in Brasilien wird Personal gesucht. Im wahrsten Sinne des Wortes: ein gefundenes Fressen. Der Sepp bewarb sich, wurde zur Vorstellung geladen und wurde eingestellt. Der Botschafter, vermutlich der Gesandte von Plehn, war von kleinerer Statur. Angesichts des großen, stattlichen Sepp, vermerkte Frau von Plehn: „Hoffentlich verwechselt man ihn nicht mit dem Botschafter“. Wer aber den Sepp kannte, der weiß, daß es ob seiner eher zurückgezogenen, bestimmt nicht aufdringlichen Haltung, nicht dazu kommen konnte.

Ein neuer Lebensabschnitt für den nun dreißigjährigen Sepp. Nicht nur ein anderes Land, mit subtropischem Klima, auch andere Leute: Nicht die „Kaltblüter“ mit der rauhen Schale und dem guten Kern von hierzulande, sondern heiße Südamerikaner, die das Herz auf der Zunge zu tragen schienen, mit ganz anderer Lebensart, aber auch mit dem großen Unterschied von arm zu reich. Von 1922 bis 1930 dauerte sein erster Brasilienaufenthalt. In Botafogo bei Rio de Janeiro diente er, am Anfang als Diener und später als Haushofmeister, den Gesandten Plehn und Knipping. Von der Botschafterfamilie Plehn ist bekannt, daß sie den Sepp auch privat gerne in ihren Reihen hatte: Er mußte erzählen; und zwar „mattenhofen-risch“, weil es die hohen Herrschaften so wünschten.

Der Haushofmeister ist Chef für den „nichtamtlichen“ Dienst in einer Botschaft und zuständig eben für Haus und Hof, für Küche und Keller, aber auch für die diversen Feste. Und das waren „rauschende“ und nicht wenige, wie der Sepp des öfteren erzählte. Er mußte wissen, wer zu wem paßte und wen er zusammensetzen durfte und was er servieren lassen mußte. Und so kam es nicht von ungefähr, daß der Sepp die intimsten Kenntnisse über seine Gäste und natürlich auch über sein Personal hatte. In spannendster Weise erzählte er darüber immer wieder, allerdings mit der Diskretion des „Diplomaten“.

Die acht brasilianischen Jahre waren wohl eine der schön-

sten im Leben des Josef Esterl. Sie gingen aber 1930 unfreiwillig zu Ende. Eine Krankheit zwang ihn zur Rückreise in die Heimat. Der elterliche Hof, der seit 1922 vom Bruder und der Schwägerin geführt wurde, die Mutter war bereits 1925 verstorben, war wieder zur Heimat geworden. Zwei Jahre währte dieser unfreiwillige Heimaturlaub, bis der Sepp dann zu einer neuen Aufgabe gerufen wurde.

Die Reise ging wieder auf den südamerikanischen Kontinent. Diesmal war Chile das Ziel und der Sepp wurde Diener des Gesandten Baron von Reisswitz. Nach dessen Abberufung 1935 war er dann Diener beim Geschäftsträger Dr. Tripelury, ebenfalls in Chile. Das kann nicht lange gewesen sein, im Mai 1935 schrieb der Sepp bereits aus Oslo, er war Diener des Gesandten Dr. Rohland. Dort konnte er so gar nicht warm werden. Die Menschen seien dort blond, steif und ruhig, so ganz das Gegenteil von Südländern, wie er sie in Brasilien und Chile erlebt hatte. So ist es einem Brief zu entnehmen. Er wohne an einem Fjord und habe den schönsten Ausblick auf das Meer. Der Tag beginne schon um drei Uhr früh und ende erst spät abends. Die Birken im Park sind so hoch wie zuhause die Tannen. Er meint, im Sommer wird's ihm schon gefallen, aber vor dem Winter „graut's“ ihm heute schon. In seinem Brief erkundigt er sich auch darüber, ob in der Heimat schon das Gras wachse, damit das Vieh etwas zu fressen habe.

Den Winter braucht der Sepp aber nicht mehr im hohen Norden erleben. Eine erneute Krankheit, die ihm diesmal gar nicht so unangenehm gewesen sein dürfte, zwingt ihn zur Rückkehr aus Oslo. Nach seiner Genesung kann er wieder in sein Traumland gehen: Brasilien. Bis 1939 bleibt er Diener beim Gesandten Dr. Schlimpert; wieder in Botafogo, am Rio Praia bei Rio de Janeiro. Nun hat er seinen Zuckerhut auf der anderen Seite der Bucht von Rio wieder vor Augen. Als der zweite Weltkrieg ausbricht, ist der Sepp in Brasilien. Für einen Deutschen bestimmt kein Honiglecken. Vorübergehend mußte er sich als Hotelpor-tier und Telefonist seinen Unterhalt verdienen. In den Jahren 1940 bis 1943 konnte er aber dann bei Botschafter Dr. Prüfer wieder als Haushofmeister unterkommen.

Vermutlich wurde infolge der Kriegswirren die Deutsche Botschaft in Brasilien 1943 geschlossen. Jedenfalls gab es für den Sepp in Brasilien keine Arbeit mehr. Sein neuer Arbeitgeber war nun General Kettembeil. Dieser war Luftattaché an der Botschaft in Ankara. Auch die Schwester des Deutschen Außenministers Joachim von Ribbentrop war in der Botschaft in Ankara untergebracht. Wie er immer erzählte, hat er sich mit ihr gut verstanden. In einem Schreiben vom 23. April 1944 beklagt er sich, daß er die Zeit und das Geld bräuchte, das er in Brasilien gehabt habe. Die Teuerung in der Türkei sei wie nirgends auf der Welt und er sei froh, daß er aus Südamerika genügend Wäsche mitgebracht habe. Sonst ging's ihm schlecht.

Dann bemängelt er noch, Ankara sei klein und hoch im Gebirge, mitten in der Steppe, alles öde und steinig. Dagegen liege Istanbul sehr schön am Meer und er freue sich schon darauf, wenn's im Sommer wieder für drei Monate dorthin geht. Weiter schreibt er: „Wenn's nicht anders kommt, was man ja nie wissen kann“. Und es kam anders. Im September 1944 wurde der Sepp interniert. 1945 entließ man ihn in die Heimat nach Mattenhofen.

Der nun 56-jährige Sepp war nun wieder für einige Jahre in Mattenhofen. Seit Jahren nicht mehr zuhause, gab es wieder viel zu erzählen. In einer Zeit, die zu unseren traurigsten gezählt werden darf, hat er damit sicher eine wichtige Aufgabe erfüllt. Wie auch bei seinen früheren Zwischenaufenthalten in der Heimat, hat er wieder im Stall mitgeholfen. Er war aber auch in Haus und Küche zu gebrauchen. Sein Beruf „Hauhofmeister“ kam so, wenigstens dem Namen nach, wieder zur Geltung, wenn auch unter ganz anderen Vorzeichen. Einmal war die Bäuerin krank. Der Sepp hat die gesamte Hauswirtschaft verrichtet. Seine Kochkünste wurden von den Knechten gelobt. Von der Bäuerin aber mußte er Tadel einschieben, denn bei ihrer Rückkehr an den Herd fand sie einen leeren Schmalzhafen vor.

So gerne und willig er zwar die Arbeit auf dem elterlichen Hof verrichtete, als seine Lebensaufgabe sah er sie nicht. Die wieder auf die Füße kommende Bundesrepublik wurde auch im Ausland wieder allmählich hoffähig. Dafür brauchte man tüchtige Leute mit Auslandserfahrung und die nicht „vorbelastet“ waren. Da war der Sepp der richtige. Er bewarb sich beim Auswärtigen Amt in Bonn. Mit Wirkung vom 18. Januar 1950 wurde er dann zunächst als Hilfsamtsgehilfe angestellt. Nebenbei bemerkt: Es war sein erstes öffentliches Dienstverhältnis. Die früheren waren immer private, beim jeweiligen Gesandten oder Botschafter. Das wirkte sich natürlich auf seine spätere Versorgung entsprechend aus. Der kalte Spätherbst in Bonn macht ihn krank; er spürt seine Hüftgelenke, die ihm auch in den Kniegelenken Schmerzen bereiten. In einem Schreiben faßt er das so zusammen: „...bis zum Nabel gesund, von dort ab krank, alt und unbrauchbar. Gottlob sitzt der Humor oben – g'fehlt wär's.“ Sein Humor hat ihm eben über vieles hinweggeholfen. In seinen Schreiben aus Bonn nennt er sich auch nicht mehr den „Baunsepp“ (Bauernsepp), wie er immer wieder gerne seine Briefe abschloß, sondern den „Bonnsepp“.

Gut zweieinhalb Jahre mußte er in Bonn zubringen, dann kam für ihn die erlösende Nachricht: Versetzung an die Botschaft in Madrid. Er kann endlich wieder Botschaftsluft schnuppern. So ganz paßt ihm das trockene Klima nicht, wie er schreibt. Und er schwärmt wieder von Brasilien. Die Stadt gefällt ihm zwar „und der Kaffee ist denkbar schlecht“, wie er weiter meint. Ein reger Briefverkehr nach und von Madrid bringt ihm mit der Heimat einen ständigen Gedankenaustausch, aber auch Anteil-

nahme, wie es aus seinen Briefen immer wieder hervor geht. Es ist 1954. Jetzt denkt er auch schon an seine Pensionierung. Zudem bekommt er seine Krankheit immer mehr zu spüren. Er schreibt: „...es kann leicht sein, daß ich im Herbst heimkomme (muß). 65 Jahre; da wird man an solchen Stellen automatisch entlassen, ob man will oder nicht. Freude werde ich in Mattenhofen keine auslösen. So ist es im Leben, auf einmal ist man alt, außer Kurs, wie wertloses Geld, genau so ...“.

Ab Herbst 1954 ist er nun für ganz zuhause. Gut daß ihm die Mutter 1922 bei der Übergabe ein Heimatrecht ausbedungen hat. So kann er ungestört wohnen und hat sozusagen „Kost und Logis“. Die Rente fällt mager aus. Für ihn hat vor 1950 vermutlich niemand „gewappelt“. Und Reichtümer hat er sich auch keine angesammelt, weil er in seinem Leben viel verschenkt hat. Vielen hat er von seinen Reisen kleine Geschenke mitgebracht. Bei den Mattenhofenern und bei seinen vielen Freunden und Bekannten ist er aber ein gern gesehener Gast und so ist der Sepp viel unterwegs, soweit es seine Gesundheit erlaubt. Nicht nur in Glonn und Umgebung. Er hatte viele Freunde in Madrid und Bonn und natürlich auch die Poschingers im Bayerischen Wald, die er besuchte und bei denen er gern gesehen war. Und er schreibt viel, der Sepp, denn jetzt hat er Zeit. Für die, die ihn kannten, war er eine Institution.

Am 18. Juli 1966 schließt sich nun der Lebenskreis des Josef Esterl. In dem Haus, in dem er geboren wurde, stirbt er, fast 77-jährig. Auf dem Gottesacker von Frauenreuth liegt er begraben. Er hat keine Reichtümer angesammelt und nichts hinterlassen. In der Erinnerung vieler Menschen lebt er aber weiter, mehr, als so mancher, der viel hinterlassen hat. Sein Humor, den er in Verbindung mit seiner Erzählkunst stets zum besten geben konnte, war sein Kapital. Damit war er auch in den vielen Ländern, die er bereist hat und bei vielen, vielen Menschen Botschafter seiner Heimat – und kein schlechter, wie ich meine. Er war sein Leben lang ein Diener und das ganz bestimmt aus seiner christlichen Überzeugung heraus. Aus dieser Grundeinstellung heraus war er auch ein zufriedener Mensch. Einer seiner weisen Aussprüche charakterisiert ihn ganz besonders: „Geld wenn ich genug hätte, ging's allen Leuten um mir gut“. Er hat uns aber auch so viel gegeben.



DIE SCANZONIS AUF ZINNEBERG

Der Kultur- und Verschönerungsverein Glonn und die privilegierte Schützengesellschaft Glonn-Zinneberg sind mit dem Namen Scanzoni auf das engste verbunden. Bei beiden Vereinen haben die Scanzonis auf Zinneberg Vereinsgeschichte geschrieben. Eine Straße in der Glonner Zinneberger Siedlung erinnert an diese Gönner Glonns.

In den letzten Jahrhunderten hatten die jeweiligen Herren von Zinneberg auf Glonn einen großen Einfluß. So kommt es nicht von ungefähr, daß die Glonner Hausnummerierung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Zinneberg her begonnen wurde. Hausnummer 1 hatte deshalb das Sattleranwesen, ein ehemaliger Grundholde von Zinneberg.

Der vorletzte Schloß- und Gutsherr auf Zinneberg war Dr. Friedrich-Wilhelm Scanzoni von Lichtenfels. Mit Kaufvertrag vom 22. Februar 1868 hat er das Schloßgut von Fabio Pallavicini, dem ehemaligen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Königs von Sardinien, gekauft. Pallavicini erwarb es 1850 von den Arcos. Gut Zinneberg umfaßte 1868, inklusiv einiger von Arco und Pallavicinis zugekaufte Höfe – so auch den Mairhof in Georgenberg und das vor gut einhundert Jahren abgebrochene Spitzen-Tränkeranwesen – gut 700 Tagwerk auf 130 verschiedenen Plannummern. Für Friedrich-Wilhelm Scanzoni war Zinneberg als Alterssitz gedacht. Sein ältester Sohn Albert (1855 mit Zwillingbruder Gustav geboren), der sich einfach Albert von Scanzoni nannte, war wahrscheinlich seit Mitte der Siebziger Jahre auf Zinneberg und führte für seinen Vater die Geschäfte. Davon aber später.

Das Geschlecht der Scanzonis stammt aus Riva am Gardasee. Die Stammesreihe beginnt 1669 mit Pietro Giacomo Scanzoni. Friedrich-Wilhelm wird 1821 in Prag geboren.

Sein Vater Ignaz Scanzoni ist dort österreichischer Bahn- bzw. Salinenbeamter. Später wohnt die Familie dann in Budweis, wo Friedrich-Wilhelm das Gymnasium besucht und 1837 sein Abitur macht. Zum Medizinstudium ist er in Prag und promoviert 1844. Als „Secundärarzt“ geht er in die Frauenkrankeabteilung des Allgemeinen Krankenhauses in Prag. 1845 wird er Assistenzarzt im „Gebärhaus“ und vervollständigt seine gynäkologischen Kenntnisse, so daß er 1848 ordinierender Arzt in der gynäkologischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses wird. Zugleich wird er Dozent für Gynäkologie an der Universität in Prag. Sein Ruf wird international. 1850 holt ihn die Universität Würzburg und überträgt ihm die Stelle eines ordentlichen Professors für Geburtshilfe. In diesem Jahr heiratet Scanzoni Auguste Höninger aus Budweis, die Tochter eines Hofrates. Die Hochzeit findet in Budweis statt, wo auch Eltern und Schwiegereltern wohnen.

Dr. Friedrich-Wilhelm Scanzoni wird einer der Hauptvertreter der Frauenheilkunde Deutschlands im 19. Jahrhundert. Bald ist er bei Fürsten- und Königshöfen ein gesuchter Geburtshelfer. So wurde er auch zweimal an den Za-

renhof nach Petersburg gerufen, wo er bei Entbindungen der Kaiserin zugegen ist. Er gibt ein Lehrbuch über Geburtshilfe heraus, das in wenigen Jahren viermal aufgelegt werden muß. Bereits 1856 wollen ihn die Universitäten Wien und Berlin haben. Er aber bleibt in Würzburg. Sein König, Max II., bedankt sich und genehmigt ihm den Bau einer gynäkologischen Klinik. Scanzoni wird, jetzt erst 34 Jahre alt, 1855 bayerischer Hofrat, 1858 Geheimrat, Ehrenbürger von Würzburg und Träger des Ehrenbeckers von Bad-Kissingen. 1864 kommt noch die Ehrenbürgerschaft von Franzensbad hinzu. 1863 erhält er den persönlichen Adelstitel. Er darf sich „von Lichtenfels“ nennen. Lichtenfels ist der Mädchenname seiner Mutter. Seine Berühmtheit bringt ihn aber auch in ein Dilemma. Es kommt zum literarischen Kampf mit dem berühmten Professor Sem-



Albert von Scanzoni

melweis (1818-63), dem Entdecker des Kindbettfiebers. Scanzoni erklärt den Standpunkt von Semmelweis für einen „einseitigen, beschränkten und deshalb unrichtigen“. Scanzoni muß aber seine Irrlehre erkennen. Trotz allem war er aber korrespondierendes und Ehrenmitglied bei vielen wissenschaftlichen Gesellschaften in Europa und bis Boston in den Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1888 nimmt Scanzoni, nach 38-jähriger Tätigkeit, Abschied von der Universität Würzburg, deren gynäkologischen Lehrstuhl er zu hoher Blüte brachte. Nun konnte er seinen, vor zwanzig Jahren ausgesuchten Alterssitz genießen, aber nicht lange – er verstarb auf Zinneberg am 12. Juni 1891.

Aus der Familie, die Friedrich-Wilhelm Scanzoni von Lichtenfels 1850 in Budweis gegründet hatte, gingen sechs Kinder (1855-69) hervor. Alle wurden in Würzburg geboren, wo auch der Sitz der Familie war. Alle sechs Kinder

lebten standesgemäß. Der viertgeborene, Friedrich, wurde wie sein Vater Arzt und war 1901 Leiter der Kinderklinik in München-Schwabing.

Nun zum Erstgeborenen: Albert von Scanzoni. Wie sein Vater, der ab 1872 der Glonner Feuerwehr jährlich 50 Mark schenkte, hat auch er dem Glonner Vereinswesen viel gegeben. Schon in jungen Jahren stellt er sich den Vereinen mit Rat und Tat zur Verfügung und gibt viele Impulse. Er ist als „Zugereister“ von der Bevölkerung angenommen, sonst wäre er nicht bei einigen Vereinen in den Vorstand gewählt worden. Mit den Posthaltern Wolfgang Wagner senior und junior muß er ein sehr gutes Verhältnis gehabt haben, denn die beiden Namen Wagner und Scanzoni kommen in Protokollen und Briefen häufig gemeinsam vor. So bei der Schützengesellschaft als auch beim Kultur- und Verschönerungsverein.

Die Scanzonis sind Freunde des Schießsports. Die im Schloßpark gelegene Schießstätte lassen sie 1874 in das 1870 hinzugekaufte Sonnenhausen verlegen. Sie ist nur der Guts herrschaft und den vielen Bediensteten zugänglich. 1878 aber, als sich die Schießanlage auf dem Glonner Postanger, sie besteht seit 1841, von amts wegen als unsicher erweist und auch die Sonnenhausener Anlage Mängel zeigt, planen sie eine neue Anlage auf dem „Oberhöhenbergerfeld“. Diese Anlage wird größer und sicherer gebaut als die alten. Die Schießdistanz beträgt 105 Meter. Diesmal dürfen nicht nur die Guts angehörigen die Schießstatt benutzen, sondern sie wird auch der „privilegierten Schützengesellschaft Glonn-Zinneberg“ zur Verfügung gestellt. Die einige Jahre unterbrochene, aber bereits einige Jahrzehnte alte Schießtradition kann damit wieder aufgenommen werden. Albert von Scanzoni und Wolfgang Wagner stellen als erster und zweiter Schützenmeister des Vereins am 12. Juni 1881 an das Bezirksamt in Ebersberg einen entsprechenden Antrag. Noch 1881 kann das beantragte erste Schießen stattfinden. Die Bodenanlagen dieser Schießstätte sind noch vorhanden – unweit des später gebauten Gasthauses zur „Schießstätte“.

Drei Schießscheiben mit jeweils 75 cm Durchmesser sind aus dieser Zeit noch vorhanden. Die älteste ist eine Hochzeitsscheibe vom 30./31.05.1882 anlässlich der Hochzeit des Albert von Scanzoni. Die Aufschrift als geschwungenes Band gibt in Schützenmanier Auskunft über das freudige Ereignis: „Der schönste Schuß den i meina Lebta hab than, war der, wieris Deandl ins Herz troffen han“. Die zweite Scheibe ist vom 25./26.9.1882 und stellt eine schwebende, mit einem Krügel schwingende Frau dar. Der Anlaß ist nicht vermerkt. Anders bei der Scheibe vom 21.5.1883. Sie wurde anlässlich der Geburt des ersten Kindes, Friedrich-Krafft ausgeschossen. Im Geweih eines kapitalen Hirschkopfes lesen wir „Vivat Fritzel“. Die zweite Scheibe wurde mit Sicherheit von Albert von Scanzoni gemalt; auch bei der dritten ist es sehr wahrscheinlich. Diese Kunstwerke sind nicht die einzigen Albert von Scanzonis.

Wie viele es sind, wissen wir nicht. Die Glonner Raiffeisenbank besitzt ein Landschaftsbild von Albert von Scanzoni.

Nicht nur der Schützenverein hat von Albert von Scanzoni profitiert, sondern auch der Verschönerungsverein – heute Kultur- und Verschönerungsverein – dessen Gründungsvorstand er von 1887 bis 1899 war. Aus dem Schriftverkehr dieses Vereins geht eine bemerkenswerte Aktivität hervor. Seien es die Bemühungen um die Einführungen des elektrischen Lichtes in Glonn, um die Pflanzung einer Apfelbaumallee von Glonn Richtung Zinneberg oder um die Ortsverschönerung allgemein, Scanzoni und Wagner waren immer an forderster Front dabei.

Nun zur Familie des Albert von Scanzoni. Wie vorhin schon erwähnt, heiratet er 1882 die 21-jährige Charlotte Freiin von Crailsheim-Rügland aus Amerang. Die Familie vergrößert sich zusehends. Von 1883 bis 1890 kommen sieben Kinder zur Welt. Wie auch bei den anderen Familien, werden die meisten der scanzonischen Kinder von der Ortshebamme, Frau Eichner, der „Schwabin von Steinhausen“ entbunden – obwohl der Senior der Familie der große Gynäkologe war. Für die „Schwabin“ zweifelsohne eine Auszeichnung und ein großer Vertrauensbeweis. Alle Kinder wurden auf Zinneberg vom Glonner Pfarrer Späth getauft. Paten waren jeweils nahe Angehörige.

1891 ist dann für die Scanzonis ein Schicksalsjahr. Die junge Frau, erst 29 1/2 Jahre alt, stirbt am 12. Januar an Diphtherie und Lungenentzündung. Am 14. Januar gibt ihr der protestantische Vicar aus Feldkirchen, sie war evangelisch, das letzte Geleit. Am 12. Juni des gleiches Jahres stirbt, ebenfalls auf Zinneberg, der Senior, Prof. Friedrich-Wilhelm Scanzoni von Lichtenfels und am 23. August folgt ihm seine Frau Auguste. Sie stirbt im mittelfränkischen Schalkhausen, vermutlich bei einem Besuch ihrer Tochter Anna, die dort mit Freiherrn von Berchem verheiratet ist.

Albert von Scanzoni hat das Glück und kann am 12. November 1892 wieder heiraten. Es ist Emilie von Sebastiani, eine Rittmeisterstochter aus Wien. Doch das Glück auf Zinneberg währt nur bis 1899. Albert war nicht Eigentümer des Schloßgutes. Der Senior hatte, mangels einer Erbregelung, eine Erbengemeinschaft hinterlassen und so mußte sich Albert ab 1891 das Eigentum mit seinen fünf Geschwistern teilen. Ein unhaltbarer Zustand, der letztlich 1899 zum Verkauf des gesamten Schloßgutes an den Industriellen Baron von Büsing führte. Albert von Scanzoni wurde mit seiner Familie in Kosenheim sesshaft. Er starb dort 1914 an Hirnschlag. Beerdigt wurde er aber im Glonner Familiengrab. Die Glonner haben ihn ein würdiges Begräbnis gegeben, wie Anna Messerer aus Kreuz zu berichten weiß. In der Mädchenschule wurde er aufgebahrt und vier seiner einstigen Tagelöhner haben ihn zu Grabe getragen. Eine letzte Ehre, wie sie sicher nicht jedem Schloßherrn zuteil wird.

ALS „MODESCHÖPFERIN“ EIN LEBEN LANG AUF DER STÖR

Die Filser Resl von Krübling.

„Mode“ ist zwar ein moderner Begriff. Die Mode gab es allerdings schon immer. Die Leute wollten auch schon zu früheren Zeiten schön angezogen sein – nicht nur mit den sogenannten Trachten, die den Festtagen vorbehalten waren und über die Herkunft oder den Stand etwas aussagten, sondern auch in der einfacheren Kleidung. Die Mode früherer Zeit entstand nicht etwa in Ateliers, sondern es war die „Noderin“ (Näherin), die für das Gutangezogensein auf dem Lande zuständig war. Ein altes Sprichwort heißt: „Kleider machen Leute“. Sie hat für die Leute Kleider gemacht und zwar ihr Leben lang – die „Filser-Resl“ von Krübling.

Dabei war ihr die „Noderin“ nicht in die Wiege gelegt worden. Die 1875 geborene Resl, mit Schreibnamen Theresia Weigl, war die jüngste von neun Geschwistern der Filserheleute Johann und Maria Weigl. Wahrscheinlich war sie die erste ihres Stammes, die aus der jahrhundertealten Weigltradition ausbrach und nicht mehr im Bauernstand ihr tägliches Brot verdiente. Nach der Volksschule erlernte sie bei der „Faßrainerin“ in Unterlaus das Schneiderhandwerk. Damals mußte man noch Lehrgeld zahlen.

Der Wohnsitz der Filser-Resl blieb zeitlebens Krübling. Das elterliche Anwesen, das von Bruder Vitus übernommen war, wurde von diesem und der älteren Schwester Marie bewirtschaftet. So wie diese beiden, blieb auch die Resl ledig. Oft genug hätte sie die Chance zum Heiraten gehabt, denn sie war ein bildsauberes Weibsbild. Mit einer Heirat hätte aber nicht nur das gutfunktionierende geschwisterliche Dreigestirn gelitten, sondern auch ihr berufliches Fortkommen, denn die Resl ging schon bald nach ihrer Lehre in die Selbständigkeit.

Eine selbständige Schneiderin zu sein, bedeutete in dieser Zeit auf die Stör zu gehen. Das heißt, die Arbeit wurde im Hause der Auftraggeber erledigt. Eine Stör dauerte in der Regel bis zu einer Woche, mit Ausnahme der Brautstören. Der Arbeitstag begann, Winter wie Sommer, um sechs Uhr in der Früh und endete um sechs Uhr abends. Wenn keine Übernachtungsmöglichkeit am Hofe war, dann hatte die „Noderin“ oft genug einen anstrengenden Fußmarsch auf sich zu nehmen. Wenn ein Haushalt keine Nähmaschine hatte, so mußte auch noch diese mitgeschleppt werden.

Die Arbeitsbedingungen waren, zumindest aus heutiger Sicht, manchmal miserabel. Das Tageslicht war natürlich vor dem Fenster am besten. Diese waren aber regelmäßig weit vom Ofen entfernt, so daß es in den Wintermonaten durchaus vorkam, daß die Näherin mit klammen Fingern ihre Arbeit verrichten mußte. Gab es kein Tageslicht, dann mußte vor einer stinkenden Petroleumfackel genäht werden. Künstliches Licht wurde allerdings nur dann entfacht, wenn es für alle zu dunkel wurde. Bis zu

diesem Zeitpunkt durften die Noderinnen die sogenannte „Schneiderrast“ einlegen, das heißt, es wurde nicht gearbeitet. Ähnlich war es auch, wenn der Schuster oder Sattler auf der Stör war. Die Noderin hatte die Kost am Tisch des Hauses einzunehmen.

Der Arbeitsbereich einer Näherin umfaßte die Bett- und Tischwäsche, die Frauenbekleidung und für die Männer die Hemden sowie das Abändern dieser Wäsche. Für das Flickern waren die Flickschneiderin oder die eigenen Hausleute selbst zuständig. Was an Kleidern geschnei-



Die Filser Resl Anfang der zwanziger Jahre mit ihren Lehrlingen Rosalie und Anni Weigl, beide verheiratete Obermair.

dert wurde, dafür hatte häufig die „Noderin“ die Idee zu liefern. Und so war sie in der Regel für die Mode auf dem Lande zuständig. War das Material nicht vorhanden, so erledigte sie für ihre Auftraggeber auch den Einkauf und die Stoffauswahl. Die Filser Resl erledigte dies in München.

Höhepunkte im Leben einer Störnäherin waren die Brautstören. Es dauerte dann schon ein paar Wochen, bis die Aussteuer der Braut genäht war. Zudem bekamen dann auch die Geschwister und Eltern der Braut neue Kleider bzw. Hemden. Vor der Hochzeit mußte dann auch der Kuchelwagen gerichtet werden. Die Einrichtung der Kästen wurden von den Näherinnen oft mit besonderer Kunstfertigkeit vollzogen. Die Wäsche wurde nämlich so zusammengelegt, daß mehr vorgetäuscht wurde. Bei

der Hochzeit selbst hatte die Noderin eine besondere Rolle. Sie hatte darauf zu achten, daß die Braut korrekt gekleidet war. Darüber hinaus steckte sie den Hochzeitsgästen das Myrtensträußl an. Ein kleines Trinkgeld und „mahlfrei“ war dafür ihr bescheidener Lohn.

Die Noderinnen waren auf den Höfen gern gesehen. Nicht nur weil die eine oder andere ein neues Kleidungsstück bekam, sondern auch, weil sie, bedingt durch ihren wechselnden Einsatz, viele Leute kannte und von daher Neues berichten konnten. Darüber hinaus waren sie natürlich von berufswegen immer gut angezogen, was sicher den Eindruck auf die Burschen des Dorfes nicht verfehlte.

Das Gäu der Filser-Resl umfaßte die Gemeinden Höhenrain und Baiern sowie den südlichen Teil der Gemeinde Glonn. In ihrem Bereich war sie eine Institution. In ihrem langen Berufsleben hat sie viele Näherinnen ausgebildet. So auch die Mutter des Verfassers. Von Haus aus war sie sparsam. Neben einem Grundstück legte sie ihr Geld auch in Pfandbriefen an, deren Zinsscheine dann die Lehrlinge aus dem Bogen herausschneiden durften.

Bis zum Ende der Dreißigerjahre übte die Filser-Resl ihren Beruf aus. Wieviele Kleider mag sie wohl genäht haben und wie vielen Bräuten hat sie den Hochzeitstag verschönert und wie vielen hat sie einen guten Rat gegeben? Sicher hat sie vieles aus ihrer tiefen Religiosität heraus getan. Aber auch im Alter war sie noch an allem interessiert. Ihre besondere Neigung galt der Politik. Hier wiederum konnte sie sich besonders für Adenauer begeistern – nicht ohne zu sagen, daß dieser fast so alt sei wie sie.

1959 ist die Filser-Resl in ihrem Geburthaus, 84-jährig, verstorben. Auf dem Lauser Gottesacker hat sie ihre Ruhe gefunden. So wie sich im Leben über vieles Gedanken gemacht hat, so auch über ihre eigene Beerdigung. Sie selbst hat nämlich bestimmt, was es auf dem Leichenmahl zu essen geben soll. Sie hat aber auch bestimmt, daß beim Leichenmahl ihr Erspartes an die Verwandten, in Beträgen gestaffelt, je nach Verwandtschaftsgrad, ausbezahlt werden soll. So ist es auch geschehen.

BEIM „MALER“ IN GLONN UND DIE FAMILIE MESSNER

J.B. Dunkes, Glonner Lehrer von 1840 bis 1868, schreibt in seinen Aufzeichnungen, daß in Glonn auch die „Kunst“ durch einen Maler, Vergolder und Anstreicher vertreten sei. Gemeint war hier die Familie Meßner. Begründer des Glonner Zweiges dieser Familie war Magnus Meßner.

Die Eltern von Magnus waren Mathias Meßner, geboren 1791, vom Ayingen Gassneranwesen und Therese Öckl vom Wimmeranwesen in Schlacht bei Glonn. Ein uneheliches Kind, wie Magnus eines war, erhielt zur damaligen Zeit den Nachnamen des Vaters. Mutter Therese, geboren 1794, war vermutlich in Aying im Dienst, denn ihre weiteren, ebenfalls unehelich geborenen Kinder Mathias und Peter Meßner, sind in Aying geboren. Eine Heirat von Mathias und Therese ist wohl durch die fehlende „Heiratslizenz“ nicht möglich gewesen.

Magnus kommt am 6. September 1827 in Schlacht, ohne Hebamme, wie vermerkt ist, zur Welt. Die Mutter war wohl, wegen des dritten unehelichen Kindes, ins Elternhaus nach Schlacht zurückgekehrt. Bei der Taufe in der Schlachter Kirche erhält Magnus, wie es damals bei „ledigen Kindern“ üblich war, den Namen des Tagesheiligen. Als „Pflicht“-Taufpate fungierte der Schlachter Messner Alexander Kleinmaier. Andere waren sich wohl zu gut dafür.

Es ist anzunehmen, daß Magnus bei seiner Mutter, die bei seiner Geburt ja schon 33 Jahre alt war, in Schlacht auf-

gewachsen ist. Die Mutter blieb ledig, während der Vater 1832 eine jüngere aus Aying heiratet. Dieser Ehe entstammen vier Kinder. Wo die „ledigen Kinder“ Mathias und Peter aufgewachsen sind, wissen wir nicht. Vielleicht in Aying als „Kostkinder“.



Georgenberg um 1889. Skizze von Peter Meßner d. Jüngeren

Die Kindheit und Jugend des Magnus Meßner war sicher sehr schwierig. Es ist deshalb verwunderlich, daß er nicht den Weg vieler „lediger Kinder“ gehen mußte und Bauernknecht wurde. Er ging in eine Lehre als Maler, die damals auch „Lehrgeld“ kostete. Aus der Chronik von Niedermair wissen wir, daß diese Lehre beim Maler Bock in Westendorf stattfand. Für Bock ist in Westendorf keine Familie und kein Anwesen nachzuweisen. Es ist anzunehmen, daß er Maler bei der Zinneberger Schloßherrschaft war und in Westendorf wohnte.

Niedermair schreibt, daß Magnus Meßner 1855 in Glonn ansässig wird. Wahrscheinlich hatte er sich im Ökonomiegebäude des „Gerichtsdienershauses“, heute Gürteler, eingemietet. Bereits 1853 (14.3.) wird Magnus Meßner Vater. Mutter des kleinen Josef ist die 27-jährige „Staudenschneiderstochter“ Elisabeth Hintermaier aus Glonn. Die Gesetze haben sich geändert. Der Kleine erhält den Nachnamen seiner Mutter.

1858 erhält Magnus für 2457 Gulden den Auftrag zur Renovierung der Glonner Kirche. Daß er als „lediges Kind“ mit einem „ledigen Kind“ einen solchen Auftrag erhält, spricht für sein Können. Die nächsten beiden Jahre dürfte er damit beschäftigt gewesen sein. Vermutlich ist dies die finanzielle Basis für den Kauf des westlichen Teils (Ökonomie) des „Gerichtsdienershauses“.

Verkäuferin ist die „Lotteriekollektorswitwe“ Franziska Diemer. Ende Oktober 1858 wird der Kauf in Ebersberg „notarisch“ verbrieft. Der Kaufpreis von 1200 Gulden ist zur Hälfte bar zu zahlen. Die andere Hälfte ist durch die Übernahme des Vatergutes der fünf Diemerwaisen zu erledigen. Für die Stundung werden 5% Zins verlangt. Das Objekt, das mit Schindeln gedeckt war, besteht aus Stadel, Stall und einem Teil des Wohnhauses. Der Käufer ist bereits im „Besitz des Objektes“. Das heißt, daß das Haus von Meßner bereits bewohnt war.

Bereits am 26.8.1860 verstirbt Magnus Meßner. Der Glonner Arzt Hackl bestätigt als Todesursache „Auszehrung“ (Lungenschwindsucht). Soweit uns bekannt ist, hinterläßt der Verstorbene als künstlerischen Nachlaß, neben der neurenovierten Glonner Pfarrkirche, zwei Ansichten von Glonn: „Glonn um 1840“ und „Glonn 1855“. Eine Gedenktafel an der Glonner Pfarrkirche erinnert noch heute an Meister Magnus Meßner.

Magnus hinterläßt eine Erbgemeinschaft, bestehend aus der Mutter, die wahrscheinlich dem Verstorbenen schon den Haushalt geführt hatte, und den Brüdern Mathias und Peter. Sie einigen sich in einem Erbvergleich. Peter, lediger Maler, erhält das Anwesen. Mathias erhält 300 Gulden und ein Wohnrecht und die Mutter erhält 150 Gulden in Form einer jährlichen Rente von 15 Gulden sowie ein Wohnrecht und eine „Abnährung“ auf Lebenszeit. Sie bleibt auf dem Maleranwesen und stirbt 1871. Für den jetzt siebenjährigen, unehelichen Sohn des Magnus, Josef Hintermaier, muß Peter in der Weise sorgen, daß dieser „bis zu seiner Arbeitsfähigkeit vollständig zu ernähren und zu erziehen“ ist, daß er das Wohnrecht hat und daß er ein Handwerk lernen darf. Josef darf im Zimmer seiner Mutter Elisabeth Hintermaier im Maleranwesen wohnen. Hier hatte wohl die Großmutter ihre selbstgemachten Erfahrungen mit eingebracht. Der Wert des Anwesens ist mit 2500 Gulden angesetzt. Wegen des deutlich gestiegenen Wertes ist anzunehmen, daß das Maleranwesen von Magnus zwischen 1858 und 1860 erbaut wurde.

Der 1824 in Aying geborene Peter, der jetzt Eigentümer ist, wird schon vor dem Tod mit Magnus als Maler zusammengearbeitet haben. Im November 1860 erhält er die Konzession als Maler und Vergolder. 1862 heiratet er die Zimmermannstochter Anna Oslmaier aus Ebersberg. Neben dem Malergeschäft wird spätestens seit 1863 ein „Laden“ betrieben, denn 1863 wird die Lizenz für Regenschirmmacher erteilt. Wie noch zu hören ist, hat die alte Frau Meßner (geb.Oslmaier), sie verstarb 1922 als 94-jährige, im Laden alte Schirme geflickt und neue verkauft. Über eine künstlerische Tätigkeit des Peter Meßner ist nichts bekannt. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor.

Der Älteste hieß, wie sein Vater, Peter und wurde 1864 geboren. Er erlernte, vermutlich bei seinem Vater, das Malerhandwerk. Wahrscheinlich durch das Werk seines Onkels Magnus angeregt, strebte er nach höherer Kunst. Eine Kunstreise, die ihn 1885 bis nach Rom führte, beweist dies. Sein noch erhaltener Skizzenblock, ein Gemälde von Glonn aus dem Jahre 1886 und ein großformatiges Ölgemälde über ein Geschichtsthema zeugten von seinem Talent. Peter verstarb 1891 im Alter von 29 Jahren. Er war ledig.

Peter Meßner der ältere, er starb 1889, übergab das Maleranwesen seinem Sohn Josef, geboren 1867. Dieser war Schlosser. Damit hat die Malertradition auf dem Anwesen aufgehört. Josef erbaute 1893 eine Schlosserwerkstätte. 1897 heiratet er die Braugehilfenstochter Therese Zistelberger aus Isen. Von 1919 bis 1930 war er Glonns Bürgermeister. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. Jüngster war der 1912 geborene Josef. Auch er war Schlossermeister. Seine Leidenschaft aber galt der Musik. Josef Meßner, der 1988 verstarb, war, trotz seiner schweren Hände als Schlosser, ein begnadeter Geiger. In früheren Jahren hat er auch ein Blasinstrument gespielt und war Leiter der Glonner Blaskapelle. Zeit seines Lebens hat er dem musikalischen Geschehen in Glonn viele Impulse gegeben.



MARTIN WÖLZ – EIN LEBENSSCHICKSAL

Bei älteren Menschen wird heute noch gerne von der „guten alten Zeit“ gesprochen. Gemeint ist der Zeitraum vor dem Ersten Weltkrieg. Mag dieses Zitat zwar für die „oberen“ Bevölkerungsschichten eine gute Zeit gewesen sein, für den „kleinen Mann“ war es ein harter Alltag. Arme Leute gab es genug und dementsprechend auch viele bittere Schicksale.

Besonders hart hatten es die Kinder der kleine Höfe. Oft schon im Schulalter mußten sie zum „Dienen“, das heißt bei einem Bauern eintreten, um so selbst ihr Brot zu verdienen. Daß es da den einen oder anderen aus der Bahn warf, ist verständlich.

Einer, der sozusagen seinen eigenen Weg ging, war der um 1880 geborene Martin Wölz aus Neumünster in der Gemeinde Egming. Allein die Herkunft aus Neumünster hatte schon Nachteile, denn die in den Jahren zwischen 1818 und 1820 entstandene Ortschaft hatte keinen guten Ruf. So schreibt 1905 Therese Killi, Brandtochter aus Münster. Sie berichtet allerdings auch, daß die jetzigen (1905) Gütler ein ganz anderer Menschenschlag sind – redlich und fleißig.

Besagter Martin Wölz entstammte dem „Flinkenanwesen“. Zunächst war er Tagelöhner. Eine durstige Kehle war zu dieser Zeit nichts seltenes und das Einkommen war sicher knapp bemessen. Dem Martin dürfte es ebenso ergangen sein. Und so berichtet der Ebersberger Anzeiger 1903, daß er seinen alten Vater des Bieres wegen um Geld angepumpt hatte, dieser aber das Geld verweigerte. Hierauf schlug der Sohn den Vater nieder, so daß sich der Vater das Fußgelenk zweimal brach. Weiter heißt es, daß der Sohn schon einmal wegen „Vergreifens“ an seinem Vater bestraft wurde.

Wie die nächsten Lebensjahrzehnte jenes Martin Wölz verliefen, ist dem Verfasser nicht bekannt. Es kann aber leicht sein, daß ihn jener Vorfall von 1903 nicht mehr zu einer geregelten Arbeit kommen ließ. Es ist anzunehmen, daß er sich mit Saisonarbeiten über Wasser hielt. So ist ein Bild vorhanden, das ihn in den Dreißigerjahren beim Hopfenzupfen zeigt. Um diese Zeit gab es ja viele Menschen, die im Allgäu die Heuernte, in Niederbayern die Getreideernte, in der Holledau die Hopfenernte und dann im Münchner Raum die Kartoffelernte eibtmachten.

Irgendwann und irgendwo, möglicherweise schon in den Zwanzigerjahren, hat Martin Wölz dann mit dem Uhrmacherhandwerk Bekanntschaft gemacht. Mit seinen sicher bescheidenen Kenntnissen ging er sozusagen auf die Stör und richtete Uhren. Sein Uhrmacherwerkzeug hat er stets in der Seitentasche, damit er umgehend seine Aufträge ausführen konnte. Sein Gebiet waren in der Regel die Gemeinden Baiern, Glonn und Egming. Einmal hatten ihm die Esterluben aus Reinstorf, für ihn unbemerkt, ein Rädchen von einer anderen Uhr dazugelegt. Nach dem Zusammenbau der reparierten Uhr konnte er es nicht fassen,

daß die Uhr ging, obwohl ein Rädchen übrig geblieben war. Daß dies seinen Jähzorn herausforderte war klar. Zornig wurde er aber auch, wenn er bei seinem Spitznamen „Martästutz“ oder „Stutzmartä“ genannt wurde.

In den Dreißigerjahren wurde Martin Wölz Opfer eines Verkehrsunfalls. Seither hatte er einen „krummen“ Fuß. Die Entschädigung, die ihm die Versicherung auszahlte, verwendete er aber nicht, um künftig mehr Sicherheit zu haben, sondern er ließ sie durch die „Gurgel“ rinnen.

Die Eltern des Verfassers, so wie sicher viele andere auch, hatten mit dem „Martästutz“ Mitleid. Sie gaben ihm zu essen und ein Nachtquartier, wenn er wieder einmal „abgebrandt“ war. Und so kann sich der Verfasser noch gut an Martin Wölz erinnern.



Martin Wölz, genannt „Martästutz“, im Sonntagsanzug und Stumpen in den dreißiger Jahren.

Aus dieser Erinnerung eine Begebenheit: Früher war es gute Sitte, daß alle Hausbewohner zur Osterbeichte gehen mußten. Martin Wölz, der um die Osterzeit im Elternhaus des Verfassers war, hatte aber seit Jahrzehnten mit der Religion nichts mehr im Sinn. Ihn zur Osterbeichte zu bewegen war nur der Überredungskunst der Mutter zu verdanken. Ausschlaggebend wird aber wohl der Schweinsbraten mit Bier, der ihm fürs beichten versprochen war, gewesen sein. Jedenfalls kann sich der Verfasser erinnern, wie erleichtert und glücklich Martin Wölz von der Kirche zurückkam.

Um die 70 Jahre alt, wurde Martin Wölz dann ernsthaft krank. Er wurde ins Ebersberger Krankenhaus eingeliefert, wo er 1950 dann auch starb. Auf dem Ebersberger Friedhof wurde er begraben. Pfarrer, Messner, Ministranten, Totengräber und ein Trauergast, die Postwirtin aus Ebersberg, gaben ihm das letzte Geleit.

GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

125 Jahre Glonner Feuerwehr

Feuer und Feuerwehr

„Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr“, dies ist der Leitspruch vieler Feuerwehren. So steht es auch auf der Fahne der Glonner. Mit diesem Spruch soll gesagt sein, daß Feuerwehren nicht Dienstleistungsunternehmen sind und sein wollen, sondern daß die Kultur des Helfens im Vordergrund steht.

Die Bereitschaft und den Zwang sich dem Feuer zur Wehr zu setzen, gibt es schon länger als jene menschliche Er rungenschaft, selbst Feuer zu entfachen. „Feuerwehr“ entspringt also dem Trieb des Menschen zur Selbsterhaltung und ist damit Teil seiner Natur. Die Bereitschaft, auch den Nächsten vor Feuerschaden zu bewahren – und damit sogar einen eigenen Nachteil in Kauf zu nehmen, ist ein Kultursprung in der Menschheitsgeschichte.

So wie Feuerwehren heute verstanden werden, sind sie eine Organisationsform des Helfens – eben Feuer effektiver, aber auch für den Helfer sicherer zu bekämpfen. Hinzugekommen ist die technische Hilfe. Die Ursprünge dieser organisierten „Feuerwehr“ sind zweifelsohne mit dem Zeitpunkt anzunehmen, zu dem sich Menschen selbsthaft machten. Das „Zusammenwohnen“ erhöhte nicht nur die Feuersgefahr, sondern erweiterte auch die Möglichkeiten gegenseitiger Hilfeleistung.

Allmählich gaben sich die Menschen auch Gesetze. Im Bereich des Feuerschutzes hatten sie ihre Aufgabe nicht allein darin, bei Feuersbrünsten regelnd einzugreifen, sondern auch dem Feuerschutz vorbeugend zu dienen. So haben älteste Baugesetze ihren Ursprung im Brandschutz. Für unseren Raum galt zum Beispiel die Vorschrift, daß Backhäuser außerhalb von Haus und Scheune zu stehen hatten. Die vierteljährliche Beschau der Feuerstätten durch den „Dorfvierer“, dem die Aufsicht über die Haupt- und Obmannschaften übertragen war, war vorgeschrieben.

Die Mittel zur Brandbekämpfung waren primitiv. Bis zur Entwicklung der Handspritze gab es nur den Kübel, der von Mann zu Mann, vom Dorfweiher zur Brandstätte gereicht wurde. Hierin haben viele künstliche Dorfweiher, soweit es keine natürlichen Gewässer gab, ihren Ursprung. Selbstverständlich wurden sie auch als Pferde- und Wagenschwemme verwendet. Ebenfalls wichtige Brandutensilien waren die Feuerleiter und der Feuerhacken. Alarm wurde mit den Kirchenglocken und dem Signalhorn gegeben.

Zu allen Zeiten waren die „Brandlieder“, also jene, die einen Brandschaden hatten, arme Teufel. Daß ihnen der „Brandbettel“ erlaubt war, war nur ein kleiner Trost. Der Erfolg war vor allem davon abhängig, wie gut oder schlecht es den anderen ging, oder wie gut oder schlecht das Jahr (Erntejahr) war. Daß durch die Feuersnot der eine oder andere auf die „Gant“ (kommt von Gehen) kam,

oder die Familie zerrissen wurde, war eben Schicksal. Speziell in Altbayern hielt sich der Brandschaden in Grenzen, weil es durch den hohen Anteil des Obereigentums von Klöstern und Kirchen von dieser Seite Hilfe gab.

Die Gebäudebrandversicherung als staatliche Einrichtung – wohl die älteste Versicherungsform, gibt es in Bayern bereits seit 1799. Aber auch private Initiativen sollten den Brandschaden mindern. Daß beim „Abräumen“ der Brandstätte die Dorfgemeinschaft zur Stelle war, verstand sich von selbst. In diesem Zusammenhang sei an den „Privatunterstützungsverein bei Brandfällen in Bruck bei Grafing“ erinnert, der 1889 gegründet wurde (siehe Festschrift von Hans Huber). Das Vereinsgebiet umfaßte auch die Gemeinde Glonn.

Brandstiftung wurde als Strafdelikt schon in den Rechten des Mittelalters differenziert behandelt. Man unterschied zwischen Brandstiftung (Vorsatz) und „Feuerverwahrlosung“ (Fahrlässigkeit). Bei der Brandstiftung war die Todesstrafe fällig.

Feuerwehr und Gemeinde

Durch das „Organische Edikt über die Bildung von Gemeinden“ von 1808 wird das Feuerschutzwesen auf die Landgemeinden übertragen. In Ausübung dieser Verpflichtung bildeten sich in den einzelnen Gemeinden, so auch in Glonn, Pflichtfeuerwehren. Alle Männer zwischen 18 und 55 Jahren waren zur Hilfeleistung und wohl auch zu Übungen verpflichtet. Für die Gemeinde Glonn gab es eine „Lokallöschordnung“. In München war dies bereits 1370 der Fall.

Daß auch die Glonner Pflichtfeuerwehr schon ortspolitisch Thema war, beweist uns ein Aktenvorgang aus dem Jahre 1867 (Staatsarchiv). Es geht um den Bau eines Feuerwehrgerätehauses mit 2 Einfahrten als Anbau zur Holzhütte des Schulhauses (heute etwa vor Friseur Schindler, sowie den Kauf einer Spritze. Gemeindediener Franz Angerer hatte für den 21. Juli 192 Gemeindebürger geladen. 130 sind erschienen. 93 der Anwesenden haben ihre Zustimmung per Unterschrift erklärt. Allein 25 Gegenstimmen kamen von den Leuten aus Frauenreuth und Mattenhofen. Das Bezirksamt bemängelte, der Beschluß sei ohne Angabe der Kosten gefaßt. Die daraufhin neu anberaumte Versammlung fand am 31. Juli 1867 statt. Von 130 Erschienenen waren diesmal 105 dafür. Die 25 Gegenstimmen kamen wieder aus Frauenreuth und Mattenhofen mit dem Bemerken, sie brauchten keine Spritze. Beim zweiten Beschluß wird auch der Betrag genannt: 900 Gulden für die Spritze (Voranschlag der Fa. Kirchmaier, München) und 507 Gulden/ 50 Kreuzer für das Spritzenhaus. Die alte fahrbare Spritze, mit 300 Schuh Schlauch, die schon 1861 erwähnt ist und vermutlich 1856 vom Glonner Bader Georg Mayr der Gemeinde gestiftet wurde, war als „Wassersbringer“ gedacht. Die Finanzierung sollte zur Hälfte aus dem Etat 1867 und zur Hälfte aus dem Folgejahr kommen.

Anlaß für die geplante Investitionen war „jüngst“ ein Brand in Münster, bei dem sich die „Glonner Feuerspritze als höchst mangelhaft bewährte“. Als Finanzierungsbasis für die Anschaffung wurde gegenüber dem Bezirksamt (Schreiben 24.05.1867) der 1859 eingeführte „Mehlaufschlag“ angegeben, der mit 800 Gulden jährlich veranschlagt war. Die Genehmigung des Bezirksamtes als auch der Regierung erfolgte bereits am 09.06.1867. Unter anderem wurde ein neues Spritzenhaus zur Auflage gemacht.

Die Ablehnung aus Frauenreuth und Mattenhofen führte auf Antrag Obermüllers (Frauenreuth) zu einer Vorladung bei der Regierung (Kammer des Innern). Josef Obermüller, Frauenreuth, Josef Steinegger, Überloh und Peter Höller aus Mattenhofen sind am 26.10.1867 „erschienen“. Sie erklären: Der Posthalter (Wagner) und der Gemeindevorsteher (Bürgermeister Beham) hätten eine Spritze für 900 Gulden bestellt – ohne vorher die Zustimmung des „Ausschusses“ einzuholen. Für sie als „Filialisten“ habe die Spritze wenig Wert, weil sie von Glonn durch einen Wald getrennt seien, so daß man das Feuer (wohl das in Frauenreuth) nicht sehen würde. Sie hätten lieber eine Handspritze für den äußersten Notfall vorgezogen, zumal ihr wasserarmer Ort die neue Spritze sowieso nicht speisen könne. Sie glauben auch, daß die erforderliche Zweidrittelmehrheit für den Kauf der Spritze durch Unterschriften in der Versammlung nicht zu bekommen war, sondern nachher in „Kneipen und Schnapsbuden“ gesammelt wurden. Vorausgegangen war, daß der im September 1867 fällige Mehlaufschlag für eine Finanzierung der „Feuerangelegenheiten“ von den „Filialisten“ verweigert wurde. Eine erneute Gemeindeversammlung bestätigte dann wieder den bereits zweimal beschlossenen Kauf. Wahrscheinlich hatte der Einspruch aus Frauenreuth und Mattenhofen Erfolg, denn der Kauf einer zweiten Spritze ist erst für das Jahr 1870 nachzuweisen.

Die Gründung der „Freiwilligen“ – schwieriger Anfang

Die Siebziger Jahre des letzten Jahrhundert waren „Gründerjahre“ für die Freiwilligen Feuerwehren. Allein im Bezirksamt Ebersberg wurden in diesem Jahrzehnt 23 freiwillige Wehren gegründet. Nur Grafring hatte bereits 1869 eine. Es stellt sich die Frage, warum diese Gründungswelle eingesetzt hat, obwohl es ja bereits in den einzelnen Gemeinden Pflichtfeuerwehren gab. Wahrscheinlich waren die Pflichtfeuerwehren als behördliches Instrument ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen. Ein Hintergrund liegt sicher auch in den veränderten Eigentumsstrukturen, die mit der „Bauernbefreiung“ von 1848 eingeleitet wurden. Hinzu kommt, daß sich die Ackerbaumethoden verbessern. Das jeweils brachliegende Drittel der Dreifelderwirtschaft wird jetzt mit Klee bebaut und verbessert damit die Viehzucht, so daß über den Dung höhere Erträge und Vorräte möglich werden. Dies verlangt größere Gebäude und damit einen verbesserten Feu-

erschutz. Aber auch der Zeitgeist mag mitgewirkt haben. Das neue, wesentlich liberalere Gewerberecht von 1871, das durch die Gründung des Deutschen Reiches auch in Bayern gilt, ermutigt zu Eigeninitiative.

Am 24.5.1872 schlägt dann die Geburtsstunde der Glonner Freiwilligen Feuerwehr. Der Glonner Chronist Pfarer Niedermair berichtet uns, daß am ersten Tage schon 21 Mann beigetreten sind. Im Laufe des Jahres sind es dann schon 94 Mitglieder. Zum Vorstand des neuen Vereines wird Apotheker Birzer (stammt aus Regensburg) gewählt. Aber auch eine einfache Standarte, die es heute noch gibt, wird angeschafft. Kommandant ist der Wirt und Posthalter Wolfgang Wagner sen.. Wahrscheinlich übt er dieses Amt auch schon vor 1872 aus. Selbstverständlich ist er auch Gründungsmitglied des neuen Vereines.

Während 1873 der Vorstand noch von einem regen Vereinsleben und großer Begeisterung berichten konnte, hatte der Verein bereits 1875 seinen ersten Tiefpunkt. Der Gemeinderat beschloß mit 6:1 seine Auflösung. Ein Grund ist nicht angegeben. Vielleicht hatte sich mit dem neuen Verein das Feuerlöschwesen zu sehr verselbständigt, hatte doch vor 1872 die Gemeinde allein das Sagen. Der Verein konnte aber kraft eigener Statuten von der Gemeinde nicht aufgelöst werden. Eine Vereinsversammlung wurde einberufen, die aber gegen die Auflösung stimmte. Birzer verläßt 1876 Glonn. Neuer Vorstand wird Bürgermeister Nikolaus Niedermair. Vielleicht war er die Stimme gegen die Auflösung des Vereines. 1877 übernimmt Kommandant Wagner den Vorstand. 1878 folgt ihm Lehrer Josef Hecht, der zugleich Gemeindeschreiber ist. 1880 wird Kommandant Wagner wieder Vorstand, diesmal für 22 Jahre – bis zu seinem Tod 1902. Ab 1875 ist er auch Mitglied des Bezirksfeuerwehrausschusses. Unter Wagners Vorstandschaft werden 1880 der Metzger Maier, 1884 der Käser Türk und 1889 sein Sohn Wolfgang Wagner jun. Kommandant. Letzterer bleibt es bis zu seinem Tod 1912.

Volle Anerkennung

Es schaut so aus, als hätte sich die Glonner Freiwillige Feuerwehr erst ab 1880 voll etabliert. Zu diesem Zeitpunkt war aber auch die erste Investitionsphase, nämlich der Bau eines Feuerwehrgerätehauses (ca. 1877), der Umbau der Spritze (800 Mark, 1877), die Anschaffung eines Mannschaftswagens (418 Mark, 1880) und die Anlagen der Wasserreserven in Mattenhofen (1880) sowie in Haslach, Adling, Balkham und Frauenreuth (alle 1882), abgeschlossen. Sicher haben auch verschiedene erfolgreiche Einsätze der Wehr, so beim Brand in Reinstorf (1873), und des Schlickerrieder-Hinterhauses (1873) zum guten Ruf beigetragen. Die Feuerwehr war eben auch ein Stück Sicherheit. Als Zeichen der Anerkennung darf auch gewertet werden, daß 1881 der 6. Bezirksfeuerwehrtag in Glonn abgehalten wurde.

Die Scanzonis auf Zinneberg waren nicht nur Förderer

des Glonner Vereinswesens, sondern im speziellen auch der Glonner Feuerwehr. So spendete Friedrich-Wilhelm von Scanzoni von 1872 bis zu seinem Tode 1891 der Glonner Wehr jährlich 50 Mark. Nicht nur dies, er gründete für den Gemeindeteil Zinneberg eine eigene Feuerwehr und schaffte für sie auch eine Saug- und Druckspritze an. Dieses Gerät diente auch den übrigen Gemeindeteilen, was von den Glonnern bei der Meldung ihrer Ausrüstung immer wieder angeführt wurde. Die Ebersberger Amtsleute ließen dies, wegen des langen Anfahrtsweges, allerdings nicht gelten und verlangten für Glonn 1887 den Kauf einer Saug- und Druckspritze für 1800 Mark. Die Gemeinde lehnt mit der Begründung, man müsse erst ein Gemeindekrankenhaus (6000 Mark) bauen, erfolgreich ab.

Das Glonner Löschwesen wurde von Ebersberg streng beaufsichtigt. So wurde 1885 angemahnt, daß in der Nähe der Kirche eine Reserve gebaut werden müsse. Diese wurde wegen der „zahlreichen Quellen“ abgelehnt. Außer defekten Schlauchkupplungen wurde aber den Glonnern eine vorzügliche Ausrüstung bestätigt. Allerdings sollten die „Zugführer“ für eine bessere Schulung sorgen. Schlecht weg kam die Pflichtfeuerwehr, die es immer noch gab und dem Kommando der „Freiwilligen“ unterstellt war. Laut Schreiben scheinen sie keinen Begriff von Zucht und Ordnung zu haben. Künftig müssen sie, wohl um sie von den „Freiwilligen“ unterscheiden zu können, Armbinden tragen. Diese „Pflichtfeuerwehler“ scheinen nicht immer zur Freude der Kommandanten gewirkt zu haben. Ihr Erscheinen bei Übungen, deren jährlich sechs – an Sonn- und Feiertagen – vorgeschrieben sind, wurde anscheinend polizeilich überwacht, denn 1887 meldet der Glonner Gendarm Amslinger namentlich 4 Personen wegen Nichterscheins zur Übung an das königliche Bezirksamt in Ebersberg. Es handelte sich um Dienstknechte, die wohl kein allzugroßes Interesse an der Rettung von Hab und Gut aufbringen konnten.

Feuerwehrarbeit war gefährlich. Der Bezirksverband hatte deshalb eine Sterbekasse gegründet. Von den über 40 Feuerwehren im Bezirk waren allerdings nur acht Mitglied. Die Glonner waren dabei. Auch eine Landesunterstützungskasse gab es. Der Glonner „Steiger“ Leopold Ostermaier erhielt daraus im Jahr 1892 17 Mark. Auch „Erste Hilfe“ wurde berücksichtigt. So wurden 1892 vom Bezirk an 15 Wehren Sanitätstaschen verteilt. Haggenmüller merkt an, daß die „Sanitätsmänner“ nicht von Ärzten ausgebildet sind. Es gebe aber in den Märkten und größeren Orten meistens geprüfte Bader und ehemalige Lazarettgehilfen, die die Sanitätsbetreuung übernehmen könnten.

Auch die 90er Jahre waren gekennzeichnet von der Forderung nach einer neuen Spritze, zumal das alte Glonner Gerät immer wieder Anlaß zu Beschwerden gab. So beim Brand des Weberanwesens in Mattenhofen (1892) durch den Bezirksfeuerwehrvorsteher Haggenmüller. Die Glon-

ner antworteten: Entweder sei der Saugschlauch nicht ganz unter Wasser gewesen, oder es sei ein Stein ins Ventil geraten. Ihre Spritze funktioniere gut und sei, was die Wasserförderung anbelangt, von keiner anderen „Land-spritze“ übertroffen. Man könne die Leistungsfähigkeit ihrer Spritze beim nächsten Bezirksfeuerwehrtag in Glonn (1892) ja begutachten. Jener Feuerwehrtag, der mit einer Großübung verbunden war, wurde auch anläßlich des 20-jährigen Gründungsjubiläums der Glonner Wehr in Glonn abgehalten.

Eine neue Fahne

Beim 25-jährigen Gründungsjahr 1897 konnte von der Bezirksfeuerwehrprominenz immer noch die gleiche Spritze „bewundert“ werden. Für die Glonner Wehr war es ein großes Jahr. Bereits im April des Jahres trat in der Post unter dem Namen „Musikbündler“ eine „Vereinigung von Berufsmusikern und Dilletanten“ auf, die ihre Kunst in den Dienst der Humanität stellten, „zum Besten der hiesigen Freiwilligen Feuerwehr“. So stand es in der Zeitung. Es dürfte sich um die Glonner Musikkapelle Faßrainer sowie einem Glonner Männerchor gehandelt haben. Das Jubiläum mit Fahnenweihe fand dann am 29.8.1897 statt. Es gab Ehrendiplome für 25-jährige und 15-jährige Dienstzeiten. Die neue Fahne wurde von Frä. Anna Obermaier, Kaufmannstochter aus Glonn, für einen Preis von 335 Mark „kunstvoll“ hergestellt. Neben dem Patenverein aus Grafing waren noch weitere 34 Vereine anwesend. Ein Höhepunkt des Jubeljahres war sicher der Beschluß des Gemeinderates für 1898 eine neue Saug- und Druckspritze zum Preis von 1875 Mark für die Glonner Wehr – und je eine für 1175 Mark für die Gemeindeteile Schlacht und Frauenreuth zu kaufen. Dies war die Geburtsstunde der Feuerwehren in Schlacht und Frauenreuth.

Im Jahre 1901 wurde aus Glonn Markt Glonn. Für dieses Jahr kann Kommandant Wagner nach Ebersberg einen Bestand von 144 Freiwilligen- und 104 Pflichtfeuerwehrmännern melden. Es wird auch die Ausrüstung gemeldet. Vier Signalhörner gehören dazu. Für die Pflichtfeuerwehler hat die angegebene Ausrüstung sicher nicht gereicht. Es wird also bei den Armbinden geblieben sein. Ihre wesentliche Tätigkeit bei Bränden wird nach wie vor darin bestanden haben die Handspritzen zu „betreiben“ – und das bei fliegendem Wechsel. Ein Jahr vorher baut die Gemeinde das neue Feuerwehrhaus mit Fuhrwerkswaage in der Nähe der heutigen Forellenapotheke. 1902 verstirbt 68-jährig der Vorstand Wolfgang Wagner sen.. Neben seinen Aufgaben als Mitglied des Bayerischen Landtages und des Deutschen Reichstages sowie den sonstigen zahlreichen Ämtern, hatte er immer noch Zeit für „seine“ Feuerwehr, der er seit Gründung angehörte.

Ende der Posthalterära

1902 übernimmt Wolfgang Wagner jun., der wie sein Vater Mitglied des Landtages werden wird, zum Komman-

danten auch den Vorstand. Er wird für die „Hauptübung“ anlässlich des Bezirksfeuerwehrtages am 29.6.1903 mit Verantwortung tragen. 1908 ist wieder Bezirksfeuerwehrtag in Glonn. In seiner Dienstzeit wird 1908 eine Drehleiter für 1200 Mark angeschafft. Für 1909 werden für die Gemeinde Glonn 179 und für Frauenreuth 39 Feuerwehrmänner gemeldet. Glonn hat damit im Bezirk die höchste Mannschaftszahl, obwohl es einwohnermäßig nur an zweiter Stelle liegt. Wahrscheinlich ist es auch Wagner jun., der den jährlichen Gottesdienst für die verstorbenen Mitglieder am Florianstag (4. Mai) eingeführt hat. Pfarrer Niedermair schreibt 1909, daß kein Verein so lebhaften Anteil am Wohl und Wehe des Nächsten nimmt wie die Feuerwehr.

1912 verstirbt, erst 47-jährig, Wolfgang Wagner jun.. Das Amt des Vorstandes und des Kommandanten werden wieder getrennt. Der neue Kommandant heißt Simon Maier und ist Hausmeister im Gasthof zur Post. Er versieht dieses Amt bis zu seinem Tod 1926. Vorstand wird Franz-Sales Maier, seines Zeichens Schuhmachermeister und Geschäftsinhaber. Er wird bis 1934 Vorstand sein. Beide haben die Folgen des 1. Weltkrieges zu bewältigen. Der Feuerwehrbetrieb muß aufrecht erhalten werden, obwohl viele Mitglieder im Felde sind. Zwar ist anzunehmen, daß während des Krieges die Glonner nicht in die Landeshauptstadt zu Einsätzen mußten, aber auch in der Gemeinde sind vier größere Brände zu verzeichnen. Ein Aufruf des Bayerischen Landesfeuerwehrausschusses vom März 1915, in dem um Metallspenden für Rüstungszwecke gebeten wird, kennzeichnet die Lage. Vielleicht wurden auch Glonner „Museumsstücke“ dem Vaterland geopfert.

Alban Huber (*1905), Zweiter Steiger bei der Glonner Wehr, erinnert sich noch an den Brand beim Bauern in Mattenhofen 1923. Damals wurde aus dem Löschweier noch mit der „Hand“ gepumpt. 1927 wurde aber die erste Motorspritze (Fabrikat Kögel – München) für 7075,50 Mark angeschafft. Hinzu kamen neue Schläuche für 2162 Mark. Zu diesem Zeitpunkt war bereits Baumeister Landtaler (ab 1926) Kommandant. Weil natürlich eine Motorspritze, die mit Sicherheit einen größeren Umkreis zu versorgen hatte, hinter ein Pferdegespann nicht mehr paßte, wurde dann 1929 „zur Beförderung der Motorspritze“ ein Auto gekauft. 2000 Mark hat es gekostet. 1932 wurde die neue Gemeindewasserleitung mit 4 Hydranten gebaut, so daß man dann beim Bezirksfeuerwehrtag am 5.5.1932 auch etwas vorzeigen konnte.

Zwischen Frieden und Krieg

Im Dienstbuch des Bezirksfeuerwehrverbandes Ebersberg heißt es 1932 für Glonn: Neuer Kommandant Gröbmayer Josef. Er wird dieses Amt bis 1947 inne haben. Seine Ära umfaßt das wohl schwierigste Kapitel der Glonner Feuerwehrgeschichte. Protokolle sind ab dem Jahre 1934 vorhanden. Schriftführer Aichlmayr (Lehrer) berichtet, daß sich die Glonner Wehr „ohne Schwierigkeiten ins Dritte

Reich eingliedern konnte“. Mit dieser Feststellung ist eigentlich schon umschrieben, was kommen werde. Die Selbstverwaltung der „freiwilligen“ Feuerwehr wird unter dem Druck der Machthaber immer mehr eingeschränkt.



Eine Gruppenaufnahme der Glonner Feuerwehr, die wahrscheinlich zum 10jährigen Bestehen 1882 entstanden ist. Soweit die Namen bekannt sind (jeweils von links nach rechts): 1. Reihe: Franz-Paul Schwändler (Bader), Willibald Gürteler (Bäcker), Franz-X. Schwaiger (Bot). 2. Reihe: Stadler, Josef Hecht (Lehrer), Hans Wäslar (Schmied), Wolfgang Wagner sen. (Posthalter), Florian Lechner (Mang).

Vorstand Franz-Sales Maier zieht sich zurück und wird zum Ehrenvorstand gewählt. Sein Nachfolger wird der Vereinskassier Florian Lechner; er tritt nach einem Jahr „wegen Arbeitsüberlastung“ zurück und wird Ehrenmitglied. Die Zugführer Ludwig Kirmair und Andreas Neuwirth bitten um Entlassung aus dem Dienst. „Eine größere Zahl Feuerwehrpflichtiger“, so das Protokoll, komme ihrer Pflicht nicht nach. Der Bürgermeister wird ersucht, eine „öffentliche Aufforderung“ zu erlassen. Es muß weitergehen: Zum neuen Vorstand wird in geheimer Wahl Kommandant Josef Gröbmayer gewählt.

Schon 1935 muß in einer Verwaltungsratsitzung festgestellt werden, daß die „Feuerwehrvereine als solche wohl nicht mehr allzulange bestehen werden“. Eine Überführung in „freiwillige Feuerwehrtruppen“, die von der Gemeinde unterhalten werden müssen, werde bevorstehen. Die Anschaffung eines Mannschaftsautos, das auch zum Transport der Leiter gebraucht werde, wird angekündigt. Es wird ein „Horch“ sein, der bis nach dem Krieg seinen Dienst tut. Die Dienstanzüge haben künftig blau zu sein und die weiß-blauen Kokarden müssen von den Dienstmützen abgenommen werden. Bei der Sitzung am 17.12.1937 sind auch die „Dienstgrade“ aus Frauenreuth und Schlacht anwesend. Ihnen wird mitgeteilt, daß ihre Feuerwehren künftig wieder mit der Glonner Wehr vereinigt sind. Die Vorstandschaften dieser Wehren verlieren damit ihre Ämter. Nur die Kommandanten werden als Abteilungsleiter weiter fungieren. Die Fahnen dürfen in Frauenreuth und Schlacht bleiben. Bei dieser Sitzung gibt es auch einen erfreulichen Beschluß: Bei auswärti-

gen Begräbnissen von Mitgliedern erhält die Abordnung pro Mann 1 Liter Freibier.

Ab 1936 werden die Jahreshauptversammlungen Generalappelle oder Jahresappelle genannt. In einer Sitzung wird festgestellt, daß SA-Männer für den Feuerwehrdienst nicht in Frage kommen, sie würden zur Brandwache gebraucht. Weiter wird beschlossen, daß nach den Übungen die Kameradschaft zu pflegen ist, „hierbei kann ab und zu Freibier verabreicht werden“. Ab 1936 ist dann auch monatlich eine Übung protokolliert – im Winter in Form eines Unterrichtes. Weiter heißt es: Die Kameraden haben für das Winterhilfswerk 27 Mark gespendet und in Zukunft habe eine Zusammenarbeit zwischen der Feuerwehr und der Glonner Sanitätskolonne stattzufinden. Der Feuerwehrball, der schon viele Jahre vorher nachzuweisen ist, wird bei einem Eintritt von 70 Pfennigen wieder abgehalten.

Anfang 1937 wird über einen Mitgliederstand von 146 Aktiven und 202 Passiven berichtet. Am 26.3.1938 gab es dann einen Großbrand auf Schloß Zinneberg. Es brannten der West- und Südwestflügel. Neben den Löscharbeiten waren die Klosterinsassen und die 200 „Zöglinge“ in Sicherheit zu bringen. Erst ein „Halblöschzug“ der Berufsfeuerwehr München konnte den Brand unter Kontrolle bringen. Vorher waren schon sieben Feuerwehren „aus dem südlichen Bezirk“ unter Bezirksbrandinspektor Ignaz Fuchs im Einsatz. Die Glonner und die Herrmannsdorfer Wehr hatten schwere Arbeit zu leisten. Weiter heißt es in der Zeitung von damals, daß zur Brandursache keine Feststellungen gemacht werden können. Im August des gleichen Jahres brannte es auch beim „Bruckmaier“ in Mattenhofen. BBI Fuchs zollte der Glonner Wehr für beide Einsätze hohes Lob und zählt die Glonner zu den am besten ausgestatteten Wehren.

Vorbereitung und Krieg

Das Reichsgesetz für das Feuerlöschwesen vom 23.11.1938 brachte dann die Feuerwehrorganisationen in enge Beziehung zum Polizei- und zum polizeilichen Hilfsdienst. Ziel war das „Führerprinzip“. Damit sollte für den Luftschutz eine schlagkräftige Feuerwehrorganisation entstehen. Inzwischen wurde die Feuerwehr auch mit Stahlhelmen ausgerüstet. Auch im Februar 1939 fand wieder ein Feuerwehrball statt. Beim Kreisfeuerwehrappell in Grafing belegte Glonn zusammen mit Markt Schwaben den ersten Platz.

Von Januar 1939 bis Februar 1942 schweigen die Protokolle. Für diesen Zeitraum ist zu berichten, daß viele Feuerwehrmänner in den Krieg ziehen mußten, 1941 waren 24 Mann eingerückt. Auch Kommandant Gröbmayer ist in den ersten Kriegsjahren Soldat. Die vermutlich 1939 auf dem Rathaus neu montierte Luftschuttsirene ist das unüberhörbare Zeichen, wie ernst die Lage war. Beim Appell vom Februar 1941 wird berichtet, daß die Feuer-

wehr auf „ältere Jahrgänge“ zurückgreifen müsse und daß, nach Möglichkeit auch die jungen heranzuziehen sind. Weiter heißt es: Die Feuerwehrmänner haben sich bei Fliegerangriffen am Feuerwehrhaus zu sammeln.

Und wieder schweigt das Glonner Protokoll bis 1947. Was in den Kriegstagen passiert ist, davon ist in einem Bericht der Kreisbrandinspektion zu lesen. Demnach wurden Kreisfeuerwehren erstmals im Dezember 1942 zum Luftangriff nach München beordert. Zum Einsatz kam man nicht, aber man sammelte „wertvolle Erfahrungen für künftige Fälle“, so ist es niedergeschrieben. Diese „Erfahrungen“ wurden noch notwendig gebraucht, denn im September 1943 mußte man mit rund 200 Mann Einsatz in München leisten. Nächster Einsatz war dann im Oktober 1943. 15 Kreisfeuerwehren mußten mit 140 Mann zwei Tage in München etwa 50 Brände bekämpfen. Für 1944 sind dann wieder mehrere Einsätze dokumentiert. Im April waren 150 Mann in München, die 7000 Einsatzstunden leisteten um an 78 Brandstellen ihren Dienst zu tun. Der Luftangriff vom 11. - 15. Juli 1944 verlangte laut Bericht wegen der zahlreichen „Zeitzünder“ die größten Anforderungen. Dabei kamen zwei Glonner ums Leben und zwei wurden schwer verletzt. Darüber im nächsten Absatz mehr. Ende Juli 1944 war dann ein weiterer Zweitageseinsatz in München zu bestehen. In der Folgezeit kam es dann immer wieder zu solchen Einsätzen.

Zwei Tote und zwei Schwerverletzte aus Glonn

Der Einsatz wurde durch einen Fliegerangriff auf München ausgelöst. Vermutlich am Abend des 12. Juli 1944 wurde die Glonner Wehr alarmiert. Mit der bei solchen Einsätzen üblichen Mannschaftsstärke von 7 - 8 Mann fuhr man mit dem „Horch“ und angehängter Motorspritze nach München. Den Einsatz leitete diesmal der stellvertretende Kommandant Adolf Ege. Gröbmayer und Ege teilten sich die Einsätze in München auf. In Ramersdorf wurde der genaue Einsatzort mitgeteilt. Diesmal war er in Schwabing. Nach erfolgreichem Einsatz fuhren die Glonner am Englischen Garten entlang über die Königinstrasse zurück und bekamen dort einen erneuten Einsatzbefehl. Hier geschah dann das große Unglück.

Wie das Unglück vom 13. Juli geschah, kann nicht mehr genau rekonstruiert werden. Der noch vorliegenden Grabrede des Glonner Pfarrers, des Geistlichen Rates Otto Boxhorn, ist zu entnehmen, daß der 39-jährige ledige Fritz Gruber von einem Bombensplitter getroffen wurde und nach einer halben Stunde verstarb. Gruber war Gastwirt und Metzger des Gasthauses zur Post in Glonn und hatte vor einem Jahr das Geschäft wegen des Todes seiner Mutter übernommen. Er war vom Kriegseinsatz auf Heimaturlaub und wäre zum Feuerwehreinsatz nicht verpflichtet gewesen.

Das zweite Todesopfer dieses Einsatzes wurde der 35-jährige ledige Schmiedemeister Hans Obermair aus Frauen-

reuth. Wie sein Neffe Alfons Gartner berichtet, wurde er in der Königinstraße von einer einstürzenden Mauer am Kopf getroffen und schwerverletzt in die Chirurgische Klinik an der Nußbaumstraße eingeliefert, wo er tags darauf verstarb. Wie der Neffe weiter berichtet, konnte Hans Obermair von ihm erst identifiziert werden, weil er an der Hand eine Wunde sah, die sich der Onkel bei der Arbeit in der Schmiede zugezogen hatte. Die Beerdigung des Obermair in Frauenreuth war ein weiteres Exempel dieses grausamen Krieges. Sie wurde durch zahlreiche Fliegerangriffe immer wieder unterbrochen.

Franz Winhart aus Ursprung verlor bei diesem Einsatz ein Bein. Wie sein Bruder Hans berichtet, lag er hinter einer Mauer und wurde ins Luftwaffenlazarett nach Unterföhring eingeliefert. Auch er war auf Heimaturlaub und ging für seinen fünf Jahre jüngeren Bruder Hans freiwillig in diesen Einsatz. Franz Winhart hat in Bad Aibling das Bäckerhandwerk erlernt und konnte nach dem Krieg die Bäckerei seines Lehrmeisters übernehmen. Eine schwere Verletzung hatte sich auch der 42-jährige Sebastian Winhart, Lehnrbauer aus Balkham, zugezogen. An seiner Knieverletzung hatte er Zeit seines Lebens zu leiden.

Kriegsende und Neuanfang

Die Amerikaner sind am 1.5.45 in Glonn „einmarschiert“. Im KBI-Bericht heißt es, daß für die Feuerwehren „eine längere Zeit völliger Ruhe“ eingetreten sei. „Von den in München lagernden Motorspritzen der Partei“ konnten so viele sichergestellt werden, „daß jede Feuerwehr des Landkreises mit einer Motorspritze versorgt werden konnte“. So erhielt auch die damals neugegründete Feuerwehr Mattenhofen-Haslach eine. Die Hauptsorgen des Jahres 1945 waren die Zuteilung von Treibstoffen für die Motorspritzen, aber auch die „Plünderungen“ durch die aus Feuerwehrhäusern Benzin und sogar Motorspritzenanhänger entwendet wurden, so der damalige KBI.

Kommandant Josef Gröbmayer wurde 1947 von den Amerikanern als solcher abgesetzt. Man glaubte wegen seines Feuerwehrpostens, er sei Parteimitglied, obwohl dies nicht stimmte. Die von der „Militärregierung genehmigte“ Versammlung vom 9.2.1947, bei der Bürgermeister Eichmaier dem scheidenden Kommandanten ausdrücklich dankte, wählte Lorenz Stadler zum Kommandanten und Vorstand. Bei dieser Versammlung gedachte man auch der im Kriege gefallenen 42 „Aktiven“. Das nachher einsetzende „Entnazifizierungsverfahren“ gegen Gröbmayer hat seine Nichtmitgliedschaft bestätigt. 1949 wollte man ihn dann wieder zum Kommandanten haben, doch er lehnte ab.

Vermutlich hatte mit Ende des Krieges auch der aus dem Jahre 1935 stammende Mannschaftswagen Marke „Horch“ ausgedient, denn im Mai 1947 bekam Zimmermeister Gröbmayer aus „herrenlosen Beständen“ zum Preis von 250 Reichsmark einen Opel-LKW „zugeteilt“. Auf-

lage war, daß er auch der Feuerwehr zur Verfügung stehen mußte, feuerwehrmäßig ausgerüstet und im Feuerwehrhaus untergebracht war.

4.1.1948: Die Feuerwehren in Frauenreuth und Schlacht sind inzwischen wieder selbständig. Laut Kassenbuch der Glonner erhalten sie ein Startkapital von je 200 Mark. So auch die Mattenhofener Wehr. Dem Zeitpunkt nach allerdings in alter Währung. Wegen „zeitbedingter Schwierigkeiten“, die wohl darin bestanden, daß im Postsaal Heimatvertriebene untergebracht waren, kann kein Faschingsball abgehalten werden. Feueralarm wird neben der Sirene (ausgediente Luftschuttsirene), auch wieder mit den Kirchenglocken gegeben – für Brände innerhalb der Gemeinde drei Glocken; für ausserhalb zwei. Im Januar 1949 werden Josef Gröbmayer zum Ehrenvorstand, Adolf Ege und Franz Winhart zu Ehrenmitgliedern ernannt. Das Engagement der Geehrten wird der „Gleichgültigkeit gegenüber dem Feuerwehrdienst“ gegenübergestellt. Es wird die Einführung einer Pflichtfeuerwehr beschlossen. Die Versammlung ist mit der Einhebung von 2% der Grundsteuer als Beitrag für die Feuerwehren einverstanden. Diese Finanzierung hat noch bis zum Jahre 1973 mit einer kleinen Veränderung Gültigkeit.

Ab 1949 ist wieder ein Feuerwehrball möglich. Der Übungsbesuch scheint immer noch nicht zufriedenstellend, deshalb werden bei Nichterscheinen Straf gelder festgesetzt. Für 30 Mark pro Jahr kann man sich allerdings vom Feuerwehrdienst „loskaufen“. Diese Maßnahmen scheinen nicht zu greifen. Für den 29.9.49 werden „16 Feuerwehrpflichtige“ zu einer „Aussprache“ ins Rathaus vorgeladen. Die „Streikgründe“ werden nicht anerkannt. Josef Winhart wird aber als Kommandant „der zu gründenden Jugendfeuerwehr ernannt“. Das „Übergabeprotokoll“ vom 1.10.49 weist dann allerdings Josef Winhart als Kommandant aus. Als Vorstand zeichnet noch Lorenz Stadler. 1950 wird der bisherige 2. Vorstand Hans Wagner zum Ersten gewählt.

Im gleichen Jahr stiftet Prof. Lebsche 2600 Mark für den Einbau einer Waschküche ins Feuerwehrhaus. Vermutlich war hier weniger an die Feuerwehr gedacht, als an zahlreiche Ortsbewohner, die damit nicht mehr in ihren viel zu kleinen Wohnungen waschen mußten. 1950 wurde aber auch ein „Opel-Blitz“ angeschafft. Es war ein Lastwagen, der dann in der Werkstatt des Wagner Marin von den Feuerwehrleuten zum Feuerwehrauto umgebaut wurde.

Es wird wieder gefeiert

Während der 75. Jahrestag der Gründung im Jahre 1947 im Nachkriegstrübel nicht gefeiert oder gar vergessen wurde, feierte man 1952 den Achtzigsten. Dem Vernehmen nach, Unterlagen konnten hierüber nicht eingesehen werden, läßt Prof. Dr. Lebsche die Standarte von 1897 renovieren. Das Jubiläum begann mit einem Festabend in

der Post. Der Männerchor und die Kapelle Ludwig Mayer gaben für das Totengedenken, die zahlreichen Ansprachen und Ehrungen den würdigen Rahmen. Am Sonntag wurde dann mit den umliegenden Vereinen ein Dankgottesdienst gefeiert und eine Schauübung abgehalten. Ein Jahr später konnte mit dem Kauf von zwei Schaumlöschern und der Neueinrichtung des Feuerwehrhauses die Ausrüstung der Wehr verbessert werden. Für die Wehrmänner wurde angeregt, daß alljährlich ein kleiner Ausflug stattfindet. Diese Ausflüge, die mit einem Bus durchgeführt wurden, sind heute noch in bester Erinnerung.

Wenn auch 1953 vom Bürgermeister noch festgestellt werden konnte, daß von der Einführung einer Pflichtfeuerwehr „keine Rede mehr sein kann“, so beklagt sich Kommandant Winhart 1954, daß mit 27 Wehrmännern die Schlagkraft der Feuerwehr nicht gewährleistet sei. Auch 1956 sind Worte des Bedauerns über „die Teilnahmslosigkeit der Bevölkerung – vor allem der jungen Bevölkerung“ festzustellen. Für die Zeit ist es bezeichnend, wenn KBI Fuchs auf die Feuergefahren durch schadhafte Kamine, Sägemehlöfen und Kartoffeldämpfer hinweist.

1959 scheint es wieder eine Führungskrise zu geben. Vorstand und Kommandant lehnten eine Neuwahl ab. KBI Fuchs beauftragt den stellv. Kommandanten Josef Gröbmayer jun. vorläufig die Leitung der Wehr zu übernehmen. Landrat Streibl selbst setzt für Neuwahlen den Termin 15. Mai 59 fest. Am 11. Mai kann Bürgermeister Eichmaier melden, daß alles beim Alten bleibt; Josef Winhart wurde wieder für eine Periode gewählt. Die Ablöse erfolgte dann allerdings schon 1961 durch Nikolaus Niedermair als Kommandant. Ein Jahr vorher macht der Landkreis die Glonner zu einer Stützpunktfeuerwehr und stellt ein Tanklöschfahrzeug (TLF 16, Baujahr 1957) zur Verfügung. 1964 wurde der Fuhrpark um ein Löschgruppenfahrzeug mit TG 8-Spritze (30000 Mark) erweitert.

Mit dem 89. Kreisfeuerwehrtag, der in Glonn 1965 stattfand, konnte dann auch das 90-jährige Gründungsfest begangen werden. Wenn es auch mit dreijähriger Verspätung stattfand, so war es doch ein großes Fest. 42 Feuerwehren aus dem Landkreis haben mitgefeiert. Hinzu kamen Feuerwehrgäste aus Salzburg. Selbstverständlich gab es einen Kirchenzug, einen Festgottesdienst, einen Festzug, zahlreiche Ehrungen und eine Schauübung. Bürgermeister Decker gab eine Darstellung der 90-jährigen Geschichte der Glonner Wehr. Ein Jahr später sind dann die ersten Leistungsprüfungen erwähnt. 1968 wurde Sebastian Winhart in Anerkennung seines Einsatzes in München 1944, bei dem er schwer verletzt wurde, zum Ehrenmitglied ernannt. Im gleichen Jahr mußten ihm die Feuerwehrkameraden noch das Totengeleit geben.

Am 31.10.1972 wurde Max Gröbmayer zum Vorstand gewählt. Kurz darauf, am 3.12., feierte die Feuerwehr ihr 100. Gründungsjahr. Die Feuerwehren aus der Gemein-

de und die Ortsvereine, der Grafinger Patenverein und die Feuerwehrprominenz des Landkreises gaben den Glonnern die Ehre. Kirchenzug, Totenehrung und Festgottesdienst gehörten dazu. Der 1.1.1974 brachte den Gemeinden für die Feuerwehraufgaben eine neue Steuer: Die Feuerschutzabgabe. Die Einnahme des Feuerwehrvereines in Form eines Grundsteueranteiles, den der jeweilige Kassier einzukassieren hatte, hatte damit keine Berechtigung mehr. Damit aber die Gemeindefeuerwehren nicht wegen jeder Mark an die Gemeinde einen Antrag stellen mußten, wurde deshalb über einen pauschalen Anteil an der Feuerschutzabgabe verhandelt. Bürgermeister Singer war großzügig und so wurde der Glonner Wehr jährlich 2000 Mark und den anderen drei Wehren in der Gemeinde jeweils 500 Mark zugesagt. In 1974 findet für die Feuerwehr ein „Erste-Hilfe-Kurs“ mit zwei Gruppen statt.

Das große Unglück

Der 1. August 1976 war für die Glonner Feuerwehr ein Schicksalstag. Lassen wir hier das Protokoll sprechen: „Folgenschwerer Unfall der Feuerwehr Glonn mit dem Tanklöschfahrzeug auf der Rückfahrt von Baiern nach Glonn. Bei der Kurve nach der Abzweigung nach Berganger kam das Fahrzeug von der Fahrbahn ab, überschlug sich und wurde total zertrümmert. Sechs Feuerwehrleute wurden zum Teil schwer verletzt, einer – Hans Wagner (Huberwirt) – ist querschnittgelähmt“. Das kreiseigene Unglücksfahrzeug hatte 34.000 km auf dem „Buckel“ und war 19 Jahre alt, also den Verkehrsverhältnissen nicht mehr ganz gewachsen. Man sagte damals, daß Fahrzeuge dieses Typs bei Berufsfeuerwehren nur mehr zum „Blumengießen“ eingesetzt seien. Die „Unglückskurve“, die einer ganzen Reihe von Fahrzeugen zum Verhängnis wurde, wurde vom Landkreis „entschärft“.

Die sechs Verletzten konnten wieder ganz hergestellt werden, während für den jungen Metzgermeister Hans Wagner ein neues Leben beginnen mußte. Hier wieder ein Auszug aus dem Protokoll: „Spontan erklärte sich die Feuerwehr bereit, dem Wagner Hans eine Wohnung in der ehemaligen Gaststube einzurichten. Es wurde ein Darlehen aufgenommen und der Bürgermeister bat die Bürger in einem Aufruf um freiwillige Spenden. In gemeinsamer Arbeit wurde die Wohnung fertiggestellt“. Diese Tat der Glonner Wehr war eine Meisterleistung an Kameradschaft. Das Darlehen mit rund 10.000 Mark, war durch Spenden schnell getilgt. Daß die Glonner Feuerwehr bei allem Unglück auch den Dank nicht vergißt, ist wieder dem Protokoll zu entnehmen: „4. Dezember 1976. Mit zwei Bussen fuhr die Feuerwehr nach Tuntenhausen. Prof. Denk feierte einen Dankgottesdienst. In einer bewegten Ansprache führte Dekan Schneider aus, die Wege Gottes seien unerforschlich. Nach dem Gottesdienst fuhren wir nach Glonn ins Gasthaus Glontal zur Brotzeit“. Im Andenken an dieses Unglück hält die Feuerwehr seit 1978 jährlich eine Maiandacht in Frauenreuth,

die seither der Männerchor des Chor- und Orchestervereines musikalisch umrahmt. Aber auch die Einkehr nach der Maiandacht wurde zur Tradition. Etwas später hat sich der Maiandacht auch das „Werkvolk“ angeschlossen.

Glonn blieb Stützpunktfeuerwehr. Statt des verunglückten Fahrzeugs wurde am 6.11.77 von Landrat Streibl ein neues Fahrzeug übergeben und von Dekan Schneider geweiht. Kommandant Nikolaus Niedermair, selbst einer der Verletzten vom 1.8.76, stand 1977 für eine Wiederwahl nicht mehr zur Verfügung. Zum Nachfolger wurde Konditormeister Franz Schwaiger gewählt. Der Zweitagesausflug im Jahre 1979 nach Südtirol bleibt sicher unvergessen. Unvergessen wird für den Schlachter Kommandanten auch der 13. Juli 79 bleiben, als er nach alter Sitte „scheitelnkneend“ die Glonner um die Übernahme des Patenamtes für Jubiläum und Standartenweihe zu bitten hatte. Dieser Bitte wurde natürlich entsprochen.

Ein neues Haus

Das 1900 erbaute Feuerwehrhaus entsprach schon lange nicht mehr den Anforderungen. Von der Gemeinde aus wurde für das neue Haus der Platz nördlich der Klosterschule angeboten. Die Feuerwehr war von diesem Standort wegen der Beengtheit und wegen der schwierigen Straßenverhältnisse nicht begeistert. Andere Standorte konnten allerdings nicht realisiert werden, so daß für das von Architekt Behmer aus Grafing geplante Haus am 9.6.1980 der „Erste Spatenstich“ erfolgte. Ein Jahr später war dann Richtfest und wieder ein Jahr später, am 17.7.82 die Einweihung des 1,8 Millionen DM teuren Hauses. Das neue Feuerwehrhaus wurde schnell auch zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der Wehr. Nicht nur mit viel Liebe, sondern auch mit vielen Arbeitsstunden, wurde das „Florianstüberl“ von der Feuerwehr selbst eingerichtet. Die seit einigen Jahren alljährlich stattfindenden Nikolausfeiern können ab jetzt im eigenen Raum abgehalten werden.

Das Rechtsleben wird auch bei Vereinen immer komplizierter. Deshalb geben sich viele eine Satzung und werden eingetragener Verein. So entwirft der Vorstand auch für die Feuerwehr eine Satzung, die in der Jahresversammlung im März 1980 einstimmig angenommen wird. Die folgende Eintragung im Vereinsregister bringt den Vereinsstatus. 1984 muß diese Satzung geändert werden, weil nach dem neuen Feuerwehrgesetz die Kommandanten künftig von der Gemeinde zu bestellen sind und nicht mehr vom Verein.

Die Aufgaben der Feuerwehr werden vielschichtiger. Besonders die Unfälle im Straßenverkehr erfordern immer mehr Einsätze. Es gilt, das Leben im Auto Einklemmter zu retten. Deshalb wird eine „Rettungsschere“ mit Notstromaggregat für 23000 Mark angeschafft. Aber auch die Gebäude werden immer höher. Die Brandbekämpfung und Rettung damit immer schwieriger. Ein Drehleiterfahrzeug wird schon lange gefordert. Für ein neues reichen die

Mittel nicht. Also kauft man von der Berufsfeuerwehr in Köln eine gebrauchte Magirus-Drehleiter für 18000 Mark. Dieses Fahrzeug wird von der Wehr in vielen Arbeitsstunden restauriert und bleibt so für viele Jahre funktionsfähig.

Die Jugendarbeit in den Feuerwehren wird ausgebaut. Mit Wirkung vom 1.1.82 wird der Glonner Technik- und Jugendwart Gerhard Bullinger zum Kreisjugendwart bestellt. Im gleichen Jahr berichtete die Ebersberger Zeitung, daß die Glonner Wehr die stärkste Jugendgruppe aller Feuerwehren im Landkreis hat. Dies hat bestimmt auch damit zu tun, daß Bullinger Glonner ist. Zusammen mit der Glonner Wehr organisiert er das dritte Sportfest der Landkreisfeuerwehren Ende Juli 82 in Glonn. Beim Staffellauf machen die Glonner den 1. und den 2. Preis. Vier Wochen später lädt die Feuerwehr zu ihrem ersten Bürgerfest ein. Es kommt gut an und wird auch die weiteren Jahre abgehalten.

Das Hagelunwetter im Landkreisnorden im Sommer des Jahres 1984 verpflichtet auch die Glonner Wehr zu tagelangen Einsätzen. Ein Jahr später wird das Löschgruppenfahrzeug von 1965 außer Dienst gestellt. Ein neues wird für 200.000 Mark angeschafft. Dieses Jahr ist auch ein Trauerjahr. Markus Holzbauer, der durch einen Stromunfall ums Leben kam, Hans Wagner sen., ehemals Vorstand, Lorenz Stadler und Josef Winhart, ehemals Kommandanten sowie dem beim Einsatz in München 1944 schwerverunglückten Ehrenmitglied Franz Winhart aus Bad Aibling, mußte das letzte Geleit gegeben werden. Daß immer mehr Feuerwehrler Brot außerhalb der Gemeinde verdienen müssen, führt 1986 zur Umbesetzung der Gruppen. Eine wird so besetzt, daß Gruppenführer und Gruppe auch werktags zuhause sind. Das 87er Jahr beginnt dann mit einem Skiausflug und einem mäßig besuchten Feuerwehrball. Dies war allerdings der letzte. Das kann die Feuerwehr aber nicht davon abhalten, beim Glonner Faschingszug mit einem Festwagen dabei zu sein. Die Maiandacht in Frauenreuth findet inzwischen zum zehnten Mal statt. Für das Bürgerfest im Klostergarten vermerkt der Chronist: „Pünktlich um 19.00 Uhr fing es zu regnen an. Gefeierte wurde dann im Zelt“. Der dreitägige Jahresausflug führte an die Mosel. Natürlich mit Moselfahrt, Weinprobe und Weinfest.

Zum 1.1.1984 wird Gerhard Bullinger zum Kreisbrandinspektor bestellt. Zum 20.1.1989 wird er Kreisbrandrat. Für die Glonner nicht nur ein Grund zum Feiern, sondern auch der Anerkennung. Die im gleichen Jahr eingeführte Jugendordnung, die auch eine Satzungsänderung zur Folge hatte, ermöglichte der Glonner Jungfeuerwehr den Beitritt zum Kreisjugendring. 1990 erinnern sich die Glonner Feuerwehrler an ihr eigenes Unglück des Jahres 1976 und sammeln für einen verunglückten Anzinger Feuerwehrekameraden 945 Mark. Dieser Betrag wurde aus der Feuerwehrrkasse verdoppelt. Im gleichen Jahr wird

auch die Anschaffung eines „Tafels“ beschlossen. Damit ist man bei Festzügen mit Fahne und Tafel „komplett“. Der immer mehr überhandnehmenden Müllproblematik zufolge wird beschlossen, ab sofort bei Festen kein „Plastikgeschirr“ mehr zu verwenden. Anlässlich der Maiandacht wird ein neues Einsatzfahrzeug von Dekan Schneider geweiht. Bisher hat die Feuerwehr das Feuerwehrhaus selbst gereinigt. Bei der Jahresversammlung 1990 wird aber festgestellt, daß man seit vier Jahren keinen „Wehrdienstfreigestellten“ mehr erhalten habe. Deshalb gebe es für solche Dienste Personalprobleme. Seit dieser Zeit wird die Reinigung durch die Gemeinde übernommen. 1991 fand das letzte Bürgerfest der Feuerwehr im Klostergarten statt.

Die Idee des Vereinskartells, bei dem die Feuerwehr von Anfang an Mitglied ist, statt vieler Dorf- und Bürgerfeste nur ein Dorffest, das möglichst alle Vereine ausrichten sollen, wird vom Feuerwehrvorstand 1990 positiv aufgenommen. In einigen Vorstandssitzungen bespricht man die Organisation und so ist die Feuerwehr der erste Verein der Trägerschaft für das erste Glonner Dorffest 1992 übernimmt. Ein großartiger Erfolg, der von Jahr zu Jahr ausgebaut werden konnte.

Seit jeher übernimmt die Wehr bei Glonner Festen den Ordnungsdienst. So auch beim Faschingszug 1992. Die Teilnahme mit einem Festwagen ist deshalb nicht möglich. 1992 kauft sich die Feuerwehr für ihre eigene Verwaltung einen Computer für 2000 Mark. Über dem Feuerwehrhaus möchten die Glonner Schützen ihr Schützenheim errichten. Die Feuerwehr hat nichts dagegen und überreicht bei der Einweihung im Mai 1993 eine Schützenscheibe. Bereits 1994 beschließt man das 125-jährige Gründungsfest. Für den Kreisfeuerwehrtag in 1997 ist man schon lange vorgemerkt. Die Festwoche wird auch das 90-jährige Gründungsfest des Trachtenvereins einbeziehen. Nach 40-jähriger Feuerwehrdienstzeit zieht sich Vorstand Max Gröbmayer aus dem Feuerwehrdienst zurück. In seiner Dankesrede geht er auch auf das Unglück von 1976 ein und ruft die Kameraden auf, den Dank nicht zu vergessen. Bürgermeister Sigl dankt ihm und überreicht den Ehrenkrug der Marktgemeinde.

Feuerwehr heute

Die im Jahre 1983 gekaufte gebrauchte Drehleiter kann aus Sicherheitsgründen nicht mehr verwendet werden. Von der Gemeinde ist deshalb eine neue anzuschaffen. Nach vielen Vorführungen, Besichtigungen und Beratungen wird eine solche (Typ DLK 23/12) vom Gemeinderat genehmigt. Sie kostet 802.000 DM. Der Staat schießt rund 300.000 DM zu. Am 26. November 1995 wird die neue Leiter von Dekan Schneider feierlich eingeweiht.

Die Jahre 1995 und 1996 waren, neben den üblichen Regularien, natürlich geprägt von der Vorbereitung auf das 125. Gründungsjubiläum und den Kreisfeuerwehr-

tag. So wurde bereits im Frühjahr 1996 die Standarte von 1897 repariert.

Über die Tätigkeit und die Aufgaben der Feuerwehr im Jahre 1996 gibt uns der Rechenschaftsbericht des Kommandanten Franz Schwaiger Auskunft. Zum Jahreschluß hat die Feuerwehr 50 aktive Mitglieder zwischen 14 und 59 Jahren, davon 4 Mädchen. In insgesamt 83 Einsätzen wurden 690 Einsatzstunden geleistet. Hinzu kommen rund 1200 Stunden für den Wartungsdienst. Die Brandeinsätze verlangen nur mehr ein Sechstel des Zeitaufwandes. 57% der Einsatzzeit waren für technische Hilfeleistung (Verkehrsunfälle, Unwetterschäden, Wasser- und Ölschäden usw.) aufzubringen. Aber auch die Weiterbildung kam nicht zu kurz. So wurden Kurse an der Regensburger Feuerwehrschule und vier Übungen für Atemschutzträger in Ebersberg besucht. Neun Feuerwehrler erwarben das Silberne Leistungszeichen für technische Hilfeleistung, die im Landkreis Ebersberg entwickelt wurde.

Schluß

Zum Schluß noch einige Gedanken des Chronisten: Warum wurde überhaupt diese Chronik geschrieben? Sind nicht die Aufgaben der Gegenwart wichtiger - was bedeutet da schon Vergangenheit? Beides ist wichtig. So wie ein Haus eine Statik und ein Fundament braucht - beide sind unsichtbar -, so hat es auch ein sichtbares Inneres und Äußeres, das der jeweiligen Zeit angepaßt werden kann.

Fundament und Statik einer Feuerwehr ist die Kameradschaft. Kameradschaft ist zwar für die Gegenwart einer Feuerwehr das wichtigste Element. Sie kann aber nie das Produkt der Gegenwart sein, sondern hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit und Geschichte einer Gemeinschaft. So soll diese Chronik auch eine Dokumentation der Kameradschaft sein.



100 JAHRE FRAUENREUTHER FEUERWEHR

Die notierte Geschichte von Frauenreuth ist im wesentlichen die Kirchengeschichte des Ortes. So wird erstmals 1315 in einem Freisinger Matrikel die Kirche als Glonner Filialkirche genannt. Ort und Kirche dürften allerdings wesentlich älter sein. Die Entwicklung des Dorfes dürfte von einem Maierhof ausgehen, denn in kaum einem anderen Ort gibt es diesbezüglich so viele Hausnamen; den Obermoar, den Niedermoar (Wirt), den Hintermoar und den Noimer (Neumaier). Der Name kommt vom Roden des Waldes in Verbindung mit einer Marienkirche. Und so wie auch heute noch in der mundartlichen Umgangssprache, ist in alten Aufzeichnungen sowohl von Reith als auch von Frauenreuth die Rede.

Die 100-jährige Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr Frauenreuth ist ein wichtiger Teilbereich der Orts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieses Ortes. Die Feuerwehrgeschichte, also der Beginn, dem Feuer zu wehren, beginnt natürlich wesentlich früher, nämlich mit der ersten Besiedlung. Feuer war für die Bewohner eine der Hauptgefahren. Hier ging es nicht nur um Haus und Hof, sondern auch um den Ertrag des Jahres. Man betrachte nur die alten Votivtafeln.

Daß die „Feuerwehr“ auch schon vor 1898 ein ortspolitisches Thema im Filialbezirk Frauenreuth war, bezeugt ein Vorgang aus dem Jahre 1867. Die Gemeinde Glonn hat den Ankauf einer neuen Spritze beschlossen (siehe auch Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum der Glonner FFW von 1997). Die Finanzierung sollte durch einen „Mehlaufschlag“ erfolgen. Die Frauenreuther und Mattenhofener mißtrauten allerdings diesem Beschluß, dessen Stimmen, wie sie behaupteten, in Kneipen und Schnapsbuden gesammelt wurden. Außerdem seien sie von Glonn so weit weg und zudem durch einen Wald getrennt, so daß man ein Feuer von Glonn aus nicht sehen könne und ihnen damit eine neue Spritze als „Filialisten“ sowieso nicht zugute käme. Sie würden eine Hand-spritze für den äußersten Notfall vorziehen, zumal ihr wasserarmer Ort die neue Spritze sowieso nicht speisen könne. Es gab zu diesem Zeitpunkt also wahrscheinlich noch keine Ortswasserleitung. Die „Filialisten“ Josef Obermüller, Josef Steinegger und Peter Höller beschwerten sich sogar bei der Kammer des Innern und wurden deswegen beim Bezirksamt vorgeladen. Scheinbar mit Erfolg, denn in Glonn ist der Kauf einer Spritze erst für 1870 nachzuweisen.

Das Jahr 1898 ist also nur der Beginn der „organisierten“ Feuerwehr. Sie umfaßte, entsprechend dem kirchlichen Filialbezirk, die Orte Frauenreuth, Mattenhofen, Hafelsberg und Überloh. Feuerlöscheinrichtungen gab es auch schon früher. So ist verzeichnet, daß 1880 in Mattenhofen und 1882 in Frauenreuth eine Wasserreserve angelegt wurde. Bereits 1895 erhielt Frauenreuth zwei Hydranten mit Standrohr und einem Meter Schlauch. Es gab also bereits eine Wasserleitung der Ortschaft, die, wie geschrie-

ben steht, im Jahre 1897 teilweise neu hergestellt wurde. Die Gemeinde Glonn gab hierfür einen Zuschuß von 400 Mark. Im gleichen Jahr wurde durch den „Noimer“ Josef Niedermaier auf seinem Hofgelände ein Feuerwehrhaus gebaut, für dessen Bau er von der Gemeinde Glonn 400 Mark erhalten hat. Dieses Haus wurde vor wenigen Jahren durch ein neues ersetzt.

Die Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Frauenreuth wurde also schon in den Jahren vorher durch einige Investitionen vorbereitet. Anlaß für die eigentliche Gründung war die neue Saug- und Druckspritze für 1150 Mark, die lt. Inventar der Feuerwehr am 29. Juni 1898 geliefert wurde. Beschlossen wurde der Kauf im Glonner Gemeinderat bereits 1897. Das eigentliche Gründungsdatum wird mit dem 17.7.1898 angegeben. Nachdem man wußte, wieviele Personen auszurüsten waren, konnte dann am 14. August 1898 die Ausrüstung angeschafft werden. Im Inventarbuch sind 28 Positionen für insgesamt 300 Mark und 84 Pfennige verzeichnet. Hier war an alles gedacht: Für den Kommandantenhelm und die zwei Zugführerhelme sind drei „Roßhaarbüschel“ verzeichnet. Ebenso wenig durfte eine Sanitätsausrüstung, bestehend aus einer Tasche, eines Gurtes und einer Armbinde fehlen. Die 35 „Kokarden“ lassen auf die Mannschaftsstärke schließen und das Signalhorn hatte einen „es“-Bogen. Am 28.8.1898 wurde dann noch eine Leiter mit Stützstangen angeschafft.

Die Frauenreuther Feuerwehr bestand, im Gegensatz zur Glonner Wehr, nur aus „Freiwilligen“. Die vermutlich 35 Gründungsmitglieder wählten den „Reiserthaler“ Thomas Esterl zu ihrem Vorstand und den „Überloher“ Johann Steinecker zum Kommandanten. Für 1901 sind in der Statistik der Bezirksfeuerwehr dann 41 „Freiwillige“ verzeichnet.

Ein nächstes Dokument der Frauenreuther Feuerwehr ist ein Gruppenbild mit 39 Personen. Der 1904 geborene Hans Esterl kennt die meisten noch persönlich und hat dies auch auf einer Liste festgehalten. Den Daten einzelner Personen nach, stammt das Bild von 1908, also dem 10-jährigen Gründungsjubiläum. Die auf dem Bild gezeigte Standarte trägt die Jahreszahl 1898. Hier ist allerdings das Gründungsjahr gemeint. Wann die Standarte angeschafft, beziehungsweise geweiht wurde, steht nicht fest. Ein durchaus mögliches Datum ist das 10-jährige Gründungsjubiläum, also 1908.

1909 wird vom Glonner Chronisten die Frauenreuther Wehr als eine „Filiale“ der Glonner Wehr bezeichnet. Hier wurde wohl etwas untertrieben, denn die Selbständigkeit der Frauenreuther geht aus allen Unterlagen hervor. Auch eine eigene Kasse ist vorhanden, sonst hätte man nicht für den 29.12.1912 zu einer Christbaumfeier mit Glückshafen und Konzert beim Wirt eingeladen. Kommandant und Vorstand sind 1919 in einer Hand. Es ist der Wirt

(zum Niedermoar) Josef Obermair. Dieser verstirbt aber bereits an den Folgen des Krieges im Juli 1920. Sein Nachfolger als Kommandant wird, nach der Erinnerung von Hans Esterl, Johann Sarreiter, Bruckmoar von Mattenhofen. Als Vorstand wird Michael Obermüller, Huber von Frauenreuth, genannt. Obermüller behält dieses Amt bis 1929. Sein Nachfolger wird Isidor Auer, Noimer von Frauenreuth.

Sarreiter und Auer sind vermutlich die Amtsträger, denen am 17.12.1936 anlässlich einer Sitzung der Glonner Wehr mitgeteilt wurde, daß ihre Feuerwehr mit der Glonner Wehr wieder vereinigt werde. Dies galt auch für die Schlachter Wehr. Weiter wurde bestimmt, daß die Kommandanten dieser Wehren als „Abteilungsleiter“ weiter fungieren. Die Vorstände, Kassiere und Schriftführer haben ihre Ämter niederzulegen. Ausserdem mußten die weißblauen Kokarden von den Dienstmützen genommen werden. Voraus ging eine Äußerung des Bürgermeisters vom April 1935, daß die Feuerwehrvereine also solche nicht mehr allzulange bestehen bleiben werden.

Fortan war die Frauenreuther Wehr also eine Abteilung der Glonner Wehr. Die Einsätze erfolgten unter Glonner Kommando. So auch beim großen Brand auf Schloß Zinneberg im März 1938. Aber auch bei den Einsätzen in München während des Krieges mußten die Frauenreuther Mannen zusammen mit den Glonnern immer wieder ausrücken. Wohl ihren schwersten Schicksalsschlag erlitten sie durch den Tod ihres Kameraden, des Frauenreuther Schmiedemeisters Hans Obermaier. Er war zusammen mit dem Glonner Wirtsohn Fritz Gruber im Juli 1944 bei einem Einsatz in München ums Leben gekommen.

Nach dem Kriege wurde die Frauenreuther Wehr wieder selbständig. Ein genaues Datum ist nicht festgehalten. Jedenfalls erhielten sie aus Wehrmachtsbeständen im Jahre 1945 eine DKW-Motorspritze, die das handbetriebene Gerät aus dem Jahre 1898 ablöste. So wie die Frauenreuther erhielten auch die Mattenhofener zusammen mit den Haslachern eine Motorspritze aus öffentlichen Beständen. Dies war aber auch der Gründungsanlaß für eine eigene Feuerwehr Mattenhofen/Haslach.

Aus dem Kassenbuch der Glonner Wehr ergibt sich, daß die Frauenreuther Anfang 1948 ein „Startkapital“ von 200 Mark erhalten haben; zu dieser Zeit allerdings noch mehr oder weniger wertlose Reichsmark. Ein Neuanfang ist auch damit gekennzeichnet, daß der damalige Frauenreuther Kommandant Peter Wimmer, Obermoar von Frauenreuth, 1948 Michael Obermüller zu einem Maschinenlehrgang geschickt hat. 1950 wurde dann auch ein Hänger (TSA) für die Spritze gekauft.

Für die Jahre 1956 und 1960 hatten die Frauenreuther jeweils 15 Aktive gemeldet und 1965 konnte eine Leistungsprüfung abgelegt werden. Das Jahr 1970 brachte

für die Wehr einen neuen Kommandanten. Hans Steinecker aus Überloh, der seit 1960 Stellvertreter war, löste Peter Wimmer (I), der der Wehr über 20 Jahre vorstand, ab. Im gleichen Jahr wurde eine neue Spritze (TS 8/8) angeschafft. Stellvertreter wird Franz Schwaiger sen.

Bis zur Einführung der Feuerschutzabgabe im Jahre 1974 wurde für die Wehr jährlich DM 0,10 je Tagwerk eingekassiert. Ab dem Folgejahr wurden dann von der Gemeinde jährlich 500 Mark, seit Anfang der 90er Jahre 600 Mark überwiesen. Eine weitere Verbesserung der Finanzen ergibt sich aus dem alljährlich abgehaltenen Dorffest, das immer am 15. August, dem Patroziniumstag, veranstaltet wird. Die gestiegene Finanzkraft der Wehr war sicher auch eine gute Basis für die Restaurierung der Spritze von 1898, die, wie die Ebersberger Zeitung 1981 schreibt, unter Leitung des früheren Kommandanten Hans Steinecker „liebevoll aufpoliert“ wurde.



Die Aufschrift auf dem Frauenreuther Spritzenwagen von 1898. Diese ist zugleich das Gründungsjahr der Frauenreuther Feuerwehr.

Der frühe Tod von Hans Steinecker im Jahre 1980 war für die Wehr sicher nicht leicht zu verkraften. Stellvertreter Franz Schwaiger sen. (Frauenreuth) führt die Wehr bis zur Wahl des erst 19-jährigen Heinrich Zettl im Januar 1981. Zettl war damals der jüngste Kommandant im Landkreis, vielleicht sogar in ganz Bayern. Unter seiner Leitung wird 1981 von der Feuerwehr in Högling ein gebrauchter Hänger gekauft, der von der Wehr selbst restauriert wurde. Stellvertreter Zettls ist Peter Wimmer. Zum 40-jährigen Gründungsjubiläum mit Fahnenweihe der FFW Mattenhofen-Haslach Ende Juli 1985 hatten diese ihre Herkunft nicht verleugnet und die Frauenreuther um die Patenschaft gebeten. Das Patenbitten mußte bereits im Februar beim Wirt in Frauenreuth „schießknüppelnd“ erfolgen. Die Bitte der Nachbarn wurde natürlich erhört. Dieses Fest war für die Frauenreuther Wehr auch der Anlaß, ihre Standarte restaurieren zu lassen.

Wegen des Umzugs Zettls nach Glonn im Jahre 1987 werden Neuwahlen erforderlich. Nun wird Franz Schwaiger jun. in Frauenreuth Kommandant. Dieses Amt hat er heute noch inne. Sein Stellvertreter ist von 1987 bis 1995

Josef Rauth und seither Peter Wimmer. Daß auch Feuerwehren einer ständigen Modernisierung unterliegen müssen, zeigt ein Eintrag ins Inventarverzeichnis der Gemeinde, nämlich die Anschaffung eines Funkschaltempfängers im Jahre 1992. Die letzte Investition der Frauenreuther Wehr erfolgte erst 1998. Es ist ein gebrauchter Tragspritzenanhängen für 4.500 Mark.

Am Beginn eines neuen Jahrhunderts der Frauenreuther Feuerwehr steht natürlich die Frage, wie geht's weiter? Bisher hat die Marktgemeinde Glonn im Rahmen ihrer Möglichkeiten ihre vier Feuerwehren, nämlich Glonn, Schlacht-Kastensee, Mattenhofen-Haslach, Frauen-

reuth nach besten Kräften gefördert. Zentralisierungsüberlegungen von Seiten der Gemeinde darf und wird es auch in Zukunft nicht geben. Sicher können kleinere Feuerwehren nicht jede technische Ausrüstung für Katastrophen vorhalten. Hier gibt es den Verbund mit den größeren. Sie können aber als erste vor Ort sein und mit ihren Ortskenntnissen zur Rettung von Mensch und Tier, Hab und Gut einen unverzichtbaren Beitrag leisten. Dies wird nur möglich sein, wenn sich auch in Zukunft alle Ortsbewohner von Frauenreuth dieser Aufgabe stellen. Der Leitspruch der Feuerwehren „Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“ hat also noch nicht ausgedient.



GENOSSENSCHAFTGRÜNDUNGEN IM LANDKREIS EBERSBERG

Die ersten Genossenschaften wurden in Bayern 1877 (Franken) und in Oberbayern 1881 in Bernau gegründet. Im Bezirk Ebersberg vergingen abermals gut 10 Jahre, bis es zur ersten Gründung am 27.12.1892 kam. In Bayern gab es damals schon viele hundert Genossenschaften, warum im Bezirk Ebersberg noch keine? Der Grund liegt wohl in der besseren Agrarstruktur wegen der Marktnähe zu München. Der Weg zur Schranne war im Bezirk Ebersberg eben näher.

Aber nun zur ersten Gründung im Landkreis – in Alxing. Initiator war der Bürgermeister von Alxing-Bruck, der Landwirt Josef Baumgartner, Sedlmoar von Wildaching. Baumgartner war eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Wie Hans Huber 1988 schreibt, las er Geschichtsbücher und beschäftigte sich mit der Vergangenheit seiner Heimat. Wie mir scheint, eine gute Basis um eine Zukunft zu gestalten. Baumgartner wußte genau, daß die Zufriedenheit seiner Gemeindebürger – das waren in der Regel Bauern, nur über eine gesunde Wirtschaftsbasis zu erreichen ist. Bereits im Frühjahr 1891 – also vor Gründung der Genossenschaft kauft er zur Verteilung an die Bauern einen Waggon Thomasmehl. Die Wirkung dieses Düngers war vermutlich überzeugend, sonst hätte man im Herbst 1891 nicht drei weitere bestellt – zwei vom Baumgartner und einen vom Pfarrer von Bruck. Eine gewisse Rivalität darf hier durchaus angenommen werden. In seiner Chronik schreibt Baumgartner dann: „Der Anfang ist gemacht ... möchte er zum Segen des hartbedrängten Bauernstandes gereichen“.

Der Anfang war also gemacht. Daß Baumgartner den Düngerbezug selbst abgewickelt hatte und er selbst das Risiko trug, muß angenommen werden. Vielleicht gab es

sogar Schwierigkeiten. Er kam jedenfalls zu der Überzeugung, daß derlei Geschäfte über eine Genossenschaft besser abgewickelt werden können.

Baumgartner schrieb am 23.12.1892 als Bürgermeister an das Bezirksamt Ebersberg – Betreff: Gründung eines Vereines. Er schreibt, daß er beabsichtigt, für Alxing und Umgebung – vorläufig auch für die anliegenden Gemeinden einen Landwirtschaftlichen Konsumverein zu gründen. Zu diesem Zweck erscheine am 27.12.1892 im Gasthaus zu Alxing Dr. Schieder, Assessor des Landw. Vereines. Weiter führt er den Wunsch an, daß die Gründung gelingen möge und daß auch andere Gemeinden seinem Beispiel folgen möchten.

Bereits am 29.12.1892 konnte Baumgartner die vollzogene Gründung an das Bezirksamt melden. Gründungsmitglieder waren 17 Personen aus den Gemeinden Alxing-Bruck, Moosach und Loitersdorf. Als Satzung wurde das Muster des Allg. Verbandes der ldw. Genossenschaften des Reiches angenommen. Ein Beitritt zu diesem Verband wurde allerdings nicht vollzogen, weil sich, wie Baumgartner schreibt, im Königreich Bayern selbst ein solcher Verband gründet. Diese Gründung kam dann 1893 zustande.

Laut Satzung sollte der Konsumverein die Gemeinden Alxing-Bruck, Loitersdorf, Ölkofen, Grafing, Nettelkofen und Moosach umfassen. Laut Baumgartner entwickelte sich der Verein gut. 1894 wurde ein Umsatz von 3.700 Mark erreicht und die Mitgliederzahl stieg auf 40. Diese Blüte war aber nur vorübergehend. Per 1.1.1897 wird die Tätigkeit des Vereines, laut Beschluß der Generalversammlung vom 27.12.1896, eingestellt. Baumgartner

schildert dies in seiner Chronik folgendermaßen: „Am 1. Januar 1897 löste sich der Landw. Konsumverein Alxing auf. Ursache: Phlegma der Mitglieder, Überlassen oder Verlassen auf eine Person und dazu von Seite des Registergerichtes, Drängen auf genaueste Einhaltung des Genossenschaftsgesetzes und der Vereinsstatuten, machten die an sich gute und vorteilhafte Sache unleidlich“.

Die Gründe der Auflösung, soweit sie das Registergericht betreffen, sind aus der Aktenlage nachvollziehbar. Baumgartner hatte sich wahrscheinlich eine Selbsthilfeorganisation anders vorgestellt, nämlich mit weniger Bürokratie. Ein weiterer Grund für die Auflösung dürfte auch in den Genossenschaftsgründungen von Glonn, Frauenneuharting, Aibling, Straußdorf und Moosach zu suchen sein. Aber Baumgartner wollte es ja auch so. Laut seinem Schreiben vom 23.12.1892 war es sein Wunsch, daß auch die umliegenden Gemeinden Genossenschaften gründen mögen. Seine Saat ist also aufgegangen.

1894 wurde die Bahnlinie von Grafing nach Glonn eröffnet. Glonn bekam damit mehr wirtschaftliche Bedeutung. Diese mag der Auslöser gewesen sein, daß sich in Glonn am 14.10.1894 eine Landw. Genossenschaft gründet. Initiator ist der 29-jährige Wolfgang Wagner, der Sohn des Glonner Reichs- und Landtagsabgeordneten gleichen Namens. Eine Zeitungsnotiz vom März 1895 berichtet uns, daß die Glonner Genossenschaft 80 Mitglieder habe, auch solche aus Zorneding, Nettelkofen und Höhenrain. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits 27 Waggon Waren bestellt, Dünger, Futtermittel und Baumaterialien. Die Entwicklung war also sehr gut und ging mit Sicherheit auch zu Lasten des Alxinger Konsumvereines. Die Mitgliederzahl stieg ständig. 1898 waren es bereits 312, eingeteilt in Sektionen – nach den jeweiligen Gemeinden.

Der Alxinger und der Glonner Verein waren rein auf den landw. Bedarf ausgerichtet, sie betrieben also keine Geldgeschäfte. Damit war eine zahlenmäßig große Gruppe, die Dienstboten und die Handwerker von den Segnungen einer Genossenschaft ausgeschlossen. Die Kapitalverhältnisse auf dem Dorf waren aber immer noch wie ehemals. Hier gab es also einen dringenden Handlungsbedarf.

Die Initiative wird in diesem Fall vom Landw. Bezirksverein (Vorgänger des Bauernverbandes) ergriffen. Er lädt zu einer „Wanderversammlung“ am 18. Mai 1895 ins Aiblinger Gasthaus ein. Es kommen mehr als 200 Landwirte. Referent ist Pfarrer Kaiser aus Aibling. Er ist ein glühender Verfechter der Genossenschaftssache, seit 1893 ist er ehrenamtlicher Vizedirektor des Bayerischen Genossenschaftlichen Landesverbandes. Seine Erfahrungen hat er im Schwäbischen gesammelt, wo er, vor Aibling, Pfarrer in Kaisheim war.

In seinem fast zweistündigem Referat spricht Kaiser über

das Thema: „Die landwirtschaftlichen Darlehenskassenvereine nach dem System Raiffeisen“. Er schildert Leben und Werk Raiffeisens, bringt praktische Beispiele der genossenschaftlichen Arbeit und zerstreut Bedenken hinsichtlich der unbeschränkten Haftung. Pfarrer Kaiser hat sein Publikum so überzeugt, daß spontan ein Komitee, mit Pfarrer Pütz aus Aibling an der Spitze, gebildet wird, das die Gründung eines Darlehenskassenvereines in Aibling zur Aufgabe hat.

Die Frauenneuhartinger, von denen sicher viele die Aiblinger Versammlung besucht hatten, kamen den Aiblingern aber zuvor. Bereits am 19. Mai, also nur einen Tag nach der Aiblinger Versammlung, hat Beneficiat Kranz in Tegernau die Gründungsversammlung abgehalten. 45 der Anwesenden wurden Mitglieder. Sie wählten den Beneficiaten zum Aufsichtsratsvorsitzenden, den Landwirt und Wagner Josef Wieser zum Vorstandsvorsitzenden und Simon Lausch zum Rechner.

Die Aiblinger Gründung war dann am 25.5.1895. Hier schrieben sich 59 Mitglieder ein. Pfarrer Pütz wurde Aufsichtsratsvorsitzender, Sebastian Springer, Vorstandsvorsitzender und Josef Greithanner, Rechner.

Die dritte Gründung des Jahres 1895 vollzog sich am 8.12. in Straußdorf. Initiator war der Bürgermeister Egid Reiter aus Dichau. Die 28 Mitglieder wählen Johann Wunder zum Vorstandsvorsitzenden, Lorenz Mangold zum Aufsichtsratsvorsitzenden. Rechner wird Xaver Entfellner.

Die drei Vereine hatten auch ein Warengeschäft. Ende 1895 gibt es im Bezirk Ebersberg also 5 Genossenschaften. Damit ist die Voraussetzung für einen Bezirksverband (Kreisverband) gegeben. Dieser Bezirksverband wird zunächst als Sektion des Landw. Vereines ins Leben gerufen. Erster Vorsitzender wird Josef Wieser aus Frauenneuharting. Dieses Amt wird er 38 Jahre innehaben. 26 Jahre ist er auch Vorstandsvorsitzender seiner Genossenschaft. Wieser hat als einer von wenigen 1878/79 die landw. Kreiswirtschaftsschule in Landsberg am Lech besucht. Er holt sich dort das Rüstzeug für seine Genossenschaftsämter sowie für seine politischen und berufsständischen Mandate. Mit Männern wie dem „Bauerndoktor“ Dr. Georg Heim und Dr. Dr. Alois Hundhammer, dem späteren Bayer. Landwirtschaftsminister, hat Wieser enge Kontakte.

1896 gibt es zwei Genossenschaftsgründungen. Einmal den Konsumverein Moosach, der bereits 1897 in einen Darlehenskassenverein umgewandelt wird und den Konsumverein Gelting – ein Kuriosum. Zweck des Geltinger Vereines war der Verkauf von Flaschenbier und der Betrieb einer Gastwirtschaft. Grund war der zu hohe Bierpreis des ansässigen Wirtes. Diese Gründung wurde zwar registergerichtlich vollzogen, hatte aber nicht den Segen der Obrigkeit. Und so schreibt der Geltinger Bürgermei-

ster an das Bezirksamt unter anderem: „Bemerkt muß noch werden, daß sich auch Dienstboten als Mitglieder des Konsumvereines aufnehmen ließen und diese Gelegenheit fleißig benutzen um im Lokale des Consumvereines Blaumontag zu halten.“ Im Juni 1896 wird die bereits eingetragenen Genossenschaft wieder aufgelöst.

1897 werden die Darlehenskassenvereine in Forstinning, Parsdorf-Weissenfeld und Emmering gegründet. Auch in Hohenlinden wurde zu einer Gründungsversammlung, diesmal vom Bayer. Bauernbund (Partei), eingeladen. Eisenberger war selbst gekommen und referierte. Im Zeitungsbericht von damals heißt es, daß auch die anwesenden Mitglieder des Tuntenhausener Bauernvereins, also einer Konkurrenz, den Worten des Redners Beifall spendeten. Das Resultat der Versammlung war die Gründung einer „Marktgenossenschaft“, die sich allerdings nicht mehr weiter verfolgen läßt. Interessant ist hier, daß sich der Bayr. Bauernbund hinsichtlich einer Genossenschaftsgründung einschaltete.

1898 wird der Anzinger Verein gegründet. Ebenso wie ein Jahr später bei der Zornedinger Gründung, kamen der Ablinger Vorstand Springer und der Ablinger Lehrer Voithenleitner zu den Gründungsversammlungen, um für die Idee Raiffeisens und die Vorteile einer Genossenschaft zu werben.

1899 gründet sich der Zornedinger Verein. Weitere Gründungen finden in Egming, Oberpfarrmünch und Oberndorf statt.

Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es also 13 Genossenschaften im Landkreis. Davon war nur eine - die Lagerhausgenossenschaft Glonn, ausschließlich im Warengeschäft tätig. Das neue Jahrhundert begann mit den Gründungen in Grafring und Bruck-Alxing, diesmal als Darlehenskassenvereine. 1901 folgte Dorfen, das vorher von Abling aus bedient wurde. 1902 sind die ersten Gründungen von Betriebsgenossenschaften zu verzeichnen. Es ist die Brennereigenossenschaft Landsham (1. Gründung), die Brennereigenossenschaft in Parsdorf und die Dreschgenossenschaft Oberpfarrmünch. 1903 wird die erste nichtlandwirtschaftliche Genossenschaft, der Konsumverein Kirchseeon, gegründet.

1904 gründet sich in Markt Schwaben eine Handwerker- und Genossenschaftskasse. Sie gehört dem gewerblichen Verband an und hat, im Gegensatz zu den ländlichen Genossenschaften, eine beschränkte Haftung. 1920 nennt sie sich dann Gewerbe- und Landwirtschaftsbank, wohl deshalb, weil es in Markt Schwaben keinen ländlichen Darlehenskassenverein gab. Ebenfalls 1920 stellt sie einen „beruflichen Geschäftsführer“ ein. Damit wird diese Genossenschaft als erste im Landkreis hauptamtlich geführt. 1921 ist dann die Vereinigung mit der Oberbayerischen Volksbank in München.

In den Jahren 1903 bis 1906 sind sonst keine Gründungen verzeichnet. Der Grund hierfür liegt in der Schaffung eines neuen Zollltarifes, des Bülow'schen Zollltarifes, der zum Schutze der heimischen Landwirtschaft höhere Agrarzölle festsetzt und so die hiesigen Bauern schützt und beruhigt.

1907 kommt es dann zur Gründung der Darlehenskassenvereine Steinhöring und Baiern. Nach diesem Jahr überwiegen Gründungen von Betriebsgenossenschaften, wie Brennereien, Milch- und Dreschgenossenschaften. Erste Milchgenossenschaft war 1912 die von Ebersberg. 1921 gab es insgesamt elf. Brennereien waren es fünf. Hinzu kommen zwei Elektrizitätsgenossenschaften, die von Abersdorf und Frauenreuth.

Darlehenskassenvereine wurden jetzt nur mehr vereinzelt gegründet. Davon 1910 einer in Gelting. Der Grund war die anstehende Versteigerung eines Anwesens. Der neu- und zu diesem Zweck gegründete Darlehenskassenverein hatte dann das gesetzliche Vorkaufsrecht und konnte so Grund und Geld im Dorf halten.

Der Geltinger Gründung folgte 1911 Lampferding, 1913 Landsham und Neufarn, letztere wurde im selben Jahr wieder aufgelöst. 1920 wurde der Darlehenskassenverein Glonn gegründet und die Gewerbe- und Landwirtschaftsbank Eberberg. Damit war in allen Landkreismünch eine Kreditgenossenschaft vorhanden. Insgesamt war das Jahr 1920 das mit den meisten Gründungen, nämlich sechs.

Die Zahl der Landkreismünchgenossenschaften war in den Jahren 1922 und 1923 mit 44 am höchsten. In den folgenden Jahren reduziert sie sich durch Auflösungen. Kreditgenossenschaft wird allerdings keine aufgelöst. Hier ist die erste Fusion, neben der von Markt Schwaben (1937) zu verzeichnen. Parsdorf-Weissenfeld kommt zu Feldkirchen.

Bei Kriegsbeginn 1939 gibt es im Landkreis noch 36 Genossenschaften. Die gleiche Zahl läßt sich nach Kriegsende feststellen. Genossenschaften sind nun ein wichtiges Element des Wiederaufbaues. Dies sieht auch der Staat so und gibt den Genossenschaften Verfassungsrang mit Sitz und Stimme im Bayerischen Senat.

Während sich die Kreditgenossenschaften ab den 50-er Jahren durch Fusionen verringern, entstehen neue Betriebsgenossenschaften. So die Besamungsgenossenschaft Steinhöring, aber auch einige Brennereigenossenschaften im Norden des Landkreises.

Die Kreditgenossenschaften nennen sich jetzt nach und nach Raiffeisenkasse oder Raiffeisenbank. Der nebenamtliche Rechner wird durch den hauptamtlichen Geschäftsführer ersetzt, die Zahl der Mitarbeiter wird größer, es werden Zweigstellen eröffnet und der Anschluß an die

Technik wird vollzogen. Kurzum, die Gunst der Stunde, nämlich die Umstellung der Bar- auf die Unbarzahlung wird genutzt. So wandeln sich die Genossenschaften zu modernen Bankunternehmen. Wenn sich auch die Zahl der Kreditgenossenschaften ständig verringert hat, im Jahre 1992 waren es im Landkreis nur mehr sechs selbständige, so hat sich das Geschäftsvolumen, aber auch die Zahl der Geschäftsstellen zu einer ehemals nicht denkbaren Größe entwickelt.

Aber auch das Warengeschäft der Kreditgenossenschaften wird ständig ausgebaut und modernisiert. Ohne das genossenschaftliche Warengeschäft und die von ihm geschaffenen Einrichtungen wäre die Umstellung auf den Mähdrusch nicht denkbar gewesen.

Im Jahre 1992 gab es im Landkreis insgesamt noch 34 Genossenschaften. Es waren dies 6 Kreditgenossenschaften, 15 Molkereigenossenschaften, 11 Brennereien, eine Brauerei und eine Wassergenossenschaft.

Übersehen wir nie, daß die Genossenschaften uns gehören und gelebte Wirtschaftsdemokratie bedeuten. Das Motiv, Gewinne zu machen, ist hier nicht ein privates, sondern ein gemeinsames, das allen dient. Vergessen wir auch nie, daß Genossenschaften Dorf-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sind und damit Teil unserer Vergangenheit.



90 JAHRE CHOR- UND ORCHESTERVEREIN GLONN

Die Gründung des Glonner Chor- und Orchestervereines in Glonn im Jahre 1906 bedeutet nicht, daß erst ab dieser Zeit in Glonn gesungen und musiziert wurde. Im Gegenteil: Der zu dieser Zeit bereits jahrhundertalte Glonner Kirchenchor und die Musikkapelle Faßrainer, die weit über das Glonner Gäu hinaus bekannt war, garantierten auch vorher in Glonn ein reges Musikleben. Und was den „weltlichen“ Gesang betrifft, dürfen wir sicher sein, daß in Wirtshäusern, Bauern- und Spinnstuben schon immer gesungen wurde. Was in Glonn fehlte, war das organisierte Singen, eben ein Gesangsverein, der in der Lage war, auch aufzutreten um Konzerte zu geben oder örtliche Feste mitzugestalten.

Die Zeit

1906 war die Tradition der weltlichen Männerchöre schon rund ein Jahrhundert alt. Als Vorbild für Männerchöre gilt weitgehend die 1809 von Carl Friedrich Zelter in Berlin gegründete „Liedertafel“. Ihr gehörten allerdings vor allem nur Dichter, Komponisten und Berufssänger an, so daß als Vorbild für den süddeutschen Raum eher die vom Schweizer Nägeli auf volkstümlicher Grundlage gegründeten Männerchöre, die sich „Liederkränze“ nannten, gesehen werden können.

Auch Vereine sind Kinder ihrer Zeit. So ist es angebracht, zunächst aufzuzeigen, was sich am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in Glonn so getan hat. Der Ort Glonn war damals vom örtlichen Gewerbe geprägt. Es gab nur

ein Anwesen, das nur allein von der Landwirtschaft lebte. Während sich in den umliegenden Ortschaften das Gemeinschaftsleben der ledigen Leute mehr in den „Zechen“ abspielte, waren im Ort Glonn zahlreiche Vereine Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens. Sechs Gasthäuser sorgten für ihre Gäste. Pfarrer war bereits seit 1869 Geistlicher Rat und Dekan Josef Späth. Bürgermeister war der Gastwirt Lanzemberger. Die „Grauen Eminenzen“ der Gemeinde waren Wolfgang Wagner jun., Postwirt und Landtagsabgeordneter, Sanitätsrat Dr. Lebsche und der Schloßherr von Zinneberg, Baron von Büsing, der vielen Glonnern auch Arbeit und Brot gab. Die Volkszählung vom 1.12.1905 ergab 1616 Gemeindeglieder (816 männliche und 800 weibliche, bei 306 Haushalten), wovon im Ort Glonn 647 Einwohner lebten. Damit war Glonn auf Rang vier im Bezirk Ebersberg. Seit 1901 hieß Glonn, „allerhöchst genehmigt“, Markt Glonn. Der letzte Krieg lag 35 Jahre zurück und vom nächsten wußte man noch nichts. Insgesamt eine friedliche Zeit, die man später als „die gute alte Zeit“ zitieren wird, was aus heutiger Sicht und mit heutigen Maßstäben gemessen, natürlich nicht mehr zutrifft.

Die Gründerjahre

Über die Gründung des „Gesangsvereins“ berichtet uns der Glonner Chronist, Pfarrer Johann B. Niedermair. Er sagt, daß nichts mehr geeignet sei, eine freudige Stimmung hervorzurufen, als Musik und Gesang. Weiter berichtet er: „Da nun diese erst recht zur vollen Entwick-

lung kommt, wenn sich mehrere zu solchem edlen Tun zusammenfinden, so sah man sich veranlaßt, am 29. Mai 1906 hier einen Gesangsverein zu gründen“. Jener 29. Mai war ein Dienstag. Die Gründung erfolgte im Gasthaus zur Post, das auch erstes Vereinslokal war. Mit dieser Gründung ist in Glonn eine alte Tradition zu einer Institution geworden. Vorstand und Dirigent des neuen Vereins ist der Schulleiter Thomas Grad. Er stammte aus Fürstenfeldbruck und war von 1904 - 1911 in Glonn. Er dürfte auch der Initiator für den neuen Verein gewesen sein. Der neue Gesangsverein hat sicher Begeisterung hervorgerufen. Und so konnte bereits einige Wochen nach der Gründung, am 26. August, beim Gründungsfest des katholischen Arbeitervereins die Leistungsfähigkeit des Chores unter Beweis gestellt werden. So berichtet jedenfalls Niedermair 1909. Weiter schreibt er: „Bei freudigen und traurigen Anlässen erscheint der Gesangsverein auf der Bildfläche. Feiert irgendein anderer Verein ein Fest, so sucht er dasselbe durch weihvolle Lieder zu verschönern, erscheint ein hoher Gast, so bringt er ihm ein Ständchen dar, gibt es irgendeine Feier von größerem Umfange, so verleiht er ihr erst die rechte Würze – doch nicht zu vergessen ist sein Wirken in der Kirche beim Gottesdienste.“ Ein alljährliches Konzert und ein Gesangsausflug waren selbstverständlich. Erstes Konzert war 1907. Der Verein hatte 1909 30 Mitglieder. Daß bei den Konzerten jeweils auch die Musikkapelle Faßrainer mitwirkte, zeugt davon, daß sich die musikalischen Kräfte in Glonn nicht als Konkurrenz betrachteten, sondern bei Bedarf zusammenwirkten. So ist es auch heute noch.

Thomas Grad wechselte 1911 nach Aichach und wurde dort Bezirksschulrat. Sein Nachfolger, der Lehrer Heinrich Reisacher, wird von Niedermair als guter Musiker gelobt. Reisacher stammte aus dem nordschwäbischen Wemding. Er wird wohl das Amt des Dirigenten übernommen haben. Reisacher (1880 – 1962) war bis 1928 Lehrer in Glonn.

Einen entscheidenden Einschnitt brachte der Erste Weltkrieg. Ein guter Teil der Sänger mußte ins Feld ziehen, so daß eine ersprießliche Probenarbeit nicht mehr möglich war. Überdies hatten die Leute andere Sorgen. Und so dürfen wir annehmen, daß das Vereinsleben, so wie auch in anderen Vereinen, zusammenbrach.

Zwischen den beiden Kriegen

Der Krieg ist vorüber. Aber nicht die Not des Volkes. Die Inflation des Jahres 1923 folgt. Nach ihr normalisiert sich das Leben nur langsam. Erst jetzt zeigt sich wieder die Bereitschaft zur Geselligkeit. Der Glonner Schneidermeister Hans Wäslar (geb. 1897), aktiver Sänger und aufmerksamer Zeitzeuge, schreibt, daß sich um 1925 die Sänger als „Gesangsabteilung“ des Turnvereins neu formiert haben. Erster Chorleiter wird Isidor Huber aus Berganger. Organisator und Sprecher der Sänger ist der Malermeister August Knorr. Der gebürtige Heidelberger ist seit

1923 in Glonn. Mit Knorr ist auch der Haffnermeister Adolf Ege, der seit 1920 in Glonn ist, zu nennen, der ihn organisatorisch sehr unterstützt. Wäslar berichtet weiter, daß der Chor beim Neuanfang nur aus zwölf Männern bestand und er zählt sie namentlich auf. Weiter vermerkt er: „Hier haben wir gemütliche und frohe Stunden verlebt – und keine Namenstagsfeier wurde vergessen. Auch bei Begräbnisfeiern und Maiandachten war die Sängerrunde zu hören. Am schönsten war es immer am Faschingsdienstag. Da wurde vier Stunden lang mit Humor und Witz nicht gespart, bis der Fasching begraben war.“ Der Glonner Alban Huber, Jahrgang 1905 und noch lebender Zeitzeuge, war einer der zwölf, die 1925 beim Neuanfang dabei waren. Er bestätigt Wäslars Aussagen und erinnert sich noch gerne an diese schöne Zeit, sonst wäre er nicht bis in die Fünfzigerjahre Mitglied des Männerchores gewesen. So wie er, waren die meisten Sänger der Zwanziger- und Dreißigerjahre auch Mitglied des Glonner Kirchenchores. An Konzerte, bei denen unter anderen der Männerchor auch mit Orchesterbegleitung



Gesangsverein Glonn.

Einladung
zu dem am Dienstag, den 25. Oktober 1910
im Gasthause „zur Post“ stattfindenden

KONZERT

unter Mitwirkung der Musikkapelle Faßrainer.
Musikliebhaber aus Glonn und Umgebung werden hierzu
freudlichst eingeladen. Beginn abends 7/8 Uhr.
Eintritt 50 Pfg.; Mitglieder haben für ihre Person freien Eintritt.
2009 **Die Vorstandschaft.**

auftrat, erinnert sich Huber erst ab Anfang der Dreißigerjahre. Zu diesem Zeitpunkt waren die Sänger bereits wieder selbständig, also nicht mehr eine Abteilung des Turnvereins. Vereinslokal war seit dem Neuanfang der „Neuwirt“. Während August Knorr die Organisation beibehielt, wechselten die Dirigenten. Ihre Namen waren: Josef Koller, Franz Faßrainer, Max Aichlmaier. 1931 übernahm dann der spätere Bürgermeister Anton Decker (seit 1930 in Glonn) den Männerchor. Er dirigierte diesen Chor dann bis in die Sechzigerjahre.

Ebenfalls in der zweiten Hälfte der Zwanzigerjahre gründete Ludwig Mayer ein Orchester. Er, der frühere Militärmusiker, Gastwirt „Zum Neuwirt“ und Bürgermeister von 1930-33, hatte häufig frühere Musikkollegen zu Gast. Und wie konnte es anders sein, es wurde zusammen mit Glonner Musikern musiziert. Aus dieser Hauskapelle, wie sie anfangs genannt wurde – sie umfaßte bis zu 30 Mitwirkende – wurde bald ein vielbeachtetes Orchester. Die Konzerte, von Orchester und Männerchor gemeinsam gestaltet, wurden wegen der auswärtigen Musiker in die Ferienzeit gelegt und so unter dem Namen „Ferienkonzerte“ ein Begriff. Noch vorliegende Programme aus den Jahren 1931 bis 1934 bestätigen ein hohes Niveau. Für

die verbindenden Worte bei den Konzerten, im Programm „Randbemerkungen“ genannt, war der unvergessene Engelbert Moosbauer, bis in die Sechzigerjahre Geschäftsführer der Raiffeisenbank Glonn, zuständig. Aus dieser Zusammenarbeit heraus dürfte sich in den späten Zwanzigerjahren die heutige Bezeichnung „Chor- und Orchestervereinigung“ herausgebildet haben. Bis 1939 wurde gesungen und musiziert. Dann kam wieder ein schrecklicher Weltkrieg, der zum Aussetzen zwang. Viele der Sänger mußten in den Krieg.

Nach dem Krieg

Gott sei Dank war die Begeisterung nach dem Kriege wieder schnell geweckt. Glonn hatte eben eine zähe Musiker- und Sängertradition, dank Ludwig Mayer und Anton Decker. Auf dieses Gespann war Verlaß. Schon 10 Monate nach Kriegsende gibt das „Salonorchester Glonn“ unter der Leitung von Ludwig Mayer in Höhenkirchen einen Konzertabend. Als Gesangssolisten treten auf Gerda Bialas-Specht, Sopran, im Programm als „Rundfunksängerin“ bezeichnet und Kammersänger Walter Normann, Tenor. Die Besetzung des Ensembles verrät, daß es durch den schrecklichen Krieg Heimatvertriebene nach Glonn „verschlagen“ hatte. Dank Ludwig Mayer, der ja auch Gastwirt und Metzger war, hatten sie in Glonn Heimat gefunden. Und Dank Ludwig Mayer konnten sie in Glonn auch musizieren.

Aber auch der Männerchor konnte unter Leitung von Anton Decker schon 1946 „seinen Betrieb“ wieder aufnehmen. Gemeinsame Konzerte von Männerchor und Orchester waren wieder möglich. August Knorr übernahm, wie schon vor dem Krieg, die Organisation und Erich Masche, der als Heimatvertriebener in Glonn gelandet war, sorgte für die Finanzen. Mit einer Zigarrenkiste sammelte er bei den Sängern und einem festen Zuhörerkreis und erreichte damit eine stabile Finanzlage.

Ebenfalls unter der Leitung von Anton Decker bildete sich in der Mitte der Fünfzigerjahre ein gemischter Chor. Die Konzertprogramme von 1955 bis 1963 zeugen von einem hohen Niveau des Gesamtensembles. Die gesellige Seite kam dabei nicht zu kurz. Anton Decker wurde 1960 Glonns Bürgermeister und Ludwig Mayer (Jahrgang 1890) kam in die Jahre, so daß beide Herren an die Übergabe dachten. Ab 1964 übernahm dann Josef Messner, der schon ein paar Jahrzehnte unter der Stabführung von Ludwig Mayer musiziert hatte, das Orchester. Den Männerchor übernahm Hans Eichmeier. Auch er hat bereits vorher viele Jahre unter Ludwig Mayer musiziert und unter Anton Decker gesungen. In den Jahren 1964 bis 67 wurde zwar eifrig geprobt, Konzerte waren allerdings nicht zu verzeichnen. In der Saison 1967/68 gab es auch kein geregeltes Proben mehr. Dieser Zustand konnte nicht befriedigen.

Neuanfang – ein Verein

Der harte Kern der Sänger und Musiker, unter ihnen Au-

gust Knorr, Josef Messner und Hans Eichmeier sowie Hans Obermair, der erst seit Januar 1965 in Glonn und Mitglied des Männer- und Kirchenchores ist, hatten zu einer Versammlung am 29.10.1968 zum Neuwirt eingeladen. Zahlreiche Interessenten nahmen die Einladung an und es kam zur Gründung des Chor- und Orchestervereines. Hans Obermair und Josef Messner wurden zum Vorsitzenden und Vize gewählt. Hans Eichmeier und Erich Masche wurden Schriftführer und Kassier. Christian Bell übernahm die Leitung des Männerchores und Orchesters. Damit hatte eine alte Tradition neue Fundamente. Die Vereinsform dieser Gemeinschaft gewährleistet mehr organisatorische Sicherheit. Die Organe werden gewählt und müssen Rechenschaft abgeben. Außerdem wurde mit dem Verein das Beitrags- und Mitgliedswesen auf eine neue Grundlage gestellt. Nun war auch die Mitgliedschaft von Passiven möglich. Hugo Rautenberg, damals „Korrespondent“ der Ebersberger Zeitung, schreibt: „Die Wiederbelebung einer alten Glonner Tradition wird allgemein begrüßt. Besonders freuen sich darüber die Alten, darunter der ehemalige und hochverdiente Dirigent Ludwig Mayer.“

Schriftführer Hans Eichmeier konnte bereits zum 01.01.1969 28 aktive Sänger, deren Zahl sich im Laufe des Jahres bis auf 39 steigerte, und 34 passive Mitglieder auflisten. Die Aktiven kamen nicht nur aus dem Glonner Gäu, darunter waren auch einzelne Mitglieder des Bergangerer Männerchores, die sich bereits Ende 1965 selbstständig gemacht hatten. Hinzu kamen noch einige aus dem Bairer Winkel, unter anderen auch die Mitglieder der späteren Bairer Sänger. Geprobt wurde beim Neuwirt in der Gaststube, hie und da auch beim Klinglwirt in Baiern, um so den Bairer Mitgliedern ihre Referenz zu erweisen.

Alte und neue Traditionen

Ab Mitte der Sechzigerjahre wurde die alte Faschingsdienstagstradition beim Neuwirt wieder lebendig, allerdings nicht am Faschingsdienstag selbst, sondern die Zeit vorher. Das Ganze nannte man „Lumpenkneippen“. Hier gab es Haberfeldtreiben und Modeschauen. Der „Knorre“ (August Knorr) machte den Conferencier. Diese Zeit war überhaupt recht zünftig. Hier soll auch an Richard Voithenleitner, Hauptlehrer a.D., Chorregent und Organist, erinnert werden. Er war ein ausgezeichnete Musiker und spielte Klavier sowohl im Orchester als auch als Männerchorbegleitung. Wenn es etwas später wurde und die Stimmung entsprechend war, griff er zur Gitarre und sang das „Millimadl“ und den „Schwollischee“. Ab Mitte der Siebzigerjahre wurde die Faschingsgaudi wieder am Faschingsdienstag gehalten. Später nicht mehr beim Neuwirt, sondern in der Schießstätte. Mit dem „Eingraben“ des Faschings gingen diese Maskenabende immer zu Ende. Um das gesellschaftliche Bild dieser Jahre abzurunden, sei hier noch erwähnt, daß in den Jahren 1978 und 1979 vom Verein je zwei Tanzkurse für Standard-

und lateinamerikanische Tänze im Saal des Marienheimes abgehalten wurden.

1969 wurde die alte Tradition des Sängerballs im Fasching wieder aufgenommen. Es war ein Schwarz-Weiß-Ball mit Polonaise, Ballkönigin und Ballführer, den Erich Masche verkörperte. Im Frühjahr 1970 konnte der neue Verein dann die Leistungsfähigkeit seines Männerchores und seines Orchesters unter Beweis stellen. 1972 übernahm der Musiklehrer Reinhard Grieshaber, seit 1971 in Glonn, das Orchester. Ihm gelang beim Konzert 1973 mit seinem Orchester ein großartiger Einstand. Mit von der Partie waren natürlich auch der Männerchor und der neugegründete Glonner Jugendsingkreis unter Georg Bartl. Grieshaber eröffnete damals mit dem Potpourri „Weltreise“, das er selbst zusammengestellt hatte, eine Reihe von Schlußarrangements, die bei jedem seiner Konzerte den Abschluß bildeten und alle Mitwirkenden vereinigten. Einen Höhepunkt in der Geschichte des Vereines stellten zweifelsohne die drei Konzerte im Rahmen der „Glonner 1200-Jahr-Feier 1974.“ Erstmals nach längerer Pause konnte bei der Eröffnungsfeier am 27.04.1974 wieder ein gemischter Chor auftreten, der allerdings mit dem Kirchenchor identisch war. Die Konzerte wurden in den folgenden Jahren unter das Motto „Glonn musiziert“ gestellt.

Ab dem Beginn der Siebzigerjahre wird jährlich in einem Gottesdienst, den der Chor- und Orchesterverein mitgestaltet, der Verstorbenen des Vereins gedacht. Seit der Mitgliederversammlung 1974 hat der Verein eine Satzung und ist im Vereinsregister eingetragen. Diese Satzung, die ohne Gegenstimme angenommen wurde, stellt den Verein in den Dienst der Öffentlichkeit. Örtliche Feste und Feiern sind musikalisch zu umrahmen. Die Förderung des Nachwuchses, aber auch die Geselligkeit wird in dieser Satzung Vereinsauftrag. Mit der neuen Satzung wurde auch die Möglichkeit geschaffen, verdiente Vereinsmitglieder zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. Erstmals wird in der Mitgliederversammlung von 1974 die Bildung einer Blaskapelle angeregt.

Hans Obermair legt 1976 aus beruflichen Gründen den Vorstandsvorsitz nieder. Sein Nachfolger wird Ulrich Hintermaier, der bisherige Schriftführer. Zu diesem Zeitpunkt hat der Verein bereits 118 Mitglieder. Bei dieser Versammlung wird ein vereinseigener gemischter Chor beschlossen, der dann auch am 11. Januar 1977 mit 40 Beteiligten seine erste Probe abhält. Bald darauf legt Christian Bell den Taktstock in die Hände von Reinhard Grieshaber.

Eine eigene Blaskapelle

Ebenfalls im Jahre 1977 kann nun auch der Wunsch nach einer vereinseigenen Musikkapelle (Blasmusik) durch Beschluß des Vorstandes vom 17. Juli realisiert werden. Ulrich Hintermaier (1. Vors.) und Emmi Schmidt (Schriftf.) übernehmen im Vereinsauftrag diese schwie-

rige Aufgabe. Bereits Anfang Oktober dieses Jahres konnte Erwin Schmid als Musikmeister verpflichtet werden. Es wurde eifrig gelernt und geprobt, so daß die Kapelle bereits am 30. September 1978 bei der Einweihung des neuen Rathauses ihren ersten Auftritt hatte.

Im Jahre 1979 führten dann unterschiedliche musikalische Interessen und Ziele zur Aufspaltung der Musikkapelle. Die „Vereinskapelle“ übernahm Joseph Kanz aus Grafing. Kanz ist gelernter Kapellmeister und als ausgebildeter Sänger hauptberuflich Mitglied des Münchener Rundfunkchores. Unter Joseph Kanz hat die Musikkapelle große Fortschritte gemacht. 1984 wird Kanz zum Leiter des Hessischen Polizeiorchesters nach Wiesbaden berufen. Nachfolger wird Michael Kummer, ebenfalls ein Profi. Seit 1985 wird die Musikkapelle von Stephan Ametsbichler geleitet. Er ist ebenfalls ausgebildeter Musiker. 1996 übergibt er den Stab an Albert Singer. Als Motor für die gute Entwicklung der Musikkapelle muß Ulrich Hintermaier genannt werden. Ohne ihn gäbe es vieles nicht.



Musiker der „Hauskapelle“ bei der Unterhaltungsmusik hinter dem „Musikantenstuhl“ wie er zu dieser Zeit in allen Wirtshaussälen üblich war. Dieses Bild entstammt dem „Deutschen Bierkalender“, Jahrgang 1940 (Verlag Knorr & Hirth, München, Foto Wißmann) – Auf dem Bild erkennbar: Der „Lederer“ Lambert Obermair, Lampert Steinfink, Ludwig Mayer.

1988 wird die Musikkapelle ein eigener eingetragener Verein, bleibt aber laut ihrer Satzung Bestandteil des Chor- und Orchestervereines. Damit wird dem Umstand, daß es ohne Chor- und Orchesterverein und insbesondere ohne dessen finanzieller und organisatorischer Unterstützung keine Musikkapelle gäbe, Rechnung getragen.

Mitglied des Sängerbundes

Nach einem zweiten Anlauf wird der Chor- und Orchesterverein 1978 Mitglied des Bayerischen Sängerbundes (Sängerkreis Ebersberg-Wasserburg) und beteiligt sich seither an den Kreiskonzerten. 1980 wird Dr. Max Hartl Vorsitzender. Unter seiner Führung feiert der Verein 1981 seinen 75. Geburtstag. Bei der nächsten Wahl im Jahre 1982 wird Dr. Franz-Josef Kratochwill Vorstand. Er wird dieses Amt bis 1986 innehaben, um es an Ulrich Hintermaier zu übergeben, der dann bis 1992 wieder Vorsitzen-

der ist. 1992 wählt die Versammlung erstmals in der Vereinsgeschichte eine Frau zur Vorsitzenden: Antje Nowotny. Unter ihrer Leitung wird der Verein das letzte Jahrzehnt vor seinem hundertsten Jubiläum beginnen.

Reinhard Grieshaber gibt 1984 sein Dirigentenamt berufsbedingt ab. Joseph Kanz übernimmt es aushilfsweise, um es im gleichen Jahr an Dieter Weber zu übergeben. Er ist, wie Kanz, Mitglied des Münchener Rundfunkchores. 1985 gründet er einen Frauenchor. Von 1987 bis 1989 ist Roman Messerer, ein weithin bekannter und anerkannter Volksmusiker, musikalischer Leiter. Er muß berufshalber sein Amt zur Verfügung stellen. Nun übernimmt wieder Reinhard Grieshaber Chöre und Orchester. Seit 1996 leitet Dr. Karlheinz Kaplan den Männer- und gemischten Chor.

Seit 1973 ist der Verein nun in der Lage, jährlich Konzerte aufzuführen. Die Repertoiresammlung des Vereins ist dafür ein beredtes Zeugnis. Hinzu kommen neben dem traditionellen Gedächtnisgottesdienst jährlich eine Maiandacht und der Jahresgottesdienst des Soldaten- und Kriegervereines. Seit rund 15 Jahren singt der Männerchor am Heiligen Abend im Glonner Marienheim Weihnachtslieder und macht sich damit selbst auch eine große Freude.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Chor- und Orchesterverein schon mehrmals Konzerte mit Chören aus der Glonner Verwaltungsgemeinschaft durchgeführt hat. Damit erhielten auch kleinere Gruppen, die nicht in der

Lage waren, ein abendfüllendes Programm anzubieten, die Möglichkeit zum Auftritt. Bis 1973 konnte der Neuwirtssaal alle Konzerte aufnehmen, dann wurde der Pfarrsaal benutzt und jetzt ist es in der Regel der Saal des Marienheimes.

Dank und Rückblick

Die Proben finden seit 1925 beim Neuwirt statt. Dieses Haus, in dem die Glonner Musiktradition ihre tiefen Wurzeln hat, ist dem Verein zur Heimat geworden. Die Familien Kronthaler und vorher die Familie Mayer haben immer Gastfreundschaft praktiziert. Aber auch Geistlicher Rat und Dekan Joseph Schneider und die Leiter des Marienheimes Ludwig Mayer und sein Nachfolger Fritz Kappelsberger haben dem Verein stets bereitwillig Unterkunft gegeben. Ohne diese Herbergen wäre der Chor- und Orchesterverein nicht das, was er heute ist.

Dirigenten mit stets beachtlichem Niveau haben dem Verein das Gepräge gegeben. Dies zeigt sich immer wieder bei den Auftritten und Konzerten inner- und außerhalb Glonns, die stets gute Kritik finden. Glonn hat mit ihnen seinen guten Ruf als Zentrum für Musik und Gesang erhalten und weiter ausbauen können. Für solche Leistungen ist Teamgeist erforderlich – sozusagen ein Dreiklang zwischen den Dirigenten, den Mitwirkenden und dem Vorstand. Letzterer hat seit der Gründung des Vereins im Jahre 1968 seine Tätigkeit meist im Stillen verrichtet. Sein stetes Ziel aber war es, die Gemeinschaft zu wahren und die musikalischen Leiter von organisatorischen Dingen freizuhalten.



GRÜNDERJAHRE DES GLONNER VERSCHÖNERUNGSVEREINES

Glonns Kultur- und Verschönerungsverein feierte 1987 sein 100-jähriges Bestehen. Als Verschönerungsverein 1887 gegründet, hat er dem Glonner Gemeindeleben im Laufe seiner Geschichte zahlreiche wichtige Impulse gegeben. Die damaligen Gründer, an der Spitze Albert von Scanzoni und die beiden Wolfgang Wagner, senior und junior, haben wesentlich dazu beigetragen, daß Glonn eine schöne Heimat geblieben ist.

In den Siebziger- und Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts sind Vereinsgründungen keine Seltenheit. Die Ereignisse von 1870 und 1871 und die damit zusammenhängende Gründung des Deutschen Reiches brachten den bürgerlichen Bewegungen einen Aufschwung. Diesmal galt es, sich unpolitischen Bewegungen zuzuwenden. Kultur, Gemeinschaft und Selbsthilfe sind in der Gemeinschaft leichter zu gestalten und zu verwirklichen. Sie sind deshalb Inhalt zahlreicher Vereinsgründungen. Die vorangegangene Romantik hatte den Blick für Natur und Schönheit geschärft. So wurden in mehreren bayerischen Städten Verschönerungsvereine gegründet. Bisher war es den Wohlhabenderen vorbehalten sich Gärten und Parks zu leisten. Nur München hatte bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Volkspark: den Englischen Garten.

Warum aber wurde im damals noch kleinen Ort Glonn ein Verschönerungsverein gegründet? Hier war die Welt doch noch in Ordnung. Mit Ausnahme des Schloßparkes in Zinneberg stand die Natur allen zur Verfügung. Wer kam überhaupt auf eine solche Idee? Es liegt nahe, daß es die Scanzonis auf Zinneberg waren. Prof. Dr. Friedrich Scanzoni von Lichtenfels, der große Gynäkologe aus Würzburg und seit 1868 Schloßherr auf Zinneberg, war bereits 1874, dem Gründungsjahr des Würzburger Verschönerungsvereins dessen Mitglied und sicher nicht ohne Einfluß. Dieser Verein hat Großes geleistet. Dies erfahren wir aus der Festschrift von Dr. Max Domerius anläßlich des 100-jährigen Bestehens im Jahre 1974. Scanzonis Sohn Albert, 1855 in Würzburg geboren und dort aufgewachsen, hat sicher ebenfalls von den Segnungen dieses Vereins gewußt. Und so kommt es nicht von ungefähr, daß sich in Glonn, wenn auch erst ein gutes Jahrzehnt später, Leute zur Gründung eines Verschönerungsvereines zusammenfinden. Beispiele ähnlicher Gründungen in Landgemeinden, wie Glonn damals eine war, sind nicht bekannt.

Daß bei der Gründung der Posthalter Wagner mit beteiligt war, versteht sich von selbst. Er, Glonns graue Eminenz und sein Sohn Wolfgang sind Motoren des gesellschaftlichen Lebens in Glonn. Die Gründung des Vereins datiert mit 20. September 1887. Ein Protokoll gibt es hierüber nicht. Vermutlich waren es auch nur Vorgespräche. Dafür gibt aber das Protokoll der ersten Versammlung vom 25. Oktober 1887 über die Gründungsvorgänge reichlich Aufschluß. Vor der zahlreich besuchten Versammlung gibt zunächst Wagner jun. bekannt, daß Albert von Scanzoni in einem Schreiben mitgeteilt hat, daß er die „Ehre der

ersten Vorstandschaft“ ablehnt. „Nach verschiedenen Zureden verschiedener Herren nimmt derselbe mit Herrn Posthalter Wagner (sen.) als 2. Vorstand die 1. Vorstandsstelle an“, so heißt es weiter. Ein guter Entschluß: Scanzoni bleibt erster Vorstand bis zu seinem Wegzug 1899. Zu weiteren Vorstandsmitgliedern wurden gewählt: Wolfgang Wagner jun. zum Schriftführer, der Gastwirt Balthasar Maier zum Kassier. Kaufmann Gruber und Apotheker Thanner wurden 1. und 2. Beisitzer. Mit Schreiben vom 28. Oktober hat Scanzoni den neuen Verein beim Bezirksamt in Ebersberg angemeldet. Kurze Zeit später hatte der Verein bereits 43 Mitglieder. Eine Satzung konnte zunächst noch nicht vorgelegt werden – sie war noch nicht ausgearbeitet. Das Anmeldeschreiben und das erste Protokoll vermitteln die ersten Aktivitäten des neuen Vereines.

Das erste „Projekt“ war die Pflanzung einer Allee an der Zinneberger Straße. Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, sollte es eine Obstbaumallee werden. Entsprechende Finanzierungsmittel fehlten. So wurde ebenfalls beschlossen, beim „Distrikt“ einen Zuschuß zu beantragen. Die geplante Allee wurde dann für die nächsten Jahre zum „Dauerbrenner“. Es stellte sich heraus, daß die Straße nur bis zur Moosacher Straße „reguliert“, das heißt vermessen war. Zur Klärung der Situation wurde vom Bezirksamtmannd der Bezirksingenieur von Scala beauftragt. Er stellte fest, daß ab der Moosacher Straße Richtung Zinneberg eine Fahrbahnbreite von 4 Metern „mit Rücksicht auf den auf dieser Straße stattfindenden geringen Verkehr“ ausreichend ist und daß keine Straßengräben vorhanden sind. Eine Grenzfeststellung hielt er aber dennoch für erforderlich. Dabei ging er gleich von einer Breite aus, die für einen späteren Ausbau auf das „Normalprofil von 5.25 Meter Kronenbreite und Anlage der nöthigen normal-mäßigen Straßengräben ausreichend ist“. Weiter stellte er fest, daß die Grunderwerbung keine Schwierigkeiten machen wird und daß hierfür 200 Mark ausreichen werden. Der beantragte Zuschuß wurde nicht bewilligt, obwohl der Distriktsvorsteher es als erfreuliche Aufgabe bezeichnet „zur Hebung der alle Anerkennung verdienenden Bestrebungen des Verschönerungsvereines Glonn- Zinneberg nach Kräften beizutragen“.

Die beschlossene Allee sollte aber doch zustande kommen. Man griff zur Selbsthilfe. Bei der Versammlung am 17. März 1888 wird Albert von Scanzoni und der Lehrer Alexius Strauß beauftragt, die Straße zu vermessen und den Standort der Bäume festzustellen. Lehrer Strauß hat den Auftrag, 120 Bäume zu beschaffen, für die ihm vom Kassier 120 Mark ausbezahlt werden sollen. Weiter wird festgelegt, daß Bäume, die auf Privatgrund gepflanzt werden, dem Grundstückseigentümer gehören und solche auf öffentlichem Grund dem Verein. Für 70 Pflanzlöcher melden sich Freiwillige, wobei Scanzoni und Wagner je 17 spenden. Zur „Beifuhr“ der Erde und Befüllung finden sich für 79 Pflanzlöcher Freiwillige. Wagner stellt auch die Stangen zur Stützung der Bäume und das Wasser zum

„Eingießen“ zur Verfügung. Die übrigen Arbeiten, einschließlich des „Einbindens der Bäume mit Dornen“, gehen zu Lasten des Vereines. Der Kassenbestand mit 365 Mark, der aus Beiträgen und durch einen Glückshafen bei einer Fastnachtsveranstaltung zusammengekommen ist, dürfte ausgereicht haben. Die Pflanzung selbst konnte aber wegen verschiedener Schwierigkeiten erst 1890/91 ausgeführt werden.

Das zweite „Projekt“, das in der Versammlung vom 25. Okt. 1887 beschlossen wurde, war die Einführung einer elektrischen Beleuchtung in Glonn. Gedacht war zunächst nur an eine Straßenbeleuchtung. Hier war Wolfgang Wagner jun., der treibende Keil. Vorausgegangen war das Schreiben vom 21. Oktober 1887 des Bezirksamtes an den Glonner Bürgermeister Beham in dem berichtet wird, daß sich der Posthalterssohn Wagner an die Spitze eines Unternehmens gestellt habe, „welche die Einführung elektrischer Beleuchtung in Glonn bezweckt“. Anlaß war die landwirtschaftliche Versammlung vom 20.10.1887 in Gräfling, bei welcher sich Wagner vermutlich informierte und sich dann begeistert zur Verfügung stellte. Dem Bürgermeister wurde empfohlen, dieses Projekt zu unterstützen. In der Versammlung vom 25. Oktober hält Wagner jun. über das Projekt „eine längere Rede“. Nach längerer Debatte wird beschlossen, „zwar das Projekt dem Verein zu unterstellen, jedoch gänzlich gesondert zustandezubringen“. Anschließend wurde ein „Zeichnungsbogen“ herumgereicht. Die für das Vorhaben zunächst veranschlagten 3000 Mark wurden während der Versammlung von den Mitgliedern gezeichnet. Vermutlich haben sich 20 Personen zur Zeichnung entschlossen, weil im Protokollbuch von einem Garantiefonds von 150 Mark die Rede ist. Die Versammlung beauftragt dann den zweiten Vorstand Wagner sen., einen möglichst genauen Kostenvoranschlag von der Firma Eisenstein & Co. anzufordern, die gezeichneten Summen notariell beurkunden zu lassen und der nächsten Versammlung Bericht zu erstatten über „die von der Vorstandschaft geschehenen Schritte“. Mit Schreiben vom 12. November 1887 berichtet Bürgermeister Beham dem Bezirksamt, daß die Finanzierung durch den Verein gesichert sei. Dabei ist er bereits von „nach einem Techniker erhaltenen Plan und Kostenvoranschlag“ ausgegangen. Plan und Kostenvoranschlag können aber nur oberflächlich gewesen sein, denn am 10.01.1888 berichtet Wagner der Versammlung, daß er sich mit mehreren Sachverständigen ins Benehmen gesetzt hat „welche ihn den Rat gaben ja nicht so schnell in dieser Sache vorzugehen und womöglich auf eigene Wasserkraft zu trachten“. Auch sei es unmöglich, bei der Kälte einen Techniker „herauszusprenken“. Wagner bittet die Versammlung noch um ein paar Monate Geduld.

Geduld war für wahr vonnöten. Immer wieder steht das Elektrizitätsprojekt auf der Tagesordnung. Im August 1888 erkannte man dann die Vordringlichkeit der Untersuchung der Wasserkraft. Ein entsprechendes Gutachten kostete aber

sicher Geld. Hier konnte der Ortsarzt Lebsche helfen. Er hatte eine Schwager „welcher Ingenieur ist“, dieser komme sowieso nach Glonn und könne die Wasserkraft untersuchen – vermutlich kostenlos. Diese Untersuchung verlief negativ, denn im März 1889 erklärte dann Wagner jun. das „Projekt“ für gescheitert. Die vorhandenen Wasserkräfte waren bereits von den sieben Mühlen genutzt und zum Ankauf einer Mühle reichten die Finanzen nicht aus. „Man tröste sich deshalb mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, welche uns vielleicht größere Mengen Bargeldes zur Verfügung stellen möchten“. So dokumentiert es Wagner jun. als Schriftführer im Protokoll. Rund ein Jahrzehnt später bekommt Glonn doch sein elektrisches Licht. Der Furtmüller Peter Kastl betreibt mit der Wasserkraft seiner Sägemühle die erforderliche Dynamomaschine.

Die ersten Jahre des Verschönerungsvereines waren aber nicht nur geprägt von Allee und Elektrizität, sondern auch von vielen anderen Aktivitäten. Hier sind zu nennen die Pflanzung von Ziersträuchern am Friedhofseingang und an Straßen, die Aufstellung einer Ruhebänk beim Staudenweber (Grottenweg) und die Aufforderung an die Bevölkerung „lebende Zäune und Hecken“ anzupflanzen. Zur Förderung der Sittlichkeit verlangte man die Abschaffung eines öffentlichen freien Pissoirs. Der Abbruch einer unansehnlichen Holzhütte und die Beseitigung von Unratwinkeln sind ebenfalls Forderungen des Vereins. Auch die Straße nach Egmating (bis Balkham), die zum Mühlthal und die bis Mecking sollten eine Allee erhalten. Die spätere Errichtung einer Lourdeskapelle (heute Grotte) geht ebenfalls auf eine Initiative des Vereins zurück. Bereits 1890 wurde über die Erhebung Glonns zur Marktgemeinde im Verein diskutiert. An Initiativen hat es dem Verein nie gefehlt. Wohl aber an den Finanzen. Die Beiträge reichten für die vielen Vorhaben nie aus – obwohl die Glonner für die einzelnen Aufgaben immer wieder spendeten oder Hand- und Spanndienste leisteten. Über Glückshafen, deren Preise sicher auch gespendet waren, kam immer wieder Geld in die Kasse. 1891 kam man auf die Idee, daß die anwesenden Gäste pro Woche eine Mark an den Verein zahlen sollten. Dies zeigt uns, daß Glonn schon im letzten Jahrhundert Feriengäste hatte und daß der Verein seine Tätigkeit auch unter dem Blickwinkel des Fremdenverkehrs sah.

Der vorliegende Bericht ist nur ein Ausschnitt der Vereinsgeschichte über die ersten paar Jahre. Die Protokolle berichten uns, daß diese rege Tätigkeit der ersten Jahre kein Strohfeuer war. Mehr als ein ganzes Jahrhundert hat nun dieser Verein uneigennützig Glonn mitgestaltet. Man vergleiche alte Fotos von Glonn mit der heutigen Situation hinsichtlich des Baumbestandes. Die neue Satzung von 1985 erweitert die Aufgaben des Vereines auch auf die Wahrung des kulturellen Erbes, auf Ausstellung und auf die Erforschung und Darstellung des geschichtlichen Lebensraumes, was insbesondere durch den Aufbau eines Heimatmuseums verwirklicht ist.

DIE ANFÄNGE DES GLONNER GESELLENVEREINS

Der Glonner Gesellenverein, heute Kolpingsfamilie genannt, ist vermutlich Glonns ältester Verein. Sicher gab es schon vorher zahlreiche Vereinigungen wie Bruderschaften und dergleichen, sie waren aber auf anderen Prinzipien aufgebaut.

Die Gründung der katholischen Gesellenvereine geht auf Adolf Kolping (1813 – 1865) zurück. Er hat als wandernder Geselle selbst das dürftige und sittenlose Leben in den Herbergen kennengelernt. Als Spätberufener, 1845 zum Priester geweiht, gründet er 1846 in Elberfeld seinen ersten katholischen Gesellenverein. Seine Idee hatte zum Inhalt, daß wandernde Gesellen – und solche gab es im letzten Jahrhundert viele bei den örtlichen Vereinen Aufnahme und Unterstützung fanden. Kolpings Idee fand auch in Bayern rasche Verbreitung und so wurde bereits 1855 in München das erste Gesellenhaus eröffnet.

Die Gründung des Glonner Vereins datiert mit dem 5.



Fahnenweihe des Gesellenvereins Glonn im Jahre 1928. Sitzend links: Fahnenmutter Frau Rosalie Winhart

sen ist, läßt sich heute nicht mehr genau feststellen. So könnten es in Glonn arbeitende Gesellen gewesen sein, die die katholischen Gesellenvereine bereits kennen und schätzen gelernt hatten, oder auch solche, die bisher die Segnungen der Gesellenvereine vermißten. Wahrscheinlich aber ist der damalige Ortpfarrer Josef Mayer der Gründer. Für diese Annahme spricht, daß er eigenhändig die Satzung geschrieben und den Gründungsschriftverkehr geführt hat.

Pfarrer Mayer wurde 1810 in Pobenstätt im damaligen Landgericht Haag geboren. 1853 kam er nach Glonn und 1864 starb er hier. Zum Priester wurde er 1832 geweiht. Seine Stationen waren Anzing bis 1844, Piesenkam (LK Miesbach) bis 1849 und von 1849 bis 1853 war er Pfarrer in Aschheim. Er dürfte dem Priestertypus zuzurechnen sein, der im Geiste des Reformers Johann-Michael Sailer einen bescheidenen Lebenswandel führte, sich um die Jugend und die Arbeiterschaft annahm und Nächstenliebe praktizierte.

Der Gründungsschriftverkehr liegt im Staatsarchiv München und enthält auch die damals eingereichte Satzung des Vereins. Sie dürfte keinem Musterstatut entnommen sein. Zweck des Vereins ist die „Beförderung“ eines christlichen, reinen Lebenswandels der katholischen Gesellen in Glonn und Umgebung. Die Gemeinschaft wird unter den Schutz des Heiligen Josef gestellt. Feiern sind angeordnet zum 19. März, dem Patronatstag, und am Pfingstmontag, dem Gründungstag. Auch das kirchliche Leben der Gesellen, wie Empfang von Beichte und Kommunion, ist in der Satzung geregelt. Daß der Verein keine unchristlichen und sittenlosen Gesellen duldet, versteht sich von selbst. Deshalb wird jedes Mitglied schlechte Gesellschaften und unsittliche Reden meiden, heißt es weiter. Aber auch an die gesellschaftliche Seite ist gedacht: Es sind gemeinschaftliche Abendunterhaltungen an Sonn- und Feiertagen, an denen die Mitglieder wenigstens einmal monatlich teilnehmen sollen. Hier ist echte Geselligkeit gefragt, denn es heißt: „Alle Politik und jedes Raisonieren ist untersagt“. Auch die Verwaltung des Vereins ist geregelt. Die Leitung des Vereins wird dem Pfarrer, oder einem von ihm beauftragten Priester, übertragen. Der leitende Geistliche ist dann der Gesellenvater. Aus den Mitgliedern des Vereins werden jährlich ein Vorstand und zwei Beisitzer gewählt. Hinzu kommt ein Kassier. Er besorgt die Ausgaben des Vereins und bewilligt Unterstützungen an „Kranke und Reisende“. Wahltag ist, laut Satzung, jeweils der Gründungstag, also der Pfingstmontag. Beitrittswillige haben sich beim Vorstand zu melden. Das Eintrittsgeld beträgt 12 Kreuzer und der monatliche Beitrag 3 Kreuzer. Jedes Mitglied erhält eine Aufnahmekarte. Meister dürfen am Vereinsleben als Ehrenmitglieder teilnehmen. Interessant ist auch das Schreiben vom 14. August 1854, mit dem Pfarrer Mayer den Verein beim Königl. Landgericht in Ebersberg anmeldet. Hier unterstreicht er die Notwendigkeit der Gründung und wiederholt teilweise Aufgaben und Zweck aus der Satzung. Die Satzung wird „in duplo“, also zweifach eingereicht. Weiter führt der Gesellenvater aus, daß der Versammlungsraum ein Zimmer des Wirtshauses zu Glonn ist. 1854 gab es in Glonn nur einen Wirt: die Post. Auch um die Genehmigung für Aufenthaltskarten und um die Führung eines Siegels wird gebeten. Beides ist wichtig um „Eintritt und Austritt“ eines Gesellen zu stempeln. Damit kann sich ein wandernder Geselle ausweisen. Das Siegel sollte „Katholischer Gesellenverein“ als Umschrift und „Glonn“ in der Mitte enthalten. Pfarrer Mayer versäumt auch nicht, sich in seinem Schreiben für das politische Klima im Gesellenverein zu verbürgen: Er wird es nicht dulden, daß revolutionäre oder kommunistische Tendenzen aufkommen. Hier wird er wohl befürchtet haben, daß wandernde Gesellen die Theorien des kommunistischen Manifests von 1848, das die Arbeiter zu revolutionärem Zusammenschluß aufruft, in seinen Verein tragen.

Ein weiteres Lebenszeichen des Gesellenvereins sind

Anweisungen über die Eintragung (Vormerkung) des Vereins und der Hinweis, daß Satzungen einzureichen sind. Hier wird 1860 mit der Gemeindeverwaltung Glonn korrespondiert. Der Schreiber des Briefes ist Lehrer Dunks. Unterzeichnet ist er von: Gruber, Gemeindevorsteher. Es ist Bonifaz Gruber, Melber (Haus Nr. 52) in Glonn, dem damaligen Bürgermeister.

Leider ist uns, außer Pfarrer Mayer, die Gründungsvorstandschaft nicht bekannt. Erst die Wahl vom 16. Juni 1859 (Pfingstmontag) ist dokumentiert. Vorstand wird der Maler Peter Meßner, Kassier der Maurer Joseph Kugler und Beisitzer werden der Schlosser Sebastian Mayer und der Färber Kaspar Bogenhart.

Der Glonner Chronist Pfarrer Niedermair berichtet 1939, daß der Verein 1864 155 Mitglieder hatte. Die damalige Vorstandschaft: Vorstand Thomas Kirmair, Kottmüllerssohn, Kassier Donatus Daxenberger, Färberssohn und

Beisitzer der Mühlknecht (Steinmühle) Andreas Mayr sowie Schneidergeselle Lorenz Rieder. Die Namen der Vorstandsmitglieder von 1859 und 1863 zeigen auf, daß die Wahl nicht nur auf „Bürgersöhne“ fiel, sondern daß die Handwerkseigenschaft maßgebend war.

Wie alle Vereine, so hatte auch der Gesellenverein sein Auf und Ab. In der Niedermairchronik von 1909 ist ein solcher Verein nicht vermerkt. Niedermair, geboren 1875, hätte die Erwähnung dieses Vereins bestimmt nicht versäumt, wenn der Verein zu seiner Zeit eine Bedeutung gehabt hätte. Erst in seiner Chronik von 1939 berichtet er, daß der Verein 1926 neu gegründet wurde. Heute steht der Verein als Kolpingsfamilie in Blüte. Eine rührige Führung gibt ihm Schwung und Aktualität. Zweck und Aufgabe haben sich gewandelt. Eines aber ist den Glonner Kolpingssöhnen geblieben: Eine große, eigene Tradition und die Idee von Adolf Kolping.



DIE SCHLACHTER BURSCHEN

Wenn eine Gemeinschaft über ein Jahrhundert durchlebt und überstanden hat, wenn die Idee der Gründer in der heutigen Zeit nicht nur noch spürbar ist, sondern auch die Kraft hat sich zu regenerieren, dann ist es Zeit zu feiern. Die Schlachter Burschen haben diese Zeichen verstanden. Und so war für diese Gemeinschaft das Jahr 1994 Anlaß zur Rückschau, aber auch Meilenstein für den Weg in die Zukunft. Die neue Fahne wird sie dabei begleiten.

Wenn man sehr alt ist, die Wurzeln mit Sicherheit bis ins letzte Jahrhundert zurückreichen, aber nicht genau weiß, wie alt man ist, so tut man immer gut daran, den Hundertsten zu feiern. Die Schlachter Burschen haben dies getan, obwohl der Verfasser glaubt, daß diese Gemeinschaft weit mehr als einhundert Jahre auf dem Buckel hat. Begonnen hat alles mit der Schlachter „Zeche“, die sich bis in unsere Zeit die „Greawinkler“ nennen.

Eine „Zech“

Der Begriff „Zeche“, der schon im dreizehnten Jahrhundert nachzuweisen ist, kommt vordergründig nicht vom „zechen“, also beim Wirt eine Zeche machen, sondern bedeutet soviel wie Gemeinschaft. Wortverwandtschaften wie die „Zeche“ der Bergleute, bestätigen dies. Der Sprach- und Volkstumsforscher Andreas Schmeller (1785

– 1852) erwähnt in seinem Bayerischen Wörterbuch, daß die „Zech“ im Sinne einer Gemeinschaft von ledigen Leuten an der „oberen Isar“ vorkomme.

So wie es schon im vorigen Jahrhundert in Schlacht eine Zeche gab, so gab es zum Beispiel auch in Münster, Glonn, Frauenreuth und Berganger eine. Zechen waren nicht wilde Gemeinschaften, sondern hatten feste Formen. So hatte jede Zeche einen Zechmeister, gegebenenfalls auch einen Stellvertreter, einen Musikanten und eine Kasse, die vom Zechmeister oder seinem Stellvertreter geführt wurde. Zu einer Zeche gehörte auch ein „Stammlokal“. So ist es auch zu verstehen, daß sich die jungen Leute eines Ortes ohne Wirtshaus der Zeche des Nachbarortes anschlossen.

Bei einer „Zech“ konnten alle ledigen Burschen und Mädchen eines Gebietes mitmachen; auch Knechte, Mägde und Handwerker, die anderswo zuhause waren und nur diensthalber ansässig waren. Zweck einer „Zech“ war die Gemeinschaft. Gemeinsam war man eben stärker. Selbstbewußtsein und Eigenständigkeit der einzelnen Orte kam hier besser zur Geltung. Ebenso brauchte man die Gemeinschaft zur Pflege und Weitergabe des Brauchtums. Außerdem war gemeinsam das Bier billiger.

Gründungsmotiv war also der Wunsch (hie und da vielleicht auch der Zwang) zur Gemeinschaft. Ebenso wenig wie Nachbarschaft kein Gründungsdatum hat, so hat auch eine „Zech“ keines. Solche Gemeinschaften entstehen eben gelegentlich. Voraussetzung für eine Gemeinschaft, wie eine „Zech“ in einem Dorf, ist die Freiheit. Und da Zechen auch Kinder ihrer Zeit sind, ist anzunehmen, daß sich viele mit der zunehmenden Freiheit des Einzelnen „gründeten“. In diesem Zusammenhang ist die förmliche Aufhebung der Leibeigenschaft 1808 oder die „Bauernbefreiung“ von 1848 zu nennen. Überdies gilt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auch als die „Gründerzeit“ für Vereine. Dies betraf natürlich in erster Linie die größeren Orte. Die Vereinigungsmoralität machte aber vor den kleineren Orten nicht halt. Das Entstehen von Zechen wurde hierdurch zweifelsohne beeinflusst. Hie und da mag auch die Eröffnung eines Dorfwirtshauses das Werden einer Zeche gefördert haben. Es ist aber auch umgekehrt denkbar.

Nun zur Schlachter Zeche, den „Greawinklern“. Sie umfaßte die Orte Schlacht, Kreuz, Steinhausen, Mühlthal, Reinstorf, Balkham, Ursprung und Adling. Für die meisten dieser Orte wäre es zur Glonner „Zech“ näher gewesen. Warum waren sie bei den Schlachtern? Der Grund liegt wohl darin, daß in Glonn von jeher das Gewerbe Vorrang hatte und die Landwirtschaft nur den Nebenerwerb darstellte. Zum anderen gab es in Glonn schon zahlreiche Vereine. Die mehr bäuerliche Jugend der in den Ortschaften suchte eben mehr ihresgleichen.

Woher der Name „Greawinkler“ kommt, dafür gibt es keine eindeutige Erklärung. Wolfgang Koller glaubte, daß dies mit dem Grün der Wiesen und Wälder, das die Orte umgibt, im Zusammenhang steht. So gesehen müßten auch die anderen Zechen um Glonn so geheißen haben. Ebenso wäre es, wenn mit dem „gre“ (grün) „jung“ oder die Jugend gemeint war. Am ehesten könnte sein, daß „Greawinkler“ auf den Umstand zurückzuführen ist, daß sich die Schlachter Jugend, für die Dreißigerjahre steht dies fest, auf der sogenannten „Winkelwiese“ getroffen hat. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß „Greawinkler“ ein Phantasienamen ist, der anfangs sogar ein Deckname gewesen sein könnte.

Fragt man nach dem Zeitpunkt, wann die „Greawinkler“ entstanden sind, so ist man ebenfalls auf Vermutungen angewiesen. Da eine „Zech“ in der Regel auch ihr Wirtshaus brauchte, könnte es durchaus sein, daß die Eröffnung des ersten Schlachter Wirtshauses, höchstwahrscheinlich im Jahre 1871, dem Schmiedwirt (heute „beim Schmied“-Zistl), mit dem Entstehen der Schlachter „Zech“ zusammenhängt. Den Archivtiteln zufolge kamen 1873 zwei weitere Wirtschaften hinzu; auf dem „Fillanwesen“ und dem „Lackenschuster“ (heute Kleinmaier). Die Eröffnung des zweiten und dritten Schlachter Wirtshauses, bereits 1873, rechtfertigt die Annahme, daß

Schlacht durch die „Zech“ gesellschaftlicher Mittelpunkt des westlichen Glonner Gemeindeteils wurde.

Der Jahreslauf einer „Zech“ ging natürlich einher mit dem Kirchen- und dem Bauernjahr. Gab es viel zu tun, so gab es wenig zu feiern – und umgekehrt. Die Höhepunkte eines Zechjahres waren sicher die Tanzveranstaltungen, die in den umliegenden Orten gemeinsam besucht wurden. So in Glonn die „Pfingstmarktmusi“ beim Neuwirt und die „Oktobermarktmusi“ in der Post. Der Zechmeister oder ein von ihm Beauftragter reservierte für seine „Zech“ die Plätze, indem er mit Kreide auf die Tische schrieb: „Greawinkler Zech“. Die anderen Zechen taten dies ebenfalls. Dann kam ein Banzen Bier auf den Tisch, der an die eigenen Zechleute ausgeschenkt wurde. Einer von der „Zech“ kassierte bei allen männlichen Mitgliedern den gleichen Betrag. Reichte es für den Abend nicht, so wurde nachkassiert. War es zuviel, so wurde es für spätere Anlässe gespart.

Aus der Zechkasse wurden beim Musikmeister, das war in Glonn der Faßrainer, Tänze bestellt. Burschen von anderen Zechen, die „dreintanzten“, wurden „abkassiert“. Dirndl dagegen durften bei den Tänzen anderer Zechen umsonst mittanzen. Zwischendurch spielte die Musik auch manchmal „Zehnerltouren“. Der „Frausee“ kostete zwanzig Pfennige. Wurden von den Zechleuten Hochzeiten besucht, so wurde nach dem „Abdanken“ genau so verfahren, wie bei einer Tanzmusi. Eintrittsgeld gab es damals nicht. Die Musik verdiente ausschließlich an den Zechtänzen und Zehnerltouren. Nicht selten spendierten die Zechen der Musi ein paar Maß Bier.

Kirchen- und Bauernjahr

Die Frohnleichnamsprozession wurde von den Schlachtern in Glonn besucht. Zumindest seit 1928, als Schlacht von Egmatting nach Glonn umgepfarrt wurde. Nach der Prozession waren die „Greawinkler“ beim Neuwirt. Abends trafen sich dann die Burschen beim Wirt in Schlacht.

Eine wichtige Angelegenheit im Jahreslauf einer Zeche war der „Kirta“. Darüber schreibt Emma Rapp, die in Schlacht zu Hause war: „Kirchweih oder Kirta, das war noch ein Tag, und was für einer, für jung und alt. Das Wichtigste, es gab Kirtanudeln, Kirtabrot, eine Kirtahutsch, Kirtabier und Kirtatanz. Der Kirtatanz: Burschen und Dirndl trafen sich am Sonntag nach dem Rosenkranz unter dem schönen Lindenbaum mit dem munteren Brunnlein vor meines Vaters Haus (Kleinmaier). Mit der Musik voran ging es von Hof zu Hof. Jeder Bauer zapfte einen Bierbanzen an. In einer Emailschüssel standen Kirtanudeln auf dem Tisch und das Jungvolk verteilte sich auf die Bänke und Stühle. Gewiß haben auch manche Altbauern- und Bäuerinnen an ihre Jugendzeit gedacht. Wurde die Stube zu eng zum Tanzen, ist man auf die Fletz (Hausgang) hinaus. Der Abschluß des fröhli-

chen Beisammenseins war gewöhnlich in meinem Elternhaus, beim Wirt in Schlacht.“ Dieser Bericht schildert die Schlachter Kirchweih anfangs der Dreißigerjahre. Waren mehrere Orte in einer Zech vereinigt, so wurde der Kirta in der Regel ortsweise gefeiert. Reicht ein Tag nicht aus, wie zum Beispiel bei der Frauenreuther Zech, so wird bis zum „Irta“ (Dienstag) gefeiert. Von daher auch das Sprichwort: „A richtiga Kirta dauert bis zum Irta“.

Wie der Kleinmaier Hermann, der beim Wirt in Schlacht gebürtig war, berichtet, war für die Schlachter Burschen und Dirndl der Sylvestertanz eine wichtige Angelegenheit. Bis Mitternacht wurde beim Wirt musiziert und getanzt. Dann ging man mit der Harmonika voraus, von Hof zu Hof und wünschte ein gutes Neujahr, wofür man mit einem Geldstück belohnt wurde.

Für das Landvolk gab es früher keine Tanzkurse. Nicht tanzen können hätte im wahrsten Sinne des Wortes „sitzenbleiben“ bedeutet. Und welcher junge Mensch wollte das schon. Und so wurde das Tanzen häufig bei der Zech gelernt. In den Stuben, im Fletz oder auf dem Tenneboden gab es Platz genug. Der Ortsmusikant, in Schlacht war dies ein paar Jahrzehnte der Kleinmaier Hermann, hatte die richtigen Stückl auf Lager.

Wenn von der Zech wer heiratete, so wurde vom Zechmeister im Auftrag der Zech ein „Regulator“ (Wanduhr) oder ein „Humpen“ überreicht. Sofern die Zechkasse es erforderte, wurde hierfür (nur bei den Burschen) einkassiert. Das Brautpaar bedankte sich für das Geschenk mit Freibier und Ehrtänzen. Einige Tage vorher wurde, in der Regel im Hause des Hochzeigers oder der Braut, die „Nachthochzeit“ gefeiert. Der Name kommt wohl daher, weil sie im Gegensatz zur Hochzeit, am Abend bzw. bei Nacht gefeiert wurde. Wurde im Greawinklerbezirk eingehiratet, dann wurde von der Zech ein Hochzeitsbaum aufgestellt. Hatte sich nach einem Jahr noch kein Kindersegen eingestellt, so gehörte der Baum den Burschen.

Wie wir schon gesehen haben, war es durchaus üblich, daß die einzelnen Orte der Greawinkler Zech (Schlacht, Adling usw.) auch selbst aktiv waren. Nehmen wir nur die „Tanzkurse“. Oder: Die Schlachter Burschen trafen sich an Sonntagen gewöhnlich beim Wirt. Auch bei diesen Treffen wurde gemeinsam ein Banzen Bier gekauft und natürlich auch getrunken. Der Fellermaier Hartl weiß, daß die Schlachter Jugend 1934 eine Holzhütte auf oder in der Nähe der Winkelwiese, gebaut haben. Diese Hütte wurde „Wastlalm“ genannt. Dort traf man sich zum Reden und Tanzen, um von den „Alten“ nicht eingesehen zu sein. Der Kleinmaier Hermann nennt dies eine „sturmfreie Bude“. Aber auch die Adlinger hatten ihre Hütte. Einmal in ihrer Geschichte haben die Greawinkler sogar einen Maibaum aufgestellt. Dies war im Jahre 1938.

Die Greawinkler Zech brauchte natürlich auch eine Or-

ganisation. Die ganze Zech hatte immerhin gut 50 Mitglieder. Allein die Schlachter hatten 20 bis 25 gemeinsame Treffen, die sich jährlich wiederholten, brauchten nicht einzusagen – und bei außerordentlichen wurde eben eingesagt. Dabei hatten die Adlinger, die von der Glonner Christlmühle den Strom bezogen, ein besonderes System. Die Neunerbuben, der Max und der Jakl, Teil der Adlinger Burschen, waren beim Christlmüller im Dienst. Wenn ihnen das Einsagen oblag, ließen sie einfach in Adling die Lichter flackern, indem sie den Strom kurz unterbrachen. Die Adlinger Burschen wußten dann was los war.

Der Zechmeister, der von den Mitgliedern bestimmt wurde, war für die Zech eine wichtige Person. Für die Greawinkler war es z. B. 1918 Andreas Lechner aus Balkham, dann Anton Spitzentränker und Anton Hauser aus Schlacht. Von 1937 bis 1939 war es Sebastian Hoibl aus Balkham. Sein Stellvertreter war der Fellermaier Hartl. Wie schon gesagt, war Hermann Kleinmaier ein paar Jahrzehnte der Musikant.

Die vorliegenden Schilderungen, die von Hermann Kleinmaier, Hartl Fellermaier und Hans Esterl, dem Bomervater, stammen, beziehen sich auf die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Ähnlich wie bei den „Greawinklern“, wird es bei anderen Zechen auch zugegangen sein. So wie in Schlacht haben die beiden Weltkriege überall das Zechenleben zum Stillstand gebracht.

Ein neuer Anfang

So wie es nach dem Ersten Weltkrieg gewesen ist, so war es auch nach dem Zweiten. Das gesellschaftliche Leben auf dem Lande war zusammengebrochen. Nicht nur daß jedes Dorf seine Gefallenen zu beklagen hatte, darüber hinaus gab es große Not. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam hinzu, daß den Dörfern viele Heimatvertriebene zugeteilt wurden. Diese Leute hatten neben Hab und Gut auch noch die Heimat verloren. Gerade in den Dörfern mit den überschaubaren Verhältnissen gelang die Integration besonders schnell. Die jungen Leute hatten es dabei leichter. Nach und nach kamen die Männer aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Das Leben in den Dörfern normalisierte sich wieder. Außer den Fuhrwerken gab es noch kaum Verkehrsmittel. Das Geld (Reichsmark) hatte keine Kaufkraft. Improvisation war gefragt. Vor diesem Hintergrund formierten sich die „Greawinkler“ neu. Diesmal waren auch die Kastenseconer mit dabei. Erster Zechmeister nach dem Krieg war der Raig Dori aus Adling. Kassier der Waschke Fred, damals noch in Schlacht zu Hause. Der Dori heiratete 1949 und der Fred übernahm das Amt des Zechmeisters, das er bis 1956 innehatte. Sein Nachfolger war Hans Straßmaier aus Adling.

Das Leben in der Zech knüpfte an dem an, was 1939 zwangsweise aufgegeben werden mußte. Es waren zum Teil noch die gleichen Leute. Mittelpunkt war immer noch der Wirt in Schlacht. Wie der Waschke Fred berichtet,

gab es jährlich zweimal eine „Zechmusi“ beim Wirt in Schlacht. Hinzu kamen Hochzeiten mit ihren obligatorischen Nachhochzeiten, den Hochzeitsbäumen und den Geschenkübergaben im Namen der Zech.

Der gemeinsame Banzen Bier und die Zechtänze anlässlich der gemeinsam besuchten Tanzveranstaltungen waren dagegen aus der Mode gekommen. Die Zeche hatte eben nur mehr ein Innenleben. Die sich rasch verändernden Verkehrsverhältnisse und der Umstand, daß immer mehr ihr Brot außerhalb von Dorf und Gemeinde verdienen mußten, brachten größere räumliche Zusammenhänge in das Leben der Menschen.

Sieht man sich in den Kassenbüchern der Zeche ab 1963 um, dann kann dennoch ein reges Zechenleben festgestellt werden. Veranstaltungen werden allerdings immer teurer. Um sie finanzieren zu können, braucht man mehr Publikum. Dafür ist der Schlachter Wirt zu klein. Die Tanzveranstaltungen werden deshalb zum Wirt nach Münster verlegt. Bis 1968 sind jährlich zwei Tanzveranstaltungen der „Greawinkler“ zu verzeichnen. In der Regel gibt es Überschüsse, so daß daraus eine Teilfinanzierung der Zeche gewährleistet ist. Von 1963 bis 1984 sind 44 Hochzeiten von Zechenmitgliedern aufgeschrieben. Allein damit gab es für die Verantwortlichen schon einiges zu tun. Ab 1979 organisierten die „Greawinkler“ regelmäßig Oktoberfestbesuche. Im Rahmen des Schlachter Feuerwehreffestes von 1979 veranstaltete die Zeche erstmals eine größere Tanzveranstaltung. Auch 1983 steht in Schlacht ein Festzelt. Mit einem Teil des Reinerlöses finanzieren die Burschen das neue Bronzekreuz auf der Schlachter Sankt-Martin-Kirche. Dieses Kreuz wurde vom Schlossermeister Anton Kleinmaier geschaffen, der zugleich Vorstand der Burschen ist.

Größerer Radius

Im Gegensatz zum früheren Wirkungskreis der „Greawinkler“, der sich auf die engere Heimat beschränkte,

kommen die heutigen Burschen aus einem größeren Gebiet. Sie besuchen andere Burschenvereine bei deren Veranstaltungen, beteiligen sich an Faschingsumzügen und machen teilweise auch mehrtägige Vereinsausflüge. Daß die Zeit eine andere ist, wird auch damit sichtbar, daß heute eine Bankverbindung und eine Haftpflichtversicherung selbstverständlich sind. Die Veranstaltungen, die „organisiert“ werden, sind nicht nur größer, mit entsprechendem Aufwand und Umsätzen, sondern haben auch andere Inhalte als früher. Es sind Wein- und Bierfeste und in den letzten Jahren auch Rockveranstaltungen.

Nun zurück zu den Organisatoren: Nachfolger von Hans Straßmair (1956 – 1964) im Amt des Zechmeisters sind Korbinian Sedlbauer und Anton Gruber. Die Zechversammlung von 1973 bestimmt Stefan Gerg zum Zechmeister. Sein Nachfolger wird 1979 Anton Kleinmaier. Er wird in den Aufzeichnungen schon Vorstand genannt. Warum? Der Begriff „Zeche“ könnte von Unwissenden mit „Sauferei“ in Verbindung gebracht worden sein. Um dies zu verhindern, geht man, mehr oder weniger unbewußt, auf die „Vereinsebene“. Nachfolger von Kleinmaier wird Josef Gruber. 1990 wird Franz Öttl aus Mattenhofen zum Vorstand gewählt.

Die Umwandlung der Zeche zum Burschenverein, die in den Achtzigerjahren ihren Anfang nimmt, ist heute längst vollzogen. Aber auch das Einzugsgebiet der „Greawinkler“, das nach dem Zweiten Weltkrieg lediglich um Kastensee erweitert wurde, ist ein größeres. Heute gibt es Mitglieder aus der gesamten Glonner Verwaltungsgemeinschaft und darüber hinaus. So wie viele Dorfwirte, so hat auch der Wirt in Schlacht längst aufgegeben. Damit ging die angestammte Herberge verloren. Heute trifft man sich beim Wirt in Kastensee. Nur der Name „Greawinkler“ ist geblieben.



DIE STEGMÜHLE

Der Name „Stegmühle“ hat in Glonn zwei Bedeutungen. Zum einen ist vom Anwesen, einer früheren Mühle, die Rede und zum anderen von der Genossenschaft, die Eigentümerin des Anwesens ist und heute noch mit der aus dem Jahre 1906 stammenden und von Baron Büsing erbauten Pumpanlage Wasser in den Zinneberger Weiher pumpt. Mit dem weitaus größeren Anteil der Wasserkraft aber wird Strom erzeugt.

Bis vor einigen Jahren wurden die historischen Pumpen ausschließlich dazu verwendet, die Trinkwasserversorgung aus eigener Quelle für rund 250 Haushalten zu gewährleisten. Die Wasserversorgung mußte allerdings 1994 von der Gemeinde übernommen werden, weil von den Behörden, mangels eines entsprechenden Wasserschutzgebietes, die Schließung der Quellanlage angedroht wurde. Die Stegmühle-Genossenschaft, mit ihrer Vorgängerin der Elektrizitätsgenossenschaft Frauenreuth, gibt es seit 1920. Sie ist ein Musterbeispiel für Selbsthilfe. Die nachstehende Betrachtung befaßt sich mit der Geschichte der Stegmühle, der Pumpanlage und der Wassergenossenschaft.

Das Mühlthal ist heute ein Ortsteil des Marktes Glonn. Wenn auch Mühlthal in den Annalen erstmals 1416 vorkommt, so ist es doch wesentlich älter. Hier sind die Quellen der Glonn und so kommt es nicht von ungefähr, daß sich hier vier Mühlen ansiedelten. Dem Lauf des Wassers nach: die Stein-, die Koth-, die Steg- und die Christlmühle. Letztere siedelte vor rund vier Jahrhunderten an ihrem heutigen Platz.

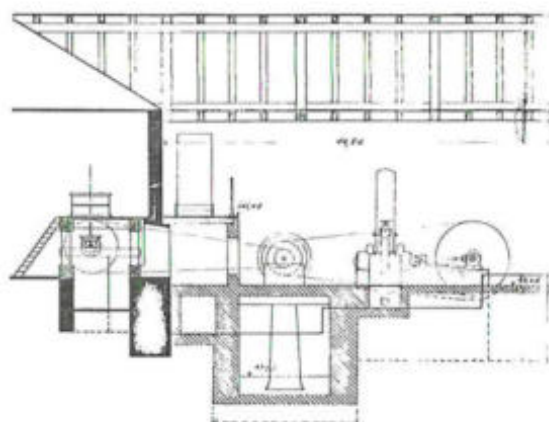
Die Stegmühle, die Mühle am Steg, wird 1517 erstmals in den Wolfratshausener Gerichtsliteralien genannt. Sie gehörte zur Grundherrschaft der Pienzenauer und zur Hauptmannschaft Glonn. 1547 beschwert sich der Stegmüller über den Ebersberger Untertanen Christof Müller (Christlmüller), weil dieser eine Sägemühle bauen wollte. 1554 ist der Stegmüller der Hofmark Wildenholzen niedergerichtlich unterstellt. So ist es auch noch 1671. Die Sägemühle, die 1547 dem Christlmüller versagt wurde, weswegen er vermutlich umsiedelte, möchte 1612 der Stegmüller nun selbst bauen, denn er führt deswegen Verhandlungen mit der Hofmark Wildenholzen. Der Einbau des ersten Sägegatters wird wohl in diese Zeit zu datieren sein. Die Stegmühle war wohl oder übel dem Schicksal der Pienzenauer ausgeliefert, die ihren Besitz an das Geschlecht der Fugger weitergaben. Diese veräußerten 1804 an die Arcos. Im Jahre 1848, dem Jahr der „Bauernbefreiung“, wurde die Grundherrschaft von staatswegen aufgehoben, wenn auch mit Ablösungen. Auch die niedere Gerichtsbarkeit ging von den Herren auf Zinneberg an den Landrichter in Ebersberg.

1848/1850 kann der Stegmüller Anton Dolt das Anwesen kaufen, auf dem er bisher nur das Nutzungseigentum hatte. Dieser hatte gut gewirtschaftet, denn der Grund-

buchbeschrieb von 1867 nennt keine Belastungen, außer einen „Gefällsbodenzins zur Wohltätigkeitsstiftung Wildenholzen“, ein Relikt aus der Pienzenauerzeit. Insgesamt gehörten damals 35,99 Tagwerk Grund zur Stegmühle und eine „reale Mühलगerechtsame“. An Gebäuden waren vorhanden ein Wohnhaus mit Stadel, nebst Mahlmühle, dann Sägemühle und Hofraum. Der heute noch stehende Gebäudekomplex dürfte um 1860 erbaut worden sein, denn die Brandversicherungssumme war 1867 mit 1500 Gulden vergleichsweise hoch.

Anton Dolt hatte nur einen illegitimen Sohn, Anton Gartmaier. Diesem übergab er 1869 das Anwesen. Der Übernehmer heiratete im gleichen Jahr die Wirtstochter Therese Obermaier aus Frauenreuth. Sie stirbt 1903 und so wird die einzige Tochter Therese Miteigentümerin. Therese hat das elterliche Anwesen nicht übernommen, sie geht ins Kloster und wirkt als Schwester Hilda in Cala, Südafrika.

Schnitt senkrecht zur Kanalaxe



München, d. 4. Jan. 1906
Dr. F. v. Thiersch
 Freiherrlich von Büsing-Orville'sche
 Güteradm. in Zinneberg.
Hilgel
Pienzenauer 1867

Planausschnitt von 1906 mit Unterschrift des berühmten Architekten Freiherr Dr. F. v. Thiersch

1903 war die Zeit des Barons von Zinneberg, des Freiherrn Adolf von Büsing-Orville, eines reichen Industriellen aus dem Norden, der 1898 das Schloß Zinneberg mit dem damaligen Grundbesitz von rund 1200 Tagwerk von den Scanzonis gekauft hatte. Büsing kaufte hinzu, was ihm unter die Finger kam. Und so auch 1903 das Stegmülleranwesen. Auf die teilweise sehr hängigen

Grundstücke wird er es nicht abgesehen haben, aber um so mehr auf die Wasserkraft und das gute Wasser.

Schon vor Scanzonis Zeiten, Dunkes schreibt 1868 schon von einem „Brunnenhaus“, wurde das für Zinneberg notwendige Wasser mittels einer Pumpstation, auch Wassermühle genannt, auf den Berg gebracht. Diese Station stand hinter dem heutigen Gasthaus „Zur Lanz“. Die erforderliche Wasserkraft konnte nur durch Rückstau der Glonn erreicht werden – und das beeinträchtigte die „Lohmühle“ des Lederers. So gab es ein, auch amtliches, ständiges Hin und Her. Unter Büsing wurde dann 1902 eine neue Pumpstation, vermutlich mit einem höheren Wirkungsgrad, geplant. Das nutzbare Wassergefälle war mit 0,65 Metern denkbar gering. Das Wasserrad sollte vier Meter Durchmesser haben und eineinhalb Meter breit sein. Die Anlage war für drei Liter pro Sekunde (Tagesleistung 260 Kubikmeter) und einer Förderhöhe von einhundert Metern konzipiert. Ob die Anlage dann tatsächlich so gebaut wurde, entzieht sich der Kenntnis. Das geförderte Wasser selbst mußte aus einer Quelle stammen, denn das der Glonn war an dieser Stelle, am Ortsausgang, nach Gerberei und Färberei, wohl nicht geeignet für die Herrschaft und die Brauerei auf Zinneberg. Mit dem Kauf der Stegmühle und noch mehr mit dem damit verbundenen Erwerb des Wasserrechts, war der Baron nicht mehr auf die wasserrechtlich so anfällige Pumpstation hinter der „Lanz“ angewiesen.

Ende 1905 wird nun die neue Wasserversorgungsanlage geplant. Nicht irgendeiner wird da beauftragt, sondern einer der Besten und sicher nicht der Billigste: Professor Doktor Friedrich von Thiersch. Er, der schon Opernhäuser gebaut hat und ein Meister der Stilrichtungen ist, europabekannt und bereist, geht jetzt in den Tiefbau? Sicher nicht. Es wird die gute „Verbindung“ mit dem Baron gewesen sein, die diesen Auftrag ermöglicht hat. Außer ein paar Besuchen auf Zinneberg, den gutachterlichen Blicken und ein paar Unterschriften des Herrn Professors, wird die Arbeit das „Bureau“ und die Studenten gemacht haben. Das schon mit der Maschine geschriebene und vom Herrn Professor höchstpersönlich unterzeichnete „Projekt“ vom 4. Januar 1906, wird in Ebersberg bereits am 9. Januar bearbeitet.

Wie schaut dieses Projekt nun aus? Durch eine Tieferlegung der Bachsohle, die allerdings eine Veränderung der 1865/66 neu erbauten Glonnbrücke notwendig machte, konnte ein nutzbares Gefälle von 4,10 Meter erreicht werden. Bei 350 Sekundenlitern brachte das ein Resultat von 15,88 Pferdestärken. „Von den vier bestehenden Gängen der Mahlmühle soll fortan nur ein Gang, und zwar nur zu Zeiten benützt werden, in welchem der Betrieb der Wasserleitung dies gestattet.“ So steht es in der Objektbeschreibung ans Bezirksamt. Das Ganze machte auch ein wasserrechtliches Verfahren – und zwar von der Kothmühle bis zur Waslmühle, notwendig. Dreißig verschiedene Grundstücke waren zu berücksichtigen. Außerdem

mußten die bestehenden, teils mit Widdern und teils freilaufend betriebenen Wasserleitungen zum Krankenhaus, nach Kastenseeon und zum Bahnhof tiefer gelegt werden. Die „Quellstube“, also die Quelfassung, wurde in das Hanggrundstück von Jakob und Maria Beham geplant. Von der Quelle bis zu den Pumpen (ca. 200 Meter) und von dort bis zur Reserve nach Zinneberg (gut zwei Kilometer) wurde alles in 150 Millimeter Eisenrohren verlegt. Die Pumpleistung wurde so ausgelegt, daß im Brandfall das gesamte von der Quelle kommende Wasser nach Zinneberg gepumpt werden konnte.

Das alte Wasserrad der Stegmühle wurde durch eine Turbine ersetzt, damit die nötige Kraft für die beiden liegenden Kolbenpumpen und der Mühle erreicht wurde. Das Wasser mußte über eine Höhe von gut 80 Metern gepumpt werden. Für den Normalfall reichte eine Pumpe aus, zumal in Zinneberg der unterschiedliche Tagesverbrauch über eine Reserve ausgeglichen wurde. Die zweite war für Not- und Ausfälle in Reserve. Die durch die Turbine bereitgestellte Kraft konnte also durch eine entsprechende Kombination von Pump- und Mahlleistung voll ausgeschöpft werden. Später, vermutlich bei Aufgabe der Müllerei, wurde mit der Anlage ein Generator gekoppelt. Es ist anzunehmen, daß die ursprünglich gefaßte Idee, bei Feuersbrunst die Löschwasserversorgung über das Wasserwerk direkt zu sichern, aufgegeben wurde. Ein Löschweiher wurde gebaut, der vom Überwasser der Reserve gespeist wurde. Damit war man bei diesem großen Gebäudekomplex weit schlagkräftiger. Zum anderen war der Baron ein großer Gartenfreund. Hier konnte er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Und so verdanken wir diesem Umstand den herrlichen Schloßweiher in Zinneberg. Die Wasserversorgungsanlage dürfte noch 1906 in Betrieb gegangen sein. Im wesentlichen arbeitet sie noch genauso wie damals.

Die Eigentümer der Stegmühle haben ein paar Mal gewechselt. 1928/29 wurde der gesamte Besitz Büsings zertrümmert. Die Stegmühle im Verbund mit Gut Hermannsdorf wurde von Ökonomierat Kuchler gekauft und ging 1937 an die Senkenbergs. 1953 konnte dann endlich, beabsichtigt war dies schon lange, die Elektrizitätsgenossenschaft Frauenreuth die Stegmühle kaufen.

Wie der Name Elektrizitätsgenossenschaft schon aussagt, hatte ursprünglich diese Genossenschaft mit der Wasserversorgung nichts zu tun. Sie wurde 1920 gegründet, „da die Not an Licht und Kraft in der Landwirtschaft zur Abhilfe zwingt“, so heißt es im Protokoll. Initiator war Johann Steinecker, Bauer aus Überlohn. Am 25. Januar 1920 traf man sich zur ersten Besprechung im „Obermaierischen Gasthaus“ in Frauenreuth. „Civilingenieur“ Johann Hallinger aus München nannte die Alternativen: Anschluß an die Überlandzentrale oder Selbstversorgung durch ein eigenes E-Werk. Die 32 Anwesenden entschieden sich für ein eigenes Werk, weil die Überlandzentrale

ihre Kupferleitungen für Kriegszwecke abgegeben hatte und durch „eiserne“ ersetzen mußte, die wegen der schlechteren Leitfähigkeit Störungen erwarten ließen.

Hallinger entwickelte dann auch gleich seine Vorschläge für das Werk: Unterhalb Spielberg sollte ein Stauweiher (Lauser Moos) und ein Kraftwerk gebaut werden. Ein zweiter, kleinerer Stauweiher, ebenfalls mit Kraftwerk, sollte hinter Reienthal entstehen. Zusammen konnten so 60-80 PS Dauerleistung bei einer Spitzenleistung von 200 PS erreicht werden. Diese Idee gefiel den Anwesenden und so wurde Hallinger mit den Plänen beauftragt. „Im kommenden Herbst könnte das Werk laufen“, so heißt es im Protokoll.

Bei der nächsten Versammlung am 1. Februar 1920, bei der es schon um Konkretes gehen sollte, war auch Direktor Hainz von Piusheim anwesend. Sein Vorschlag war, den Strombedarf über sein Werk Piusheim zu decken. Diese Anlage würde um 50 – 60 PS zu den bestehenden 30 PS erweitert. Außerdem würde er, wenn die Landwirtschaft im Herbst viel Kraft brauche, seine Mühle stilllegen. Diese Lösung war wesentlich billiger. Der anwesende Ingenieur Neumaier empfiehlt den „Anschluß“ und nennt Kosten von 7 bis 800.000 Mark. Die Kosten sollten auf die gut 5000 Tagwerk der Mitglieder verteilt werden – also rund 150 Mark je Tagwerk. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Am 3. Januar 1921 wurde dann die Genossenschaft eingetragen. Die insgesamt 542 Masten zeigen deutlich, welchen Umfang diese Anlage hatte, die Ende 1921 dann mit 975.000 Mark abgerechnet werden

konnte. Rund um Glonn war damit Strom in die Dörfer gekommen. Eine gewaltige Selbsthilfeleistung.

Rasch wurde eine „Dreschordnung“ aufgestellt, die die Engpässe ausgleichen sollte. Letztlich, wenn überhaupt, konnten diese aber nur durch dieselmotorbetriebene, zusätzliche Generatoren behoben werden. Die Mitgliederzahl und der Strombedarf stieg ständig. Auch Teile des Glonner Ortes wurden mitversorgt und so war man auf Zukauf angewiesen. 1952 beschloß man dann, nachdem mit steigenden Zukaufspreisen zu rechnen sei, zum Bau eines Werkes in Schnaitt bei Höhenrain. Die Rentabilitätsrechnung sah gut aus, aber ein Hochwasser während der Bauphase verteuerte die Anlage immens. Zusätzlich waren die Kosten für die Stegmühle aufzubringen. Hinzu kam, daß das Leitungsnetz erneuerungsbedürftig war.

Ab 1953 betrieb die Genossenschaft auch die Trinkwasserversorgung. Das Netz wurde ständig erweitert und das billige Wasser brachte der Genossenschaft das „gesunde Bein“. Eine Kostenvorschau, aber auch das Diktat der Gesetzgebung, wonach beim Zwischenhandel mit Strom keine Gewinne erzielt werden durften, brachte letztlich 1965 die Einsicht, das Stromnetz an die Isar-Amperwerke abzugeben. Das Werk Schnaitt konnte erst 1972 verkauft werden. Aus der einstigen E-Genossenschaft wurde eine reine Wassergenossenschaft und so wurde 1972 in „Wasserversorgung Stegmühle eG“ umfirmiert. Wie oben schon erwähnt, mußte 1994 die Wasserversorgung aufgegeben werden.



HAUS-, HOF- UND FAMILIENNAMEN

So manchen Fremden mag es schockieren, wenn sich Einheimische unterhalten und der Josef Maier plötzlich als „Huber Sepp“ bezeichnet wird, oder wie es im Falle meines Vaters Hans Obermaier war: bei seinen Bekannten war er der „Niedermoar Hans“. Dies alles ist zwar eine altbayerische Eigenheit, aber beileibe nicht eine Laune unseres Stammes, sondern eine Tradition, die einen praktischen, aber auch rechtlichen Hintergrund hat.

Die Wurzeln unserer Namen liegen im Keltischen und Germanischen. Durch das Christentum wurde zwar das Ganze überlagert, aber nicht beseitigt. Viele der heute gebräuchlichen Nachnamen haben christlichen Ursprung, sind also Namen von Heiligen, auch wenn dies nicht mehr erkennbar ist. So kommt zum Beispiel Weigl von Weigand, Veicht von David, Lutz von Ludwig und Klose ist die Kurzform von Nikolaus.

Ursprünglich gab es nur einen Namen, der nicht vererblich war. Im Laufe von Jahrhunderten vergrößerte sich die Bevölkerung und die Unterscheidungsmerkmale bezüglich einer Person mußten deutlicher werden. Dies führte zur allmählichen Einführung eines Familiennamens, eines vererblichen Namens. Diese Namen hatten dann ihren Ursprung in einem Vornamen, möglicherweise des Vaters, dem Wohnort oder der Herkunft, in persönlichen Eigenschaften, nach der Obrigkeit (die Leute des Grafen zu Kling waren die Klinger) oder auch sehr häufig nach ihrer Tätigkeit, also Namen aus dem Zunft- oder Agrarwesen.

Auf dem flachen Lande gab es natürlich viele Huber, Leute die eine Hube (halber Hof) bewirtschafteten, oder die Lechner, die auf einem Lehen saßen. Besonders häufig sind die Maier, die Verwalter, die je nach ihrer Lage oder auch nach anderen Eigenschaften vor den „Maier“ einen Zusatz erhielten. Eine besonders originelle Namensgebung finden wir in der Spendenliste für den Bau der Glonner Kirche von 1768. Eine Magd beim Wirt in Frauenreuth wurde in der Liste als Agathe „Weisnit“ aufgeführt. Sie hatte halt keinen Familiennamen oder sie wußte ihn nicht. Auf diese Weise hatte sie einen.

So wie die Familiennamen letztlich einen verwaltungstechnischen Ursprung hatten, so war es auch bei den Haus- oder Hofnamen. Hier ist zu vermerken, daß sich der Hofname nicht nur auf das Hofgebäude bezog, sondern auf den ganzen Grundbesitz. So wie die Familiennamen hatten auch die Hofnamen ursprünglich einen praktischen Bezug – zum Beispiel nach der Hofgröße, dem Familiennamen des Eigentümers oder den der Grundherrschaft, einem zum Hof gehörigen Gewerbe oder einen der Landschaft entsprechenden. Hofnamen konnten aber auch „mitgenommen“ werden, nämlich wenn einer ein Bauerntgut kaufte, so wie es der „Schwabi“-Sohn von Schlacht tat, als er in Steinhausen ein Gütl kaufte und dieses dann auch beim „Schwabi“ hieß.

Die verwaltungstechnische Ursache für einen Hofnamen

kommt mit dem Begriff „ewiger Hofname“ zum Ausdruck. Da die Bewirtschafter der Höfe (Untertanen) ausgewechselt werden konnten, beziehungsweise sich bei einer Eheheirat der Familienname des Bewirtschafters (Abgabepflichtigen) änderte, war der Hofname von großer Bedeutung. Man muß sich vorstellen, daß es in früherer Zeit keine Grundbücher, keine Plan- oder Hausnummern gab. Eine „Instruktion“ vom 01.02.1760 verlangt den „ewigen Hofnamen“, obwohl er schon einige hundert Jahre älter ist. Bei Anlage der Grundbücher (Ebersberg 1867) war ebenfalls der Hofname noch ein wichtiges Kennzeichen für ein Bauerntgut. Hofnamen waren in den Grundbüchern noch bis in unsere Zeit gebräuchlich.

*Ewiger Hofname bei 1762. Hofname
in Gold - " - " - " 168
Zinnbrunn 3 Hofname
Kleiner Hofname Hofname 24X
Hofname Hofname Hofname
Hofname Hofname Hofname
Hofname Hofname Hofname
Hofname Hofname Hofname*

Auszug aus der Spendenliste von 1768 für den Bau der Glonner Kirche. Agathe Weisnit gibt 11 Kreuzer.

Hofnamen werden häufig anders ausgesprochen, als sie geschrieben sind. So wird zum Beispiel für den „Bai“ Pauli geschrieben, für den „Doveicht“ David, und für den „Koal“ Konrad. Aber auch in der mundartlichen Aussprache gibt es wieder Unterschiede: Für den „Zehetmaier“ sagt man im nördlichen Landkreis „Zehmer“, im südlichen „Zechatmoar“, für den „Sedlmaier“, „Selmer“ und „Sedlmoar“. Eigenartigerweise gibt es den „Neumaier“ im nördlichen und im südlichen Landkreis als „Noimer“, wenn im Süden auch manchmal als „Neimoar“.

In alten Kirchenbüchern, die nach dem Tridentinischen Konzil von 1563 einzuführen waren, ist es oft nicht leicht, Personen eindeutig zu identifizieren, weil statt des Familiennamens genausogut der Hofname vorkommen konnte. Das weibliche Geschlecht war, noch bis in das 19. Jahrhundert mit dem Zusatz „in“ gekennzeichnet (bei Frau Maier schrieb man „Maierin“). Diese Übung ist im mundartlichen noch bis heute gebräuchlich und im slawischen Sprachraum sogar noch rechtens – Frau Gorbatschow wird mit Gorbatschowa bezeichnet.

Haus- und Hofnamen sind ein Bestandteil, nicht nur unserer bäuerlichen Kultur, sondern auch unserer Geschichte. Gott sei Dank werden sie in ländlichen Gegenden noch häufig gebraucht. Aber immer mehr junge Leute nennen nicht mehr die Hofnamen, sondern die Familiennamen. Eigentlich müßte man dem entgegensteuern und ich würde es für gut finden, wenn die bäuerliche Seite dafür etwas tun würde.

DIE GLONNER BRANNTWEINSCHÄNKEN

Die Diskussion um weitere Glonner Gastwirtschaften, die etwa um das Jahr 1857 einsetzt, nimmt immer wieder Bezug auf das Vorhandensein von „Branntweinschänken“. Johann Baptist Dunkes, von 1840 – 1868 Glonner Lehrer, nennt den Branntwein einen „verhängnisvollen Geist“, der aus Korn, Obst und Kartoffel erzeugt und in fünf Branntweinschänken ausgeschenkt wird, „in denen sich schon so mancher nebst stinkendem Atem ein zitterndes Siechthum, ja sogar den Säuerwahnsinn holte“.

Das Entstehen dieser Branntweinschänken bezieht Dunkes auf die Feier des Johanni-Festes (24.06. – Glonner Patrozinium). Er berichtet, daß es noch um 1760 „unter ungeheurem Zulauf von Nah und Fern auf eine große spektakelhafte Weise mittels großem Umzug im Dorfe gefeiert“ wurde. Das eine Wirtshaus konnte natürlich die zahlreichen Gäste nicht verköstigen. Damit aber die Gäste nicht hungrig und durstig nach Hause gehen mußten, durften neben dem Wirt weitere fünf Anwesen für die Bewirtung aufkommen. Eine der Schänken war im Norden des Ortes, eine im Süden und zwei im Osten, von wo vermutlich auch die meisten Gäste kamen. Das Schankrecht hatten diese Schänken von der Gutsherrschaft Zinneberg. Ein Bierausschank blieb freilich dem Wirt vorbehalten, der als guter Abnehmer sicher seinen Einfluß auf Zinneberg ausübte. Das Schankrecht für den Branntwein war für Zinneberg eine lohnende Einnahme und so wurden halt im Laufe der Zeit die Branntweinschänken zu Dauereinrichtungen.

Die Branntweinschänke in der Ortsmitte war dem Krämer zum „Steinberger“ vorbehalten. Möglicherweise ist dies die älteste in Glonn, denn sie besteht mindestens seit dem 19. April 1651. Festgehalten ist dies in einer Urkunde des Landgerichtsverwalters Jakob Maßner, der 1681 den Verkauf des Anwesens durch Wolf Aumiller an Kaspar Däschl, Schneider in Falkenberg, verbrieft und im Vertrag das Recht zum Verkauf von „Prantlwein“ von 1651 erwähnt.

Das Anwesen wird dann hintereinander Besitz von Schillinger, Hermann, Schlickerrieder und Kirchberger, bevor es 1821 an Alois Obermaier geht. Es ist heute noch im Eigentum der Familie Obermaier-Kellner. 1857 wird der Sohn von Alois Eigentümer. Er muß das Branntweinrecht erneut nachweisen und schickt eine Kopie des Vertrages von 1681 an das Landgericht. Aber auch die Gemeinde Glonn bestätigt das Recht und führt als Zeugen drei rund 80-jährige Männer an, dies ist der Rimpl von Mattenhofen, der Riedl von Adling und der Christoph von Reinstorf. Alle drei bestätigen, daß der Steinberger den Branntweinausschank seit „undenklichen Zeiten“ betreibt. Die alten Männer wissen auch, daß die Steinberger'sche Branntweinschänke wegen des besseren Platzes den besseren Zulauf hatte. Der Bezirksamtmannt stellt in seiner Antwort fest, daß beim Steinberger das Branntwein- und das Krämerrecht so miteinander verbunden seien, daß

Branntwein nur an stehende Gäste ausgeschenkt werden dürfe. Dieser Branntweinausschank dürfte seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht mehr bestehen.

Die Branntweinschänke im Norden war die des „Kramerschusters“ (Hausnr. 34), heute Beham Rudi. Um 1768 hieß der Besitzer Faltermayr, später Angerer und seit 1892 Beham. Wie alt hier das Branntweinschankrecht ist, konnte noch nicht ermittelt werden. Es kann aber durchaus auch aus dem 17. Jahrhundert stammen. Jedenfalls wurde es um 1825 und 1850 bestätigt. Der Besitzer von Haus Nr. 34, Josef Angerer, kauft 1858 das Zimmermeisteranwesen Haus Nummer 25 (heute Bücher Kreutzer) am Marktplatz und nimmt das Branntweinschankrecht und die Krämerei mit, wohl wegen des besseren Platzes. Auch im Zimmermeisteranwesen hat der Schnapsausschank den Ersten Weltkrieg nicht überlebt.

Im Glonner Süden betrieb der „Utzkrämer“, heute Feldkirchner Hof, den Branntweinausschank. Auch dieses Recht wird wohl ins 17. Jahrhundert zurückgehen. Ein Brief von 1806, der den „Utzkrämer“ Weigl betrifft, sagt uns, daß Weigl Obst und Schlehen abbrennt. Er muß dafür jährlich eineinhalb Gulden zahlen. 1875 beantragt der „Utzkrämer“, der sich inzwischen Hallmannseder und



Das alte „Gasthaus von August Lanzemberger“, ca. 1898. An seiner Stelle steht heute das Restaurant „zur Lanz“ an der Prof.-Lebsche-Straße.

Huber geschrieben hat und jetzt Gruber heißt, eine Gastwirtschaft. Gruber erwähnt im Gesuch sein Branntweinrecht, das aus dem letzten Jahrhundert stamme und gibt an, daß er für die Wirtschaft den Raum zur Verfügung habe, in dem Schnaps ausgeschenkt werde. Die Genehmigung wird erteilt. Das Branntweinrecht wird damit aufgegangen sein.

Von den zwei Branntweinschänken im Osten des Ortes befand sich eine im „Schabmaierhaus“. Heute ist dies der Gasthof „zur Lanz“. Das Recht datiert vom 05.05.1823, ist aber vermutlich ebenfalls älter, und wird im Gewerbesteuerkathaster von 1858 als bestehend aufgeführt. 1862 wird vom Eigentümer dieses Hauses, Johann Mülhleh-

ner, der 1855 die „Branntweinerstochter“ Anna Schabmaier heiratete, eine Gastwirtschaft eingerichtet. 1873 kaufen die Lanzenbergers, bisher Wirtsleute in Hohenthann, die Lanz und geben 1886 das Branntweinrecht auf.

Die fünfte Glonner Branntweinschänke befand sich im „Färberhaus“, heute Maier Peter, ebenfalls am östlichen Ortsausgang. Laut Gewerbesteuerkathaster von 1827

wurde das Recht vom damaligen Besitzer am 29.05.1681 erworben. Es könnte damals schon bestehend gewesen und so alt wie das vom Steinberger sein. Die Färber schrieben sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts Gartmaier. 1822 heiratet der Färberssohn Donatus Daxenberger aus Altenmarkt ein. Die Familie Daxenberger verkaufte 1907 an Baron Büsing. Mit diesem Jahr wird das Branntweinschankrecht wohl erloschen sein.

GESCHICHTE DER GLONNER PFARRBIBLIOTHEK UND DES PFARRSTADELS

Das Buch als Medium der Wissensspeicherung, der Wissensvermittlung, aber auch der Unterhaltung hat über Jahrtausende hinweg eine wesentliche Rolle gespielt. „Wer schreibt, der bleibt“ ist nicht nur ein geflügeltes Wort; dieser Grundsatz hat sich in der Weltgeschichte und in den Weltkulturen als einer der wichtigsten erwiesen. Nur jene Kulturen, die sich einer Schrift bedient haben, sind uns heute noch geläufig – sie haben sich erhalten.

Ein Buch zu haben, beziehungsweise die Möglichkeit, eines lesen zu können, war Jahrtausende nur einer gewissen Oberschicht vorbehalten. Erst die letzten paar Jahrhunderte brachten auch den unteren Volksschichten das Buch. War es zunächst im wesentlichen religiöse Literatur, die gelesen wurde, eines steht fest, die Kirche hat hier Pionierarbeit geleistet.

Welch hohen Wert die Katholische Kirche heute noch, in einer Zeit, in der das geschriebene Wort durch andere Medien an den Rand gedrängt scheint, dem Buch beimißt, zeigt sie in vielfacher Weise und immer wieder durch die Pflege und Neuerrichtung von Bibliotheken. So ist es auch in Glonn.

Wann im Glonner Bereich die erste Bibliothek entstanden ist, kann niemand sagen. Die Herren auf Zinneberg, die jeweiligen Pfarrherren zu Glonn, aber auch die wohlhabenden Glonner haben schon seit langer Zeit Bücher in ihren Regalen. Im Archiv des Glonner Kirchenchores finden wir zum Beispiel einiges aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Glonn darf sich auch rühmen, daß hier nicht nur gelesen, sondern auch geschrieben wurde. Denken wir nur an Lena Christ, an Wolfgang, Bernhard und Karl Koller.

Dagegen liegt über die Entstehung der ersten Glonner öffentlichen Bibliothek, damals auch „Volksbibliothek“ genannt, ein Bericht vor. Initiatoren waren der Glonner Dekan Schrall und die „Sternschwestern“ von der klösterlichen Mädchenschule in Glonn. Es war im Frühjahr 1923, also in einer Zeit größter Not. Um so erfinderischer mußten die Glonner Klosterfrauen, an ihrer Spitze Oberin Elektra Schilling, sein. Die Volksbibliothek sollte ja aus Spenden entstehen. Eine Sammlung, die Geldspenden erbrin-

gen sollte, hatte in einer Zeit mit enormer Geldentwertung wenig Wert. Dies mußte im besonderen Dekan Schrall erfahren, der für dieses Vorhaben jahrelang Geld gesammelt hatte. Und so wurde nun nicht mehr um Bargeld für die neue Bibliothek gebeten, sondern die wackeren Klosterfrauen ließen sich Bäume schenken. Aus einem Teil des Holzes wurde ein Schrank gefertigt und der Rest wurde verkauft. Der Kubikmeter zu 300.000 Mark. Damit konnten Bücher gekauft werden. Zusammen mit den geschenkten erreichte dann die Bücherei bereits im Gründungsjahr die stattliche Zahl von vierhundert Büchern. Im Bericht von 1923 wird „von der nie versiegenden Opferwilligkeit der Glonner“ geschrieben. Was mit diesen Baumspenden erreicht wurde, gereicht den Spendern heute noch zur Ehre und so seien die „Baumspender“ von damals genannt: Freiherr von Büsing-Orville, Auer und Rauth von Frauenreuth, Obermair und Spettberger von Hafelsberg, Esterl von Reisenenthal, Loidl von Spielberg, Sigl von Reinstorf, Abinger von Kreuz, Winhart von Ursprung und Daxner von Adling.

Im April 1923 war es dann soweit. Es wurde bekanntgegeben, daß Bücher ausgeliehen werden können. In der „Hochphase“ der Inflationszeit stieg die Leihgebühr dann bis auf zehn Milliarden Mark. Daß die Bibliothek bei den Sternschwestern in guten Händen war, erwies sich zusehends. Sie haben in mühevoller Kleinarbeit den Buchbestand verwaltet und ausgebaut. 1926 kann bereits ein Buchbestand von 670 Büchern festgestellt werden und die Zahl der Ausleihungen belief sich auf 1657. Bis 1937 durften die Schwestern in Schule und Bibliothek ihres segensreichen Amtes walten. Der „neue Geist“ der sicher schon ab 1933 herrschte und der die Kreuze aus den Klassenzimmern entfernen ließ, vertrieb sie von der Schule und damit auch von der Bibliothek.

Aber auch die neuen Herren bedienten sich der Bibliothek. Für sie war sie sogar wichtig, um eben das neue Gedankengut an die Masse zu bringen. Vorher hatten die neuen Herrn Bibliothekare allerdings das „undeutsche“ und damit das unbrauchbare ausgemistet, um es durch „nationaleres“ zu ersetzen. Daß in Glonn bereits seit 1923 eine Volksbibliothek bestand, paßte nicht so recht zum Zeitgeist und so berichtete der „Ebersberger Anzeiger“

1938 von einer neu eingerichteten Volksbücherei, die sich „immer größerer Beliebtheit“ erfreut.

Der Krieg war nun zu Ende. Bereits 1946 genehmigte die Militärregierung die Wiedereröffnung. Nun hieß sie Pfarrbücherei – war aber noch immer im Parterre der Mädchenschule untergebracht. Nach und nach füllten sich die Regale wieder. 1964 belief sich der Buchbestand dann auf 1100 Bände. Der Raum in der Klosterschule wurde zu klein und so kam die Bücherei ins Glonner Rathaus. Die ehemalige Registratur wurde zur Bücherei eingerichtet. Die Kosten beliefen sich auf 7.000 Mark, wovon die eine Hälfte vom Sankt Michaelsbund kam und die andere von Clara Lebsche gestiftet wurde. Ein Zeitungsbericht von damals meldete, daß an den ersten beiden Tagen bereits 188 Bücher ausgegeben wurden.

Das Jahr 1967 brachte einen weiteren Meilenstein für die Glonner Pfarrbücherei. Pfarrer Loithaler plante im neu erbauten Pfarrheim auch die Bücherei mit ein. Und so war wieder ein Umzug fällig. 1973 bekam dann die Pfarrbücherei den Status einer öffentlichen Bücherei. Pfarrei und Gemeinde teilen sich nun die Kosten. Die finanzielle Ausstattung ist nun besser. Die Zahl der Bücher und der Leser steigt weiter. 1974 war der Bestand 2375 Bände bei rund 4400 Ausleihungen im Jahr. Ende der 70er Jahre erhielt die Bücherei einen weiteren Raum. Es ging ständig aufwärts. Ende 1988 waren es dann 8.688 Bände und 482 Kassetten bei 16.100 Jahresausleihungen. Daß es bei diesem Erfolg schon geraume Zeit zu eng ist, versteht sich von selbst.

Diesmal war es Dekan Schneider, der die Initiative ergriff: Die neue Bibliothek wird nun im Untergeschoß des Pfarrstadels untergebracht. Innen völlig ausgehöhlt und für die Zwecke der Bücherei neu eingeteilt und ausgebaut, mußte das äußere Gesicht, insbesondere der Bundesbau, erhalten bleiben, denn der Pfarrstadel ist eines der denkmalgeschützten Gebäude Glonns. Der Pfarrstadel war das Ökonomiegebäude des Pfarrhofes, also der Hof der Pfarrei, des sogenannten Pfarrwiddums. Erbaut wurde er 1842 mit dem Pfarrhof. An die 9000 Gulden hat das Ganze gekostet.

Der alte Pfarrhof stand ungefähr zwanzig Meter nördlich der Sakristei. Es folgten in Richtung Norden erst der Hofraum und dann die Ökonomiegebäude, die sich bis fast zur heutigen Wolfgang-Wagner-Straße erstreckten. Das Pfarrhaus selbst wird in alten Unterlagen immer wieder als baufällig dargestellt. Der Glonner Chronist Pfarrer Niedermair schreibt: „Erst dem energischen Pfarrer Vordermayer gelang es, den Pfarrhof neu zu bauen“. Dieser war von 1841 bis 1852 Pfarrer in Glonn. Das alte Pfarrhaus kaufte der Postwirt Josef Wagner. Ein Teilgrundstück von 8 Dezimalen (273 qm) kaufte der Nachbar und „Krämer zum Steinberger“ Alois Obermaier zur Erweiterung seines Ökonomiegebäudes und Hofraumes, so steht es in einem alten Vertrag. Den Erlös von 12 Gulden mußte Pfar-

rer Vordermayer, laut Auflage des Landgerichtes in Ebersberg, zum „Brückenbau über den Glonner Mühlbach“ (bei Christlmühle) verwenden. Vermutlich war dies die erste Brücke, denn im Plan von 1812 gab es noch keine. Die restlichen 76 Dezimalen des alten Pfarrhofgrundstückes tauschte der Pfarrer gegen ein Grundstück des Posthalters Wagner mit 131 Dezimalen am „Sattlerberg“, allerdings mit schlechterer Bonität. Gegenüber seinen „höheren Behörden“ argumentierte der Pfarrer, daß er mit diesem Tausch, den durch den Pfarrhofbau verlorengegangenen Grund wieder gewinne.

Die Ökonomie des Pfarrhofes umfaßte eine Landwirtschaft von gut 60 Tagwerk. Für damalige Verhältnisse eines der größeren Anwesen in Glonn. Diese Hofgröße muß schon lange so bestanden haben, denn das 1842 erbaute Ökonomiegebäude nimmt in etwa die Grundfläche seines Vorgängers ein. Das Baugrundstück war bis dahin, mit Ausnahme vermutlich eines Backofens an der heutigen Wolfgang-Wagner-Straße, nicht bebaut. Das Pfarrgrundstück umfaßte auch das heutige Landthalerareal.

Der neue Pfarrhof und das dazugehörige Ökonomiegebäude wurden größtenteils aus Tuffstein aus den pfarrhofeigenen Tuffsteinbrüchen gebaut. Zimmermeister Niederhofer von Haidhausen hat den Plan entworfen. Die Zimmermannsarbeiten hat der Zimmermeister Michael Beham aus Glonn übernommen. Der Pfarrstadel mußte bereits 1849, also gut 6 Jahre nach seinem Bau, eine „Großreparatur“ über sich ergehen lassen. Die von der damaligen Baubehörde verordnete Weißdecke über dem Kuh- und Pferdestall war wegen des „Dampfes“ morsch geworden. Pfarrer Vordermayer schrieb an die Behörde, „daß ihm alle 6 Jahre eine neue Decke nicht zuzumuten sei“. Er verlangte eine Zuschuß von 150 Gulden. Das Angebot des Maurermeisters Sarreiter aus Ebersberg belief sich dagegen auf 487 Gulden und 38 Kreuzer. Das „böhmische“ Gewölbe, Teile davon gibt es heute noch als Freisitz, wurde eingebaut.

Während der Pfarrhof heute noch (außen im wesentlichen unverändert) seinen Dienst tut, wird der Pfarrstadel, mit Kuh- und Pferdestall, Durchfahrt und „Heuobern“, seit vielen Jahren nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. So barg er bis zum Ende der Sechzigerjahre den Kindergarten, Jugend- und Probenräume für den Kirchenchor. Bedingt durch den Bau des Pfarrheimes 1967/68 wurde von Osten her ein Drittel seiner Länge abgetragen. Dies betraf im wesentlichen den früheren Stall mit dem „böhmischen“ Gewölbe. Bis zum Umbau zur Bibliothek ist der Pfarrstadel im wesentlichen nur mehr Lagerraum und Garage.

Mit dem Umbau zur Bibliothek wurde der Pfarrstadel auch von Grund auf saniert und renoviert. Zugleich mußte der Zugangsbereich mit ein paar Parkplätzen von der Kindergartenstraße her neu geschaffen und gestaltet werden.

Neben dem Eingangsbereich mit den Sanitärräumen wurde ein ansprechender Bibliotheksraum mit 190 Quadratmetern geschaffen, der nach modernsten Gesichtspunkten gestaltet und eingerichtet ist. Neben Leseecken gibt es auch einen separaten Kinderbereich. Wo man hinschaut, kann man feststellen, daß der alten Bausubstanz Rechnung getragen wurde. Der Raum im Obergeschoß wurde als Lagerraum freigehalten und kann als Raumreserve gesehen werden. Man muß schon sagen: Eine großartige Leistung, die hier unter Federführung von Ordinariatsrat Horn und dem Architekturbüro Rother-Schacherl gelungen ist.

Für Dekan Schneider war aber nicht nur die „technische“ Frage zu lösen, sondern auch die „finanzielle“. Von Anfang an standen bereits Baukosten von über einer Million im Raum. 1,3 Millionen wurden es dann. Den Löwenanteil trägt das Ordinariat. 200.000 kommen von der Marktgemeinde Glonn, 130.000 von der Pfarrei, 93.000 vom Sankt-Michaelsbund, 81.000 vom Landkreis und 30.000 von der Denkmalpflege.

Was wäre aber die Glonner Pfarrbibliothek über all die Jahre gewesen ohne die fleißigen Helfer, die bis heute ehrenamtlich und unentgeltlich den Büchereidienst versehen. In der Mädchenschule waren es die Sternschwestern. Hier sind besonders die Schwestern Richarda, Salesia und Ferdinanda zu nennen. Die beiden letzteren waren noch in der Rathausbibliothek tätig. Ihnen zur Seite stand Anna Held, die 1939 als Haushälterin des Geistlichen Rates Dr. Heinrich Held nach Glonn übersiedelte. Dr. Held war Erzbischöflicher Archivar und Bibliothekar. Nach dessen Tod 1953 arbeitete Anna Held in der Stadtbibliothek in München und brachte natürlich von daher für die Glonner Bibliotheksarbeit das nötige Rüstzeug mit. Ab Mitte der 60er Jahre war sie dann für die Glonner Bibliothek federführend. Nun 75 Jahre alt, übergab sie 1974 die Leitung der Bibliothek an Katharina Faßrainer, die dann bis 1984 ebenfalls mit großem Fleiß und Geschick die Bücherei leitete. Von 1984 bis 1995 trug Elenore Zeltner die Verantwortung. Ihre Nachfolgerin ist Monika Faßrainer. Wie schon immer, stehen auch ihr viele Helfer zur Seite.



BEITRÄGE ZUR SCHULGESCHICHTE GLONNS BIS 1814

DIE GLONNER SCHULE IN DEN ERSTEN JAHRHUNDERTEN

Nach unserem heutigen Verständnis wird die Schule als Einrichtung gesehen, oft bis ins letzte organisiert, beaufsichtigt und befohlen. Im ersten Jahrtausend des bayerischen Schulwesens war dies anders, der Schulbesuch war freiwillig und häufig auch kostenpflichtig.

Die Entwicklung des bayerischen Schulwesens

Wer nach der Entstehung eines örtlichen Schulwesens fragt, muß natürlich die Entstehung des bayerischen Schulwesens im allgemeinen mit einbeziehen. Und so müssen wir zurückgreifen zum Beginn des Mittelalters, also in jene Zeit, in der das Christentum in unser Land kam. Die ersten Missionare waren es nämlich, die über ihre Klöster Schulen anboten; nicht nur für „Interne“, also für den Klostersnachwuchs, sondern auch für „Externe“, soweit es natürlich keine räumlichen Probleme gab. Der Benediktinerorden leistete hier Pionierdienste. Auch der bayerische Staat wertet Schulen als wichtige Einrichtung und so entstand schon unter Herzog Tassilo III. im Jahr 770 oder 772 anlässlich der Synode (Landtag) in Neuching (L.K. Erding) das erste deutsche Schulgesetz.

Neben der Klosterschule entwickelte sich die „Pfarrschule“ als der Schultyp des Landes; letztlich zu Lasten der Klosterschulen. Die Zeit der Hunneneinfälle (10. JH.) beeinträchtigte natürlich auch das Schulwesen. Neue Höhepunkte gab es dann in der Zeit der Kreuzzüge (12. JH.), denn durch diese Öffnung nach außen, war auch Bildung gefragt. Anfang des 13. Jahrhunderts bildete sich durch Franz von Assisi ein neuer Mönchtypus. Der Lebensunterhalt dieser Mönche war nicht durch die Wirtschaft eines Klosters getragen, sondern durch Almosen. Diese Bettelmönche mußten daher Wandermönche sein. Unter anderem war ihre stiftungsmäßige Aufgabe die Unterrichtung der Fächer Religion, Lesen und Schreiben. So wurde auch dort, wo es keine Schule gab, Einzel- oder Gruppenunterricht gegeben. Die, auch in unserem Raum nachgewiesenen, Eremitenschulen dürften so angefangen haben.

Die Pfarr-, Mesner-, Stadt- oder Landschulen waren die vorherrschenden Schulen des Hoch- und Spätmittelalters. War es dem Pfarrer nicht möglich, den Unterricht selbst zu halten, so delegierte er diese Aufgabe seinem Mesner oder Kantor. Diese Berufskombination hat sich bis in unser Jahrhundert erhalten, wenn auch mit umgekehrter Aufgabenstellung: Noch 1866 waren bei rund 8000 Schulen in Bayern rund 60% zum Mesnerdienst verpflichtet.

Die Reformation wirkte sich auf das Schulgeschehen zunächst nachteilig aus, obwohl Martin Luther ein großer Förderer der Schulen war. Aber die „Glaubenskriege“ vor Ort forderten die Kräfte eben zum Nachteil des Schulbetriebes. Bislang waren Schulen eine Angelegenheit der Kirche. Durch Luther kam als Schulträger auch der Staat hinzu. Und so gibt es im 16. Jahrhundert einige

„Schulordnungen“ staatlicherseits. Unter anderem die von 1558/59 (Herzog Albrecht V.), die durch eine staatlich-kirchliche Kommission die Visitation der Schulen anordnete und der wir heute die erste Erwähnung von vielen Schulen verdanken. Nicht beaufsichtigte Schulen nannte man „Winkelschulen“. Mit Mandat von 1619 wurde die Schulaufsicht vorort an „Lokalschulinspektionen“ übertragen. Die Ausführenden waren Pfarrer und Beamte. Auch die „Rentmeister“ hatten bei ihren Umritten die Schulen zu visitieren.

Der Dreißigjährige Krieg brachte wieder eine Zerrüttung des Schulwesens. Allmählich bildete sich in dieser Zeit eine Unterscheidung von Elementar- und Mittelschule heraus. Die Schul- und Zuchtordnung von 1659 hatte bis 1770 Gültigkeit. Eine neue Schulordnung gab es dann 1770 durch den Tegernseer Mönch Heinrich Braun. Pater Brauns Reform stellte das gesamte Schulwesen auf eine neue Basis. Die Methodik des Unterrichts, die Einteilung in Klassen, die Verwendung von Schulbüchern für Lehrer und Schüler, die Schulfinanzen und vieles mehr waren betroffen. Lediglich die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht konnte Braun nicht durchsetzen. Braun gilt als der geistige Vater der öffentlichen Volksschule in Bayern.

Die Braun'sche Reform berücksichtigte auch den Stand des Lehrers. Eine Prüfung war nun die Voraussetzung für eine Anstellung. Das Einkommen der Lehrerschaft wurde sicherer gestaltet. Aber auch das Ansehen eines Lehrers sollte gehoben werden, denn der Lehrer gehört bis dato zur Unterschicht. Ein Beispiel zeigt dies: In einer Vorschrift vom 31. Oktober 1800 heißt es: „Schullehrer dürfen weder mit Stocksitzen noch sonst mit einer öffentlichen Strafe belegt werden“.

Die Dorf- und Landschule bestand aus drei Klassen. In der ersten wurde Lesen, Schreiben, Religion und Zählen gelehrt; in der zweiten Schönschreiben, Katechismus, Naturgeschichte, Maße, Gewichte, Kalender und in der dritten ging es um Rechtschreiben, Aufsätze, Briefe, Landwirtschaft und um die Anfänge der Meßkunde. So waren jedenfalls Brauns Vorstellungen. Eine allgemeingültige Durchsetzung ließ sicher Jahre auf sich warten. Schulbesuch gab es vom siebten bis zum zwölften Lebensjahr; allerdings auf freiwilliger Basis und gegen Schulgeld.

Mit der Braun'schen Schulreform hatte Bayern ein mustergültiges Schulwesen. Der Schriftsteller und Historiker Lorenz von Westenrieder schreibt 1790 über die bayerischen Schulverhältnisse, daß sie nirgends in Deutschland ordentlicher und vollkommener seien. Bayern habe die wenigsten Analphabeten.

Bis zur Einführung der allgemeinen Schulpflicht mit Verordnung vom 23. Dezember 1802, welche die Schulpflicht

vom sechsten bis zum vollendeten zwölften Lebensjahr vorschrieb, die Entrichtung des Schulgeldes regelte und die Entlassung aus der Schule von einer öffentlichen Prüfung abhängig machte, gab es noch viele Verordnungen und Vorschriften bezüglich des Schulwesens. Die beginnende „Aufklärung“ wird hierzu auch viele Anlässe gegeben haben. Aber auch in den Jahrzehnten nach 1802 gab es eine Fülle von Verordnungen, die eben das neue Schulwesen laufend verbesserten.

Die Anfänge der Glonner Schule

Nach dem Standardwerk „Altbayerische Volkserziehung und Volksschule“ von Dr. Heinrich Held, der übrigens von 1939 bis 1953 in Glonn seinen Ruhestand verbrachte und hier begraben liegt, hat Glonn eine der ältesten Schulen im Landkreis. Lediglich die Schule von Ebersberg und die von Markt Schwaben, erstmals erwähnt im Jahre 1000 bzw. 1490, wurden vor 1560 genannt, dem Jahr der erstmaligen Schulvisitation. Neben der Glonner Schule sind 1560 noch die Schulen in Grafing, Aßling und die von Moosach/Altenburg erwähnt. Alle anderen Schulen im Landkreis sind späteren Datums.

Über die Glonner Schule heißt es im Visitationsprotokoll von 1560: „Hat diser khain schuel, Ist in bei weilen ainer von der gemain und Kindern erhalten worden. – Hatt seiheer oft ainen Schuelmaister ghabt aber nit lange ist von der gmain vnd khindern erhalten worden hat aber diser Zeit khaine.“ Dieser Text sagt aus, daß Glonn zum Visitationszeitpunkt keinen Lehrer hatte. Es gab aber in Glonn schon oft Lehrer, die von der Gemeinde und den Kindern unterhalten wurden, allerdings nie lange. Ein Schulhaus war mit Sicherheit nicht vorhanden. Diese Situation ist für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich. Der häufige Lehrerwechsel wird wohl mit der Existenzfrage der damaligen Lehrer im Zusammenhang stehen, obwohl die Größe der Pfarrei (incl. Baiern) 1560 mit rund 800 „Kommunikanten“ angegeben ist. Schulbesuch war eben was außergewöhnliches.



Das Glonner Schulhaus, in dem die Schüler von 1813 bis 1838 unterrichtet wurden. Es war ganz aus Tuffstein erbaut und hatte Platz für 100 Kinder. Das Gebäude stand an der Ecke Prof.-Lebsche-/Wolfgang-Wagner-Straße, wo heute das Textilhaus Obermaier steht.

Ein nächstes Dokument über eine Glonner Schule finden wir im Glonner Sterberegister. Hier heißt es, daß der „Cantor et Ludimagister“ (Organist und Lehrer) Balthasar Kazmair am 23.03.1642 verstorben ist. Vor seiner Glonner Zeit war Kazmair Richter (Iudex) in Märckhtl (wohl Markt a. Inn).

Sozusagen ein „warmer Regen“ ist für die Glonner Schule die Schenkung der Glonner Wirtin Magdalena Zächerlin. Durch Testament vom 12.02.1648 (vermutlich war dies der Tag der Testamentseröffnung, denn sie starb bereits am 03.02.1648) übertrug sie ihr Drittel am Zehent von vier Münsterer Anwesen dem jeweiligen Lehrer oder Organisten in Glonn. Damit ist ein Basiseinkommen für einen Glonner Lehrer auf über 150 Jahre gesichert, denn dieser Zehent ist noch im Jahre 1803 Teil des Lehrereinkommens. Die Höhe des jährlichen Zehentertrages war vom jeweiligen landwirtschaftlichen Ertrag abhängig. Für das Jahr 1803 sind aus dem Zehent 40 Gulden veranschlagt. Diese Schenkung könnte der Dank dafür sein, daß Magdalena Zächerlin und ihr Ehemann 1636 dem Pesttod entkommen sind. Von diesem Ereignis berichtet uns Pfarrer Schmalzmair.

Es ist anzunehmen, daß ab dieser Schenkung (möglicherweise gab die Wirtin auch schon zu ihren Lebzeiten diesen Drittelzehent der Schule) die Glonner Schulstelle ständig besetzt ist. Die Liste der Lehrer ist allerdings erst ab 1766 lückenlos. Leider sind über die früheren Glonner Lehrer die Aufzeichnungen sehr dürftig.

Ein großer Förderer des Glonner Schulwesens dürfte Pfarrer Franz Kaltner gewesen sein. Der gebürtige Wasserburger (*1721), Sohn eines Metzgers, kam aus ärmlichen Verhältnissen und wurde von seinem Onkel Abt Nonnosus Moser als Schüler ins Kloster Attl aufgenommen. 1745 wurde er zum Priester geweiht. Seine Vorliebe galt der Musik. Und so war er ab 1750 am Dom zu Freising, später Domkapellmeister. Er hinterließ uns beachtliche Kompositionen, die noch heute aufgeführt werden. 1758 ging er wieder zurück in die Seelsorge und wurde Pfarrer in Glonn. Lehrer Knöpferl, den er 1766 „examiniert“ und als Schullehrer, Cantor und Organist eingestellt hatte, bezeichnet ihn als „berühmten und sehr guten und trefflichen Musicus“.

Pfarrer Kaltner starb aber bereits 1766. Lehrer Knöpferl diente insgesamt unter vier Pfarrern (Kaltner, Hackl, Doll und Frank) der Glonner Kirche und Schule. Die Schulinspektion hatte in der Regel der jeweilige Pfarrer (z.B. 1793 Pfarrer Frank). 1795 starb Lehrer Knöpferl (siehe Kapitel Glonner Lehrer). Ihm steht vermutlich das Verdienst zu, daß sich auch in Glonn die Braun'sche Schulreform durchsetzte.

Das Schulwesen geht von der kirchlichen immer mehr in die staatliche Hand über. Verordnung um Verordnung soll

auch das Schulwesen auf dem Lande reformieren. Es geht nur zögernd voran, denn das Schulgeld ist eine zusätzliche Ausgabe und Brot ist wichtiger. Die einfache Bevölkerung kann aber auch häufig noch nicht einsehen, warum Bildung überhaupt notwendig sein soll. Der einfache Mensch denkt vermutlich noch in den Formen der Leibeigenschaft, die ihn über tausend Jahre zur Sache degradiert hatte.

Der 23.12.1802 bringt die Einführung der Allgemeinen Schulpflicht und ist nicht nur für die Glonner Schule ein Schlüsseldatum. Dies bedeutet nicht nur eine Wende in der Bildungspolitik, sondern auch eine gewaltige Verwaltungsaufgabe. Allein der Schriftverkehr in den Schulakten, die Glonn betreffen, zeigt von der Emsigkeit des Amtsschimmels, der in diesen Zeiten gefräßiger war denn je. Meldung über Meldung muß gemacht werden. Damals sicher ein Greuel für jeden Pfarrer und Schulmeister; heute sagen wir „Gott sei Dank“, denn damit wird uns in jene Tage Einsicht gewährt.

Warum alles so zögernd vor sich ging, war nicht nur die Bildungseinstellung der breiten Bevölkerung, sondern auch deren Armut. Aber auch dem Staat ging es nicht anders. Plötzlich, allerdings lange vorbereitet, brachte der Staatsarchitekt Graf Montgelas eine Lösung auf den Tisch: Säkularisation. Endlich schienen durch die „Demolation“ und oder den Verkauf von „entbehrlichen“ Landkirchen die dringend gebrauchten Geldmittel für den Aufbau von Schulen und Schulhäusern in greifbarer Nähe. In unserer Gemeinde waren es die Kirchen in Schlacht, Steinhausen, Doblberg, Kreuz und Georgenberg, die für derartige Zwecke in Frage kamen – für die Glonner Schule.

Die Säkularisation hatte es aber nicht nur auf die Landkirchen abgesehen. Einen Schwerpunkt bildete die Aufhebung der Klöster. Gewaltige Vermögensmassen mußten zur Finanzierung des Staates an den Mann gebracht werden. Eine zusätzliche Verwaltungsaufgabe, die um so mehr Kräfte verbrauchte, als wohlgeordnete Klosterverwaltungen wegsäkularisiert waren. Die Verwaltung konnte ihre Aufgaben nur schwer bewältigen. Welch ein Glück für unsere Landkirchen, denn die Verwaltung verwertete natürlich erst die großen Objekte. Zum anderen sanken durch das Überangebot natürlich auch die Preise. Und so dauerte es in unserer Gemeinde bis zum Jahr 1815, bis die Säkularisationsakten geschlossen wurden. Lediglich die Kirchen in Steinhausen und Doblberg wurden abgerissen. Für die Finanzierung der Glonner Schule fiel aber nichts ab.

Vermutlich war Pfarrer Frank der letzte Schulinspektor aus Glonn für die Glonner Schule. Die Schulinspektionen sind jetzt überörtlich. 1801 ist hierfür Pfarrer Schraner aus Aying zuständig und 1803 Pfarrer Müller aus Egming. Als umliegende Schulen werden die Schulen in Altenburg (Moosach), Oberpfraunheim, Alxing und Höhenrain genannt.

Allmählich werden die Schulkinder auch geprüft. Von Februar bis April 1802 sind solche Prüfungsdokumente vorhanden. „Schriften von hiesigen Schulkindern“ wurden in einem Umschlag der Schulbehörde eingereicht. Es handelt sich vermutlich um Diktate. Eine Bewertung ist nicht angebracht. Vermutlich hatte Lehrer Böck nur die besten Arbeiten eingereicht, auch deswegen, um sein Können zu rechtfertigen.

Das Glonner Schulgeschehen war etwa ab dem Jahre 1800 von zwei Hauptsorgen geprägt. Die erste war der schleppende Schulbesuch der Kinder, dem zwar die Schulpflicht von 1802 einen kräftigen Impuls gab (siehe auch Kapitel Schulkinder). Von einem durchschlagenden Erfolg kann aber nicht die Rede sein. Es scheint so, daß erst um 1812 von allen die Schulpflicht anerkannt und befolgt wurde. Die zweite große Sorge war das zu kleine Schulhaus, erbaut etwa um 1650 und in einem dementsprechend schlechten Zustand. Über 150 Jahre mußte es vermutlich nur für gut 20 Kinder groß genug sein. Jetzt aber sollte es fünfzig und mehr Kinder fassen. Eine teilweise Auslagerung der Kinder auf das Kooperatoren- und Pfarrhaus war keine Lösung. Ab 1802 wurde ein größeres Schulgebäude gefordert. Fertig war es aber erst 1813 (siehe auch Kapitel Schulhaus).

Die Hauptlast der Einführung hatte Lehrer Böck (siehe Kapitel Lehrer). Der Pfarrer und der Kooperator standen ihm zwar hilfreich, wenn auch kritisch, zur Seite. Die Institution Gemeinde gibt es erst seit 1808.

Vergleicht und bewertet man die Anfänge des Glonner Schulwesens, so kann gesagt werden, daß Glonn schon sehr früh in Sachen Schule eine beispielhafte Entwicklung nahm. Zu verdanken ist dies in erster Linie sicher den Pfarrherren, die nicht nur ihr Wohlwollen gegenüber der Schule zeigten, sondern auch über das Kirchenvermögen und der Armenseelenbruderschaft die finanzielle Unterstützung nicht versagten. Diese Entwicklung ist aber auch der Weitsicht der Wirtin Magdalena Zächerlin zu verdanken.

KINDER UND SCHULBESUCH DER SCHULE GLONN

Erste Aufzeichnungen über die Zahl der Glonner Schulkinder entnehmen wir einer Meldung über die Glonner Schulverhältnisse vom 08.08.1793. Die „schulgeldzahlenden“ Kinder kommen aus folgenden Ortschaften: Glonn 7, Frauenreuth 2, Adling 1, Mattenhofen 2, Georgenberg 1, Doblberg 1, Westerndorf 1, Haslach 2. Insgesamt waren dies 17 Kinder. Die Eltern, die in Sachen Schulgeld als „unvermögend“ eingestuft waren, mußten für ihre Kinder kein Schulgeld bezahlen. 1802 waren dies knapp 20% der Kinder. Nehmen wir diese Quote auch für 1793, so könnten wir insgesamt ca. 22 Schulkinder annehmen. Hinzu könnten einige Kinder aus der Pfarrei Egming (Münster, Schlacht, Kastensee, Reinstorf, Kreuz) kommen.

Schulinspektor Pfarrer Müller aus Egming schreibt am 31.01.1802: „Mit Anfang November (1801) wurde nach vorgehender Verkündigung die Schule zu Glonn und Egming eröffnet, die Sache kam gleich anfangs ins Stocken indem nicht alle,... bei weitem nicht alle schulmäßigen Kinder erschienen sind und von den Anfängern schon wieder mehr als der halbe Theil ausgeblieben ist“.

Pfarrer Schraner aus Aying berichtet am 10.02.1802, daß Kooperator Walzl aus Glonn „mehr als 70 kleine Kinder an sich zog“.

Kooperator Walzl berichtet am 14.05.1802, daß der Schulbesuch bis Ostern ziemlich nachgelassen hat. Kinder sind in drei Klassen aufgeteilt. Jeweils eine hat Unterricht.

Lehrer Böck erstellt am 30.07.1802 eine Statistik über den Schulbesuch im vergangenen Schulquartal (13 Wochen). Nachfolgend eine Auswertung:

1. Klasse: 16 Knaben, davon gingen 10 nicht zur Schule, alle 13 Wochen ging nur einer. 25 Mädchen, davon gingen 7 nicht zur Schule, alle 13 Wochen gingen nur 3.
2. Klasse: 23 Knaben, davon gingen 12 nicht zur Schule, alle 13 Wochen ging keiner. 19 Mädchen, davon gingen 16 nicht zur Schule, alle 13 Wochen ging keines.
3. Klasse: 18 Knaben, davon gingen 7 nicht zur Schule, alle 13 Wochen ging keiner. 3 Mädchen, davon gingen alle zur Schule, alle 13 Wochen ging keines.

Von den 104 schulfähigen Kindern (57 Knaben und 47 Mädchen) besuchten demnach nur 52 die Schule. Davon allerdings nur insgesamt 4 alle 13 Wochen. Der Rest besuchte die Schule im betreffenden Quartal zwischen einer und 12 Wochen. Der durchschnittliche Schulbesuch

aller 52 Schulkinder war 7.62 Wochen (= 59%). Lediglich der Schuster von Adling schickte seine drei Kinder alle 13 Wochen zur Schule. Der Schuster ist in einer Liste von 1803 allerdings als „unvermögend“ eingestuft, so daß er selbst kein Schulgeld zu bezahlen hatte. Die Eltern der Kinder, die nicht zur Schule geschickt wurden, mußten gemeldet werden. Die Antwort dieser Eltern war, sie hätten ihre größeren Kinder zur Arbeit gebraucht. Im übrigen hätten sie die Kinder gerne zur Schule geschickt, wenn diese nur wollten.

Am 11.12.1802 meldet das Landgericht Schwaben, daß in Glonn bei 85 schulfähigen Kindern für 70 das Schulgeld bezahlt werden könne.

In einer Statistik, die Lehrer Böck per 30.11.1802 über den Schulbesuch vom 1.9. bis 30.11. angefertigt hat, ist leider nur die erste Klasse erhalten. Demnach waren dies 39 schulfähige Kinder. Davon ist bei 11 kein Schulbesuch zu verzeichnen. Nur 2 absolvierten ihre 13 Wochen. Der durchschnittliche Schulbesuch der 28 Schulkinder war 6,68 Wochen (= 51%).

Mit Verordnung vom 23.12.1802 wurde die Allgemeine Schulpflicht eingeführt. Ein neues Verzeichnis der schulfähigen Kinder in der Pfarrei Glonn (Beginn des 6. bis Vollendung des 12. Lebensjahres) muß erstellt werden. Pfarrer Frank reicht es am 28.01.1803 ein. Demnach gibt es 105 schulfähige Kinder. Sie gehören zu 67 verschiedenen Elternhäusern. Davon sind 54 als „vermögend“ und 13 als „unvermögend“ eingestuft. Von den 105 Kindern sind 26 aus „unvermögenden“ Elternhäusern. Hinzu kommt das Verzeichnis des Pfarrers Müller aus Egming für die Orte Schlacht, Reinstorf und Kastensee. Es sind dies 15 Kinder. Die Eltern sind alle als vermögend eingestuft.

Die Einführung der Schulpflicht (23.12.1802) wurde in Glonn erst am 23.01.1803 verkündet. Eine Statistik vom 26.02.1803 zeigt uns für Monat Februar 1803 folgende Schulpflicht: 119 Kinder (Pfarrei Glonn und Teil Egming). Von den 476 (119x4) möglichen Schulwochen wurden nur 276 besucht. Der durchschnittliche Schulbesuch war also 2,31 Wochen, oder 58 % von 4 möglichen Wochen. Darunter waren 47 Kinder (39%), die die Schule keine einzige Woche besuchten. Vor Einführung der Schulpflicht, ein knappes Jahr vorher (2. Quartal 1802) besuchten von 104 schulfähigen Kindern nur 52 (50%) die Schule. Der durchschnittliche Schulbesuch der Schulkinder lag bei 59% – umgerechnet auf die schulfähigen wären dies nur 29,5%. Jetzt sind es 58% aller schulfähigen/schulpflichtigen Kinder. Also fast doppelt soviel. Die Einführung der Schulpflicht steigerte also die Zahl der Schulkinder von 50 auf 60%, gemessen an den schulfähigen Kindern und erhöhte die Anwesenheitsquote deutlich. Ob

sich die Erhöhung des gesamten Schulgeldes ebenso entwickelt hat, dafür gibt es keinen Vergleich. Für das Quartal Dezember bis Februar 1802/3 wurden jedenfalls nur 55% des Schulgeldes bezahlt und 45% waren Ausstände.

Bei der Planung für ein neues Schulhaus geht Kooperator Waltl am 16.03.1803 von 130 schulfähigen Kindern aus.

Lehrer Böck meldet am 08.04.1803 112 Kinder aus folgenden Orten, die die Schule besuchen sollen: Aus der Pfarrei Glonn: Glonn 22, Adling 10, Westerdorf 4, Haslach 8, Balkham 8, Herrmannsdorf 3, Wetterling 6, Doblberg 1, Mecking 3, Straß 1, Mühlthal 5, Ursprung 3, Steinhausen 1, Spitzentränk 1, Gailing 3, Georgenberg 2, Am Berg 1, Zinneberg 1, Frauenreuth 2, Hafelsberg 2, Mattenhofen 9, Überloh 1. Aus der Pfarrei Egming: Schlacht 5, Reinstorf 2, Münster 2, Reienthal 1, Lindach 2, Kastensee 3.

Laut einem Antrag des Pfarrers Amann vom 26.01.1804 umfaßt der Schulsprengel Glonn zu den oben genannten Orten noch die Orte Sonnenhausen, Ödenhub, Filzen und Kreuz.

In einem Schreiben vom 19.08.1810 ist die Rede von

DIE GLONNER LEHRER

- 1642 Kazmair Balthasar † 29.3.1642 in Glonn (PA) Vorher Richter in Markt (SG 266)
- 1652 Belaz Georg (Taufbuch Glonn PA) als Vater oder Pate eines Kindes erwähnt
- 1675 Kohl Mathias (Taufbuch Glonn PA) als Vater oder Pate eines Kindes erwähnt
- 1712 Brener Sebastian † 8.5.1712 in Glonn (PA)
- 1717 Ebersperger Jakob (STA)
- 1720 Kolmberger Johann-Adam, Organist und Schulmeister, ist Vice-Sekretär der Armen-Seelen-Bruderschaft zu Glonn
- 1762 Holl Matthias † 29.6.1762 in Glonn (PA) * 1692 ist 1712 Lehrer und Organist in Schweinbach, Dekanat Egenhofen
- 1766 Zink Michael † 10.4.1766 in Glonn (PA) * 1732

1766 – 1795 Knöpferl (auch Höpferl) Martin

*1730 als ehelicher Sohn eines Schneidermeisters aus der Hofmark Mitter- und Oberoffendorf, nächst Ingolstadt, Pflegegericht Riedenburg. War von der Schulkommission nie förmlich geprüft. Wurde vom Glonner Pfarrer Franz Kalter (1758 – 66, vorher Domkapellmeister in Freising) 1766 „examiniert“ und als Lehrer, Cantor und Organist angestellt. Er hatte keinen Mesnerdienst zu verrichten. In „Kunst“ war er nicht erfahren und besaß kein „Bauerngüt“. 1768 hat er für den Bau der Kirche einen Gulden gespendet. Er ist verheiratet und hat kein Kind. Er war 1793 bereits krank. Er wohnt im Schulhaus, das zum Pfarrhofe gehörte. Er starb am 26.04.1795. Die Wit-

schulfähigen Kindern von mehr als 200 Familien. Dabei werden 100 Schulkinder genannt.

Am 26.09.1810 heißt es von über 100 Kindern.

Am 09.12.1811 werden 8 Eltern gemeldet, die ihre Kinder nicht zur Schule schickten.

In einem Schreiben des Landrichters Sartory vom 04.07.1812 heißt es, daß nach der neuesten königlichen Verordnung die Distriktschulinspektoren diejenigen Elternhäuser „vorzurufen“ haben, deren Kinder die Schulpflicht vernachlässigen, um sie an ihre Pflichten zu erinnern. Wenn dies nichts nütze, sei das Schulgeld zu verdoppeln (nur für diese).

Die Schulpflicht dürfte sich nun durchgesetzt haben, denn aus der Chronik von Pfarrer Niedermair entnehmen wir, daß 1814 46 Knaben und 65 Mädchen, also insgesamt 111, die Schule besuchen. 1815 sind es nur mehr 39 Knaben und 44 Mädchen, also 89 Kinder. Warum dieser starke Rückgang? Wir wissen es nicht. Von 1822 bis 1831 wächst die Schülerzahl von 96 auf 130. Ein Schreiben vom 10.10.1836 gibt 142 Werktagsschulkinder an.

we (* 1733) hat die Schule fortgehalten (bis 1796). „Die größeren aber, welche schreiben lernen wollten, sind ausgeblieben“. Die Witwe wohnte noch im Schulhaus bis zu ihrem Tod am 27.06.1806 und hat noch ein Jahr lang das Deputat für den Orgeldienst erhalten. Sie hatte, außer Bett, Kleidern und Hausrat kein Vermögen. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie mit Handarbeit, Spinnen, Bleichen und „Beihaltung“ in den Küchen von Privathäusern.

1795 – 1796 Schretter Simon, *1756, als Aushilfe

Er war seit 1793 „provisorio“ Lehrer in Helfendorf, „bis ein besserer Dienst auf ihn zukomme“. Er bewarb sich 1795 für die vakante Schulstelle in Glonn mit dem Hinweis, daß ihm bereits 1791 eine bessere Stelle versprochen wurde. Er kann auch „Orgelschlagen und Singen“. Schretter ist ledig. Den Mesnerdienst könne man ihm nicht anvertrauen, weil er „unbemittelt“ ist, wegen der Gerätschaften (Paramente usw.). Außerdem passe der Mesnerdienst nicht zum Chordienst. Es sei denn, der Lehrer hält sich für den Mesnerdienst einen „Adjutanten“. Schretter war bereits geprüft, aber der „Illuminateneid“ (daß er kein „Aufklärer“ sei), ist noch abzulegen. Eine Anstellung erfolgte aber nicht, da der Glonner Pfarrer Frank über Schretter erfahren hat, daß dieser zuwenig Schulstunden halte, er sei dem Trunk ergeben und er habe sich auch schon mit den Bauern gerauft und geschlagen. Er ginge auch nur deshalb nach Glonn, damit er heiraten könne.

Schretter gibt nicht auf und übermittelt einen „falschen“ Brief des Glonner Mesners Blaumüller, der ihn scheinbar denunziert hatte. Auf dem Schreiben Schretters an Pfarrer Frank ist noch vermerkt, daß der Empfänger dem Boten eine Halbe Bier für seine Mühe zahlen solle. Als Schretter nun endlich nicht genommen wird, stellt er den Glonnern für seine Aushilfen eine saftige Rechnung von 21 Gulden und 27 Kreuzern: 18 Gulden für die Schule von Michael bis Weihnachten, für „Gänge“ nach Glonn und Schwaben und dann für die „Schlagung“ eines Amtes. Von 1802 - 1829 ist Schretter dann Lehrer in Holzolling. Der Lehrerdienst wurde in Glonn zeitweise vom Mesner Blaumüller übernommen bzw. von einem „Präceptoren“, beide konnten aber die „Musik“ nicht, wie es heißt.

1796 – 1814 Bock (Bäck/Beck/Peck) Lorenz
 * 1766, † 1817

Er ist gebürtig in Margerthann Landgericht Voburg und ist einer von den beiden Bewerbern (mit Schretter) nach Knöpferls Tod 1795. Nachdem aber Pfarrer Frank die Erträgnisse erklärt hat, sind zunächst beide „ausgeblieben“. Im Januar 1796 schickt Bock dann die Zeugnisse. Es ist eines für Land- und Dorfschulen vom 04.02.1792 und eines vom Pfarramt Pfaffing, vermutlich Böcks erste Stelle, das „vollkommene Zufriedenheit“ bestätigt. Pfarrer Frank entscheidet sich für Bock. Dieser hat auch bereits den „Illuminateneid“ abgelegt. Beim Schulinspektor Pfarrer Müller aus Egming geht Beschwerde ein, daß in Glonn die vorgeschriebenen Bücher und Lehrart als „lutherisch ausgeschrien“ und daß der Lehrer und der Cooperator Waltl 1798 von Burgrain kommend, ein sehr tätiger Mann, wie es heißt, „viele bittere Vorwürfe zu leiden haben und darum ihr Lehreifer nachlassen dürfte“. Dies berichtet Müller am 31.01.1802 ans Landgericht. Ab Februar 1802 gibt Waltl auch Unterricht. Der Pfarrer von Aying, Schraner, schreibt ans Landgericht, Bock verderbe die Kinder aus Unwissenheit oder Eigensinn. Die Antwort bestätigt, daß Bock ein heimtückischer, stupider und eigensinniger Mensch sei, der insgeheim allen besseren Plänen entgegenarbeitet. Man gedenkt, Bock zu versetzen, denn er ist noch ledig. Unter Bock ging auch der Schulbesuch zurück, denn die Eltern klagen über die „Verführung“ ihrer Kinder. Als Beispiel wird angeführt, daß statt der Vorschrift „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf“ in einem Müllerhaus diktiert wurde: „Mit dem Teufel fang an ...“. Auch die Hofmark Zinneberg bestätigt, daß Bock die „neue Lehrart“ nicht behagt. Das Verhältnis zwischen Bock und Waltl ist nicht das beste, zumal auch Bock in der „Zechstube“ verbreite, „die neue Schule könne nicht lange dauern, die alte sei besser, die Kinder lernten mehr“. Bock sage auch: „Er habe schon so lange Schule gehalten und müsse jetzt seine Lehrart ändern ...“. Außerdem beklagt er sich, daß er im Zölibat lebe und müsse selber kochen, denn im Wirtshaus bräuhete er doppeltes Geld. Dies berichtet Waltl ans Landgericht und fügt hinzu, er nähme die Kinder zum Schuhe-

putzen und Wasserholen, daß er wegen des Orgeldienstes öfters abwesend sei und daß er selbst nicht am besten lese, weder schön noch richtig schreibe und falsche Religionsbegriffe habe. Im Dezember 1802 (Einführung der Schulpflicht) wird Bock Waltl unterstellt. Eine seiner ersten Forderungen ist die nach einem neuen Schulhaus.

Bock hat sich scheinbar doch geändert. Im Februar 1804 quittiert er ein Schulgeld. 1804 muß er sich noch immer die Wohnung im Schulhaus mit Knöpferls Witwe teilen. Am 10. Januar 1805 schreibt Pfarrer Amann (seit 1804 in Glonn) ans Landgericht, daß Bock das Ansuchen gestellt habe, er wolle heiraten. Er befürworte es für den Lehrer in vieler Hinsicht, weil es anständiger sei, wenn er verheiratet wäre. Wenn der Lehrer aber sterbe, würden Frau und Kinder einander zur Last fallen. Der mittlerweile im vierzigsten Lebensjahr stehende Bock erscheint mit seinem Wunsch auch vor dem Landrichter Satory und bittet um Heirat. „Der Gegenstand seiner Verhehlung“ sei zwar nicht vermögend, aber sie sei eine „nähend, spinnend, strickend und anderes weibliches“ sehr geschulte Person und könne ihn als Lehrerin in der Industrieschule (Handarbeit für Mädchen) an die Hand gehen. Der Heiratswunsch beschäftigt auch die Gemeinde. Franz Kraner aus Westerdorf, Obmann und Melchior Kugler aus Doblberg erscheinen ebenfalls vor Satory und erklären für die Gemeinde, daß sie nichts gegen eine Heirat hätten, allerdings mit der Einschränkung, daß die Gemeinde gegebenenfalls nicht für die Witwe aufkommen könne. Das Gesuch geht weiter an das churfürstliche Schul- und Studiendirektorium in München. Von dort wird entschieden, daß Bock nicht heiraten dürfe, weil die Gemeinde sich weigert ggf. für Witwe und Kinder zu sorgen. Bock muß also ledig bleiben.

1806 geht Cooperator Waltl als Benefiziat nach Jakobsbairn. Wann Bock wieder die Schulleitung bekam, ist nicht verzeichnet. Sein Verhalten muß sich aber gebessert haben, denn 1807 lobt ihn Pfarrer Amann in einem Zeugnis, daß er sein Geschäft mit allem Eifer versieht und daß er mit „rastloser Bemühung“ die „Pocken-Einimpfung“ zu verbreiten sucht. 1805 starben nämlich in der Gemeinde 50 Kinder an „Kindsblattern“, weil sie „aus Eigensinn und Halsstarrigkeit der Eltern“ die Impfung verweigerten, so schreibt Pfarrer Amann im Sterbebuch. Weiter gibt der Pfarrer Zeugnis, daß Bock das Zutrauen seiner „Zöglinge“ zu gewinnen weiß. Auch ein guter Lebenswandel wird bestätigt. Das besagte Zeugnis gibt Bock weiter, nennt dabei auch selbst seine Verdienste, aber auch seine Sorgen, schildert seine finanziellen Verhältnisse und bittet um eine Zulage. Eine Aktennotiz zeigt, daß er für eine Zulage bereits vorgemerkt ist.

1808 beschwert sich Sebastian Schwarz aus Adling über den Lehrer: „Der Schullehrer in Adling bedient sich für seine Schulkinder eines Riemens mit Knöpfen und schlägt mit solchem selbe meistens auf den Kopf, welches

sehr schädlich und gefährlich ist. Den kleinen Knaben von sieben Jahren schlug er mit diesem Riemen so lange auf den Kopf, daß er einige Zeit ganz wahnsinnig war“. Er schickt seinen Knaben nun in die Schule nach Altenburg, müsse aber trotzdem das Schulgeld nach Adling bezahlen. Weiter meint der erboste Vater: „Entweder muß demselben das barbarische Schlagen verboten, oder der Schulzwang abgestellt werden“. Die Beschwerde geht weiter. Es wird allerdings festgestellt, daß es in Adling keine Schule gebe. Der Kläger wird als „unrichtiger Vogl“ dargestellt. Hintergrund der Klage dürfte gewesen sein, daß das Kind nach Altenburg zur Schule gehen sollte, vielleicht wegen des geringeren Schulgeldes, oder daß das „Schulschwänzen“ in Glonn nicht auffalle. Zwei Monate später stellt der Schulinspektor Pfarrer Müller aus Egming fest, daß der Lehrer von Glonn „zwar einen Riemen, aber ohne einzigen Knopf habe“. Im übrigen verteidigt er Böck als guten Lehrer.

DAS EINKOMMEN DER GLONNER LEHRER

Allgemeines zum Schulgeld

Das Schulgeld ist eine Zahlung für die Leistung des Lehrers, das die Eltern der Schüler zu entrichten haben. Hierfür gab es zum Beispiel in München schon im Jahre 1300 eine Bestimmung, wonach unter anderem für das ganze Jahr Schulgeld zu bezahlen habe, wer die Schule 8 Tage besuche. Die Höhe des Schulgeldes war manchmal auch an die in Anspruch genommenen Fächer gekoppelt. Mit der Bildung der Zünfte bildeten sich auch Schulmeisterzünfte, um vermutlich auf die Höhe des Schulgeldes Einfluß zu nehmen, denn es war über viele Jahrhunderte das Haupteinkommen der Lehrer. Die Schulgeldeinkünfte der Lehrer waren natürlich einem ständigen Wechsel unterworfen, hervorgerufen durch die Zahl der Schüler. Diese war wiederum abhängig von den Bildungsansprüchen der Zeit und vom Einkommen der Eltern. Oft genug mußte deshalb eine Kirchenkasse ein Lehrereinkommen aufbessern, um die Existenz eines Lehrers am Ort zu sichern. Erst mit der Einführung der Allgemeinen Schulpflicht von 1802 wurde ein einheitliches Schulgeld vorgeschrieben.

Das Einkommen der Glonner Lehrer

Über den Lebensunterhalt eines Glonner Lehrers erfahren wir erstmals im Visitationsprotokoll von 1560. „Ist von der gmain vnd khindern erhalten worden“, so heißt es. Der häufige Lehrerwechsel zu dieser Zeit läßt vermuten, daß ein Lebensunterhalt nicht gesichert war.

Von einem ersten regelmäßigen Lehrereinkommen ist erst 1647 die Rede. Es war die Zeit des Pfarrers Melchior Schmalzmair. Der Lehrer erhielt von der Kirche jährlich 50 Gulden und ein Drittel des Zehents an 4 Anwesen in Münster, der ursprünglich der Wirtin Magdalena Zächerlein aus Glonn (heute Postwirt) zustand. Die Höhe dieser

Ein weiteres Lebenszeichen von Böck haben wir mit seinem Brief vom 09.12.1811 an das Landgericht. Er beklagt seine Lage. Wegen des angebauten Schulzimmers würde das Holzgeld von vier Kreuzern je Kind nicht mehr ausreichen und man müsse frieren. Er stellt fest, daß die Schule einen „Setzkasten, Tabellen und so anderes“ nötig hätte. Wegen des schlechten Schulbesuches und des ausstehenden Schulgeldes beklagt er sich über die nachlässigen Eltern. Wenn das Schulgeld eingehe, gedenke er Lehrmittel selbst zu kaufen.

1814 verläßt Lehrer Lorenz Böck Glonn. Er hat rund 300 Gulden Außenstände. Er tritt sie per Protokoll an seinen Nachfolger Roman Hirschböck ab. Böck, nun 48-jährig und seit 18 Jahren in schwierigster Zeit Lehrer in Glonn, geht an die Schule nach Aying. Am 15.11.1817 verstirbt er dort – immer noch ledig.

Zahlung war vom landwirtschaftlichen Ertrag abhängig. Für 1803 wurden zum Beispiel 40 Gulden angenommen.

Über ein Glonner Lehrereinkommen erfahren wir erst wieder in der pflichtgemäßen Anzeige des Lehrers Knöpferl vom 03.08.1793. Neben seinem Einkommen ersehen wir hieraus auch die vielfältige Beanspruchung von Knöpferl. Seine „anbeständige Besoldung“ als Jahresverdienst gliedert sich wie folgt auf: Organistendienst in Glonn 6 Gulden, in der Filiale „Payern“ 8 Gulden, Frauenreuth 5 Gulden, Adling 4 Gulden, Haslach 8 Gulden, Georgenberg 20 Kreuzer, Doblberg 20 Kreuzer und Steinhausen 20 Kreuzer. Hinzu kommt der „Vorsingergulden“. Knöpferl erhält auch 4 Gulden für Organistendienste vom Sankt Leonhards-Filialgotteshaus in Siegersbrunn in der Hohenbrunner Pfarrei. Die Glonner Armenseelenbruderschaft gibt ihm 4 Gulden. Weiter setzt Knöpferl 2 Gulden für Hochzeiten und 4 Gulden für Begräbnisse an. Auch die „Payrer Kuntzen“ wollen ihn so dann und wann für „Leichen oder Hochzeiten“ haben. Mit den Jahrtagen in Glonn und Frauenreuth, die er mit 47 Kreuzern bzw. mit 14 Kreuzern ansetzt, hat Knöpferl somit aus dem Organistendienst ein Jahreseinkommen von 48 Gulden und 1 Kreuzer.

Aus dem Schuldienst setzt er jährlich 10 Gulden an. Das Schulgeld wird ihm „quaterberlich gereicht“ (vierteljährlich) und beträgt pro Quartal und Kind 15 Kreuzer, also jährlich einen Gulden. Bei 17 schulgeldzahlenden Kindern wären dies 17 Gulden. „Aber bei Heu- und Arndtzeiten kommen sie nicht immer“ und so sind eben nur 10 Gulden anzusetzen. Naturalien erhält der Lehrer nicht. Er muß sich also alles kaufen außer „Glaubholz“, wie er angibt. Sein Gesamtjahreseinkommen gibt er mit 59 Gulden an. Als Schullehrer besitze er keinen anderen Dienst

als den „Organistendienst, Mitsingen und Orgelschlagen“. Er habe „keinen Mesnerdienst, Prokurator-Cantor oder Hochzeitladersdienst“. Pfarrer Frank bestätigt die Meldung Knöpferls „daß er nichts verhalten habe“.

Aus dem Schuldienst resultiert also der weitaus kleinere Teil des Lehrereinkommens. Dies dürfte aber nicht dem Zeitaufwand entsprechen, denn der Vorteil der mietzinsfreien Wohnung im Schulhaus ist dem Einkommen aus dem Schuldienst zuzurechnen. Das gemeldete Einkommen ist vermutlich eine Bestandsaufnahme des letzten Jahres, aber kein beständiges und bestimmt nicht zu hoch, denn mit Schreiben vom 08.08.1793 schlägt das Landgericht eine „Stabilisierung“ des Gehaltes vor, daß dem Lehrer ein gewisser Anteil am „Brautgulden“ zu bewilligen sei und daß statt dem „ungewissen“ Schulgeld eine jährliche „hoffußmäßige“ (nach Hofgrößen) Geldabgabe besser wäre. Der Vorschlag des Landrichters wurde scheinbar angenommen, denn am 27.10.1795 ist von einem Lehrergehalt von 66 Gulden die Rede.

Mit Schreiben vom 17.09.1802 des Kooperator Waltl ans Landgericht Schwaben erfahren wir, daß „das wöchentliche Schulgeld zu 2 Kreuzer auch mancher Vermöglicher ungern zahlt“. Einem Schreiben von 1803 entnehmen wir, daß das Schulgeld nicht über das ganze Jahr über gleich hoch war, sondern nur vom 8. Oktober bis 1. Mai 2 Kreuzer die Woche betrug. Ab 1. Mai bis Mitte Juli war es dann nur 1 Kreuzer. Und während der „Aerndte-Zeit“ wurde kein Schulgeld verlangt. Weiter führt Waltl aus, daß der „unfleißige“ Besuch auch eine Folge des Schulgeldes sei.

Ende 1802 konnten von 85 schulfähigen Kindern 70 das Schulgeld bezahlen. Dies berichtet Landrichter Widder an das churfürstliche General Schul- und Studiendirektorium. „Die Erträgnisse des Schuldienstes in Glonn bestehen lediglich im Schulgelde, so für die Kinder bezahlt wird“. Im Gegensatz zur Meldung des Kooperators schreibt er noch immer von 15 Kreuzern pro Quartal, also einen Gulden pro Jahr und Kind, insgesamt also 70 Gulden. Sein Vorschlag wäre, das Schulgeld auf 140 Gulden zu verdoppeln wie bei anderen Schulen auch. „Welches treylich noch nicht hinreichend ist einen verheiratheten Mann zu ernähren“, so schreibt er weiter. Zum Schuleinkommen kommt noch das des Organisten. Hier werden noch 43 Gulden und 11 Kreuzer genannt, zuzüglich „ein unbestimmter Ertrag von Hochzeiten und Todtenfällen“. Auch Widder ist gegen ein Schulgeld. „Es soll in ein Fium für die Begüterten umgewandelt werden“.

Es scheint so, daß die Meldung des Landrichters eine sehr „lehrerfreundliche“ gewesen ist. Lehrer Böck selbst macht am 09.04.1803 eine Einkommensmeldung an das Landgericht. Er gibt an: 5 Gulden ständiges Gehalt von der Armenseelenbruderschaft, 143 Gulden und 44 Kreuzer Schulgeld von 112 Kindern, 40 Gulden, als den dritten

Teil des Zehent von der Gemeinde Münster, „welchen Magdalena Zächerlin, geweste Wirtin zu Glonn am 2. Dezember 1648 einem zeitlichen Organisten vermacht hat“, 40 Gulden, 20 Kreuzer für den Organistendienst an der Pfarrkirche, den Filialen und der Leonhardikirche Siegersbrunn, 23 Gulden werden noch für Hochzeiten und Todesfälle angesetzt. Das Gesamteinkommen lag damit bei 252 Gulden und 48 Kreuzern. Dieser Betrag entspricht aber nicht dem wahren Einkommen, denn beim Schulgeld, aber auch bei den Hochzeiten und Todesfällen gab es immer wieder Außenstände.

Möglicherweise aber betreffen die Angaben des Lehrers das höchsterzielbare Einkommen, denn nach einer Aufstellung von 1804 (Pfarrer Niedermair) hat der Glonner Lehrer 100 Gulden Schulgeld, ein Organistengehalt für gestiftete Jahrtage von 33 Gulden, einen Dienstzehentengenuß (?) für Kirchendienst 32 Gulden, für Stollgebühren 20 Gulden und für Schreibmaterial 3 Gulden und 48 Kreuzer und damit ein Reineinkommen von rund 167 Gulden.

Auch nach Einführung der Schulpflicht und des Schulgeldes hatte sich die Zahlung des Schulgeldes immer noch nicht restlos durchgesetzt. Auch 1807 noch nicht, dies entnehmen wir einer Meldung. Es gab zwar eine Armenkasse, die Ausfälle zu decken hatte, „weil soviele unfleißige Kinder, wodurch mehr die Armenkasse als die nachlässigen Eltern bestraft würden“, so wird berichtet. Aber auch die Armenkasse war nicht immer imstande oder willens, Ausfälle zu übernehmen. Pfarrer Amann berichtet 1807, daß seit 1804 der Lehrer „gewiß schon 100 Gulden an Schulgeld nachsah“. Und so bemerkt er: „Es ist gewiß traurig, und wer könnte es ihm verargen, wenn sein Eifer... erkaltete“. Pfarrer Amann sieht aber auch die Not der Eltern: „...viele Bauern sind, die oft nicht 6 Kreuzer und manchmal kein Brot im Hause haben“. Er führt weiter an, daß die Kinder „von dem Dorfe Schlacht soviele unter der Armen Zahl stehen, allein ihre Dürftigkeit ist bekannt und man ist genöthigt öfter den einmal mittags den Hunger der Kinder zu stillen“. Auch Lehrer Böck berichtet, daß durch „die zerütteten Kriegsjahre“ auch wohlhabende Eltern außerstande gesetzt wurden das Schulgeld zu bezahlen. Er bittet um eine „Gratifikation“, denn sein wenig Erspartes sei verbraucht und er sieht nicht ein „daß ein Lehrer als einer der nothwendigsten Staatsdiener darben soll“.

Die Schulgeldausstände ziehen sich wie ein roter Faden durch die Glonner Schulakten. 1811 berichtet Lehrer Böck wieder über den allmählich anwachsenden Schulgeldausstand. Er fühle sich jetzt genötigt, die „fahrwärtigen Zahler“ dem Landgericht „darzureichen“. Die säumigen Zahler sind in erster Linie die, die ihre Kinder nicht zur Schule schicken, so vermerkt er weiter. Es handle sich um acht Eltern. Böck beschwert sich auch, daß er bisher für jedes Amt 15 Kreuzer erhalten habe, jetzt aber nur mehr 10

„obwohl es nicht aus seinem Säckel kommt“, er meint damit den Pfarrer. Er bemängelt aber auch, daß ihm von einem Haslacher Bauern „für Organisten- und Kantors- verrichtungen, (und) bei seinem abgehaltenen Hochzeits- amte und einer Kindsleich“ 1 Gulden und 48 Kreuzer vorenthalten wurden.

Im Januar 1812 wird dann der Glonner Gemeindevorsteher, vermutlich Joseph Wenig, vom Landrichter Sartory aufgefordert, das rückständige Schulgeld einzukassieren. Einen Monat später stellt der neue Pfarrer Moser die Frage, ob die Eltern während des Schulhausbaus, wenn keine Schule gehalten werden könne, Schulgeld bezahlen müssen. Landrichter Sartory stellt fest, daß selbstverständlich der Lehrer, wenn er keine Schule halte, auch kein Schulgeld verlangen könne.

Die ausständigen Schulgelder belaufen sich im Februar 1812 auf 388 Gulden. Die Schuldner von rund 300 Gul-

den können nicht zahlen und die von 90 Gulden „wollen positiv nichts bezahlen“. Die Gemeindevorsteher von Glonn und Egmatting wurden wieder beauftragt, das Schulgeld „einzuliefern“, weiter heißt es „und niemand gabs ihnen“.

Anfang 1814 verläßt Lehrer Böck Glonn und geht an die Schule nach Aying. Er hat rund 300 Gulden Außenstände. Er verzichtet persönlich darauf, tritt sie aber seinem Nachfolger Hirschböck ab.

Einkommensvergleiche (aus J. Brückl, 1200 Jahre Trudering 1972).

Jahreslöhne in Gulden/Kreuzer:	1664	1762	1803
(1 Gulden = 60 Kreuzer)			
Baumeister	18	36	58/23
Oberknecht	12	24	55/15

SCHULHÄUSER IN GLONN

Das erste Glonner Schulhaus

Die Hinweise auf ein erstes Glonner Schulhaus sind nur spärlich, beziehungsweise unvollkommen. Daß es vor dem Schulhaus von 1813 eines gegeben hat, wird allgemein angenommen. Doch seit wann und wo stand es?

Eine erste Nachricht hierüber entnehmen wir einem Schreiben vom 03.08.1793 in Sachen Lehrer Knöpfler: Er wohne im Schulhaus, das zum Pfarrhof gehöre. Ein kleines „Gärtel“ ist auch dabei, in dem er Salat anbaue. „Hat kein eignes Stüberl, so daß man in Austrag gehen könnte“, heißt es weiter. Es war vermutlich nur ein Raum, in dem der Lehrer mit seiner Frau wohnte und Schule hielt. Einem Ortsplan von 1812 ist zu entnehmen, daß dieses Schulhaus vor dem Steinbergeranwesen (heute Kaufhaus Obermaier) stand. Also etwa zwischen dem heutigen Kirchenaufgang (Ost) und der Straße. Das „Gärtel“, von dem die Rede ist, ist in etwa die kleine Pflanzfläche (Dreieck) an der Kirchenmauer. Auch Lehrer Dunks (1840-1868 in Glonn) schreibt, daß „solches dem jetzigen Krämer Steinberger wis a' wis“ stand. Eine elende Hütte, wie er weiter ausführte.

Das Alter dieses Schulhauses entnehmen wir einem Schreiben von Pfarrer Amann vom 20.01.1810. Er schreibt: „Im Pfarrorte Glonn befindet sich ein Schulhaus, das bald nach dem Schwedenkrieg von den Steinen abgebrannter Häuser mit (größtem) Aufwande für die damaligen Zeiten sich emporhob ...“. Zwar war der „Schwedenkrieg“ offiziell erst 1648 zu Ende, in Glonn aber waren die Schweden 1632 und brannten bis auf zwei

Häuser alle nieder. Es ist also anzunehmen, daß Pfarrer Johann Schmalzmair (von 1634-1644 in Glonn) zwischen 1634 und 1644 das Schulhaus erbauen ließ. 1639 hat er die Glonner Armeseelebruderschaft von etwa 1440 erneuert. Diese Bruderschaft war der Bauherr des Schulhauses. Das Grundstück gehörte zum Pfarrhof, wofür dem Pfarrer jährlich 10 Kreuzer Bodenzins (Pachtzins) zu zahlen waren. Als zweiter Initiator käme der Bruder des Vorgenannten, Dekan Melchior Schmalzmair (von 1642, zunächst als Kaplan, bis 1664 in Glonn) in Frage. Er, der für die Glonner Kirche viel getan und in seinem Testament 1000 Gulden dem Grafen Fugger-Zinneberg gab gegen jährlich 50 Gulden Zinsen, wovon jährlich 10 an die Kirche, 10 an die Armeseelebruderschaft, 10 als Jahrtagsstiftung, 10 für arme Schulkinder und 10 Gulden für Hausarme, Witwen, Waisen, Kranke, Kindbetterinnen und Austraglerinnen verwendet werden mußten. Wahrscheinlich war aber Johann Schmalzmair der Initiator, denn es ist anzunehmen, daß nach 1644 (Sterbejahr), das Baumaterial aus den Ruinen von 1632 für einen Schulhausbau nicht mehr vorhanden bzw. verdorben war.

Ein eigenes Glonner Schulhaus schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts, das bedeutet, daß es sich um das erste, rein für Schulzwecke erbaute Haus im Landkreis Ebersberg handeln dürfte. Freilich wurde auch anderenorts Schule gehalten, aber in Pfarr-, Rats-, Mesner- oder Privathäusern. Mit ausschlaggebend war für solch schulfreundliches Verhalten möglicherweise auch die Stiftung der Glonner Wirtin Magdalena Zächerlein von 1648, die den Glonner Schulmeistern bzw. Organisten ihre Zehent-

einnahmen vermachte und damit dem Glonner Lehrer eine Einkommensbasis sicherte. Denn was wäre ein neues Schulhaus ohne einen Lehrer.



Glonn – Ortsplan von 1812 (Staatsarchiv, alte Flurkarte 2443)

Wie bei vielen Häusern wurde damals für die Erhaltung eines Gebäudes nur das allernötigste getan. Leben und Brot mußte den Leuten wichtiger sein. Beim Glonner Schulhaus wird es aber besonders wenig gewesen sein, denn 1801 schreibt der Ayinger Pfarrer Schraner an das Schulamt über die „Glonner Schulhütte, welche für einen Schmierbrenner zu schlecht und zu unbequem wäre“. Kooperator Waltl ließ Löcher zumauern, um gegen Schnee gesichert zu sein, so wird weiter berichtet. Die Forderung nach einer Vergrößerung bzw. nach einem Neubau von Seiten der Schulaufsicht, von der Gemeinde und dem Lehrer wird immer dringender, zumal die Lehrerswitwe Knöpferl auch noch im Hause wohnt. Zunächst (Februar 1802) wird aber nur repariert. Der Glonner Zimmermeister Ferdinand Beham stellt Baufähigkeit fest und macht einen „Überschlag“ für die Dach- und Fensterreparatur von 25 Gulden und 36 Kreuzern. Die Fenster sind „ziemlich undurchsichtig. Tafelgläser würden mehr Licht geben“. Also waren es bislang Putzenscheiben. Die „Überschläge“ erhöhen sich bis Juli, einschließlich der fälligen Maurerarbeiten auf 167 Gulden. In diesem Betrag war vermutlich eine kleine Erweiterung mit einkalkuliert. Der Antrag wird genehmigt, wenn die Bruderschaft dies aus eigenen Mitteln bestreitet. Auf eigene Kosten läßt der Kooperator den Schulraum „weißeln“ und die Bänke ausbessern. Er hält mittlerweile auch in seiner

Wohnung (wo das Schulhaus von 1813 stand) Unterricht, denn 104 schulpflichtige Kinder sind vorhanden, wovon allerdings nur die Hälfte zur Schule kommen.

Im Herbst 1802 wird nun die Erweiterung des Schulhauses ins Auge gefaßt, aber Handwerker sind nicht zu bekommen und so setzt man auf das Frühjahr 1803. Dem Kooperator wäre lieber ein Neubau an anderer Stelle, denn das alte Schulhaus „steht auf dem unruhigsten Platz im Dorfe, wo gefahren, geritten und gegangen wird“. Außerdem hält er das Grundstück für zu klein, denn er rechnet die „schulfähigen“ aus der eigenen und den umliegenden Pfarreien auf 130, mit den 12- und 13-jährigen wären es sogar 150 Kinder. Er weiß, daß ein Neubau erst in ein paar Jahren realisiert werden könnte und hat auch hierfür schon einen Finanzierungsplan: 167 Gulden Reparaturgeld, Verkauf des alten Schulhauses, Verkauf und Abbruch der Filialkirchen Steinhausen und Doblberg (inkl. der Kirchkapitalien), Beiträge der Hofmarken Zinneberg, Wildenholzen und Egmatting (deren Untertanen diese Schule besuchen), Beiträge der Armenseelenbruderschaft, der Pfarr- und Filialkirchen und Sammlungen an Sonntagen. „Haussammlungen werden gering ausfallen, wegen der Abneigung zur Schule“, schreibt er weiter. Einstweilen müsse man mit dem alten Schulhaus auskommen, indem man jede Klasse einzeln, zwei Stunden nacheinander unterrichte und die kleinen, die noch nicht schreiben können, nehme er auf sein Zimmer zum Unterricht, so Waltl.

Ein neues Schulhaus soll gebaut werden

Das Landgericht sah Waltls Argumente ein und will einen Baubeginn schon „baldigst“. Aber zunächst seien vom Maurermeister von Graßing die Filialkirchen von Steinhausen, Kreuz, und Doblberg in Augenschein zu nehmen „was sie an Materialien enthalten und wie teuer die Demolierung komme“. Waltl wird aufgefordert, die Hofmarken wegen Geld- und Materialbeiträgen aufzufordern, einen Platz auszusuchen und vorzuschlagen und einen Käufer für das alte Schulhaus ausfindig zu machen.

Mit Schreiben vom 01.04.1803 werden den Glonnern dann gleich die baurechtlichen Auflagen für ein neues Schulhaus gemacht:

1. Ruhige, freie, gesunde Lage.
2. Die Hauptseite des Hauses muß gegen Sonnenaufgang (Osten) liegen.
3. Die Fenster müssen größtenteils gegen Sonnenaufgang liegen. Die nach Süden müssen Jalousien oder Läden haben.
4. Die äußere Gestalt des Schulhauses muß gefällig und einladend und ein Modell des besten Wohnhauses in der Gegend sein.
5. Das Wohnzimmer des Lehrers (Familie) muß anständig und gesund, abseits des Schulzimmers sein.

6. Wenn Mittel vorhanden, soll außer dem Schul- und Lehrerzimmer ein zweites für die Industrie- und Arbeitsschule entstehen.
7. Geräumigkeit muß Haupteigenschaft des Schulzimmers sein. Für jedes Schulkind sechs Quadratfuß (= ca 0,54 qm – für 100 Kinder also 54 qm).
8. Ist das Schul- und Lehrerzimmer zur ebenen Erde angelegt, so müssen die Fenster fünf Fuß (1,5 m) hoch angelegt sein, damit die Kinder nicht sehen, was auf der Straße geschieht.
9. Frische, gesunde Luft, nicht nur über der Decke, sondern auch am Fußboden.
10. Die Wände nicht mit Kalk weißeln, sondern mit Erdfarben, „ins grüne spielend“.
11. Ober der Haustüre eine Aufschrift: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht“.
12. Vor dem Schulhaus ein freier Spielplatz und daneben ein Schulgarten „oder wenigstens diesen“.

Neben der Finanzierungs- war die Grundstücksfrage das Hauptproblem. Walzl stellt fest, daß bei der Verteilung der Gemeindegründe 1802 ein Schulgrund nicht berücksichtigt wurde. So bleibe also nur ein Pfarrgrundstück, weil ja auch das alte Schulhaus auf Pfarrgrund stehe und weil sowieso „bei der allgemeinen Lage nach heuer noch vorzunehmende Einziehung und Veräußerung der Widdumsgründe (Pfarrgründe)“ bevorstehe. Hier hat Walzl auf die Säkularisation angespielt. Pfarrer Frank bietet dann auch zwei Plätze aus Kirchengrundstücken an. Dem Maurermeister gefällt aber keines. Eine Kommission des Landgerichtes Aibling befindet aber das „dem Pfarrhof und der Kirche gegenüberliegende Feld“ für geeignet. Es handelte sich um den Platz in der Nähe des heutigen Pfarrstadels.

Auch der Finanzierungsvorschlag von Kooperator Walzl schien in Ordnung zu sein, lediglich der Erlös der Kreuzer Kirche konnte nicht mehr eingeplant werden, weil das Abbruchansinnen eine „wiedrige Sensation“ der zu Kreuz gehörigen Bauern auslöste. Aber auch mit dem eingeplanten Beitrag der Hofmark Zinneberg gab es scheinbar Schwierigkeiten, denn er wurde mit Schreiben vom 26.04.1803 vom Landgericht angemahnt mit dem Bemerkung, daß sie „für andere Gegenstände freigiebiger ist und selbst den dem Lande unnützen und lästigen Bettelmönchen zu Rosenheim noch im verflossenen Herbst ein beträchtliches Almosen verabfolgen ließ“. Gemeint waren die Kapuziner aus Rosenheim. In diesem Schreiben kommt der Geist der Säkularisation voll auf seine Rechnung. Ende 1803 hatte Zinneberg von 30 fl. 28 bezahlt. Am 12.12.1803 wird auch die Hofmark Egmatting zum wiederholten Male aufgefordert, sich in „Bälde zu erklären“ über die Beiträge und Materialien der Hofmark und der Untertanen. Mittlerweile wird festgestellt, daß

die Filialkirche Steinhausen ein Vermögen von 85 Gulden, die von Kreuz 455 Gulden und die von Schlacht eines von 202 Gulden habe. Ende 1803 kommt auch die „Demolation“ der Kreuzer Kirche wieder ins Gespräch. Aber Franz Schneeberger von Kreuz, Georg Spitzentränker von Schlacht, Markus Huber von Münster und Kaspar E.... von Lindach können den Landrichter Sartory überzeugen, so daß Kreuz stehen bleibt. Sie meinen aber, daß die Kirchen von Georgenberg und Adling, „da bei beiden kein Begräbnis ist“, zum Schulhausbau verwendet werden könnten.

Mittlerweile ist Pfarrer Frank verstorben. Vermutlich war er längere Zeit krank. Das würde die besonderen Aktivitäten des Kooperators Walzl in Schulsachen erklären. Der neue Pfarrer ist Benno Amann. Er stellt die Grundstücksfrage erneut und meint, daß die Gemeinde von der Verteilung her noch einen „Spitz“ hätte, der um einen Pfarrgrund vergrößert, eine Lösung wäre. Die Vergrößerungsmöglichkeit des alten Schulhauses wird ebenfalls wieder in die Diskussion gebracht. Auch hier würde er Pfarrgrund zur Verfügung stellen. Die Entscheidung überlasse er dem Landgericht. Im Februar 1804 wird vom Maurermeister Michael Hainzlmayer aus Grafing wegen der Erweiterung des alten Schulhauses ein „Überschlag“ von 576 Gulden eingebracht. Dies wäre ein Anbau von „15 Schuh“ und entspräche einer Erweiterung auf 100 Kinder. Ein Neubau aber käme auf 1095 Gulden. Mit Schreiben vom 30.04.1804 erfahren wir, daß sich wegen eines Neubaus „solche Anstände ergeben“ und er wegen „nicht vorhandener Baarschaft unterbleiben“ müsse.

Im Juli 1804 wird plötzlich wieder ein Neubau favorisiert, weil eben die Erweiterung des alten vom Platz her nicht möglich ist. Als Grundstück wird die „Furtmüllerpunkt“ genannt. Es ist Pfarrgrund und befindet sich an einem Bach. Neue Pläne und „Überschläge“ sind zu fertigen, die aber nach Aktenlage nicht eingegangen sind. Die General Schul- und Studiendirektion beschließt aber am 31.10.1804 die Erweiterung für 576 Gulden und „ratifiziert“ auch die Kosten. Zur Finanzierung wird vorgeschlagen, „daß hierzu die Bruderschaft in Glonn somit die Barschaft nach Abzug der selbstigen Bedürfnisse geruht, zu concurrieren habe, das noch restige aber durch Konkurrenz von der Gemeinde dem Hoffuß nach erhalten werden solle“. Das heißt: Barvermögen der Bruderschaft nach Abzug der Bedürfnisse und der Rest soll von der Gemeinde zusammen, nach den Hofgrößen gemessen, aufgebracht werden.

Für die Jahre 1805 und 1806 gibt es wegen des Schulgebäudes kein Aktenstück. Die Schule hat aber weder eine Erweiterung noch einen Neubau erfahren, der Landrichter Sartory spricht in seinem Schreiben vom 04.03.1807 wieder die Platzfrage an. Es scheint so, als begännen die Verhandlungen wegen größerer Schulräume wieder von vorne. Neue Pläne werden gemacht. Maurermeister Hay-

den aus Schwaben zeichnet einen Plan für ein Schulhaus mit einer Lehrerwohnung von rund 11 Meter Breite und 15 Meter Länge. Es besteht aus Erd- und Dachgeschoß. Es steht der Länge nach an einem Hang, so daß ein Drittel des Untergeschosses eine Holzlege und einen Kuhstall für etwa zwei Tiere aufnehmen kann. Es könnte sich um das jetzige Pfarrhofgrundstück gehandelt haben. Die „Überschläge“ belaufen sich auf 1363 Gulden.

Bis 1810 passiert nun wieder nichts. Pfarrer Amann schreibt an den „Allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten König“ am 20.01.1810 und appelliert an dessen Gewissen: „Wie nahe höchster selber die Volksbildung am Herzen liege“. Und dann schildert er die Glonner Verhältnisse: „Ein Schulzimmer, dessen Raum kaum 50 Kinder fasst und doch 100 fassen soll, beim hellen Tage nur von mattem Tageslicht erleuchtet, gleicht mehr einem Kerker, als Unterrichtsort, der Lehrer weiß sich vor Regen und Schnee nicht mehr zu schützen, in einem Jahr ist es ganz unbewohnbar und muß einstürzen“. Und er schreibt weiter: „Da soll die liebe Jugend Unterricht erhalten, welches ohnmöglich auf die gehörige Art geschehen kann und einen Schulhausbau unumgänglich nothwendig macht“. Der Platz und der größte Teil der Materialien seien vorhanden, nur an den Lohnkosten mangle es noch. Wenn diese der verarmten Gemeinde aufgebürdet würden, käme der Bau in Jahren noch nicht zustande. Und er führt die Armenseelenbruderschaft an, die 600 Gulden geben sollte. Der Pfarrer bittet hierzu um die Genehmigung.

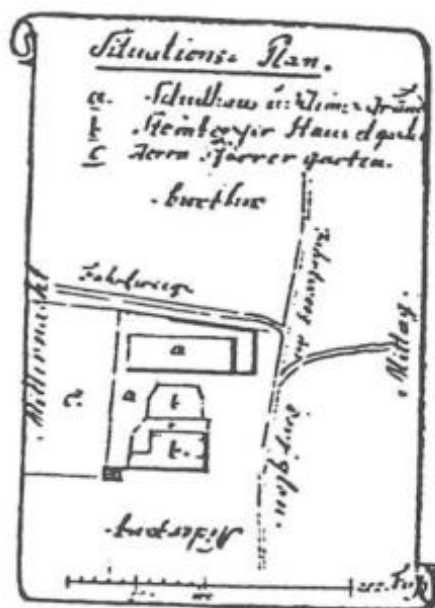
Seit 1808 gibt es auch die politische Gemeinde im heutigen Sinn. Am 04.04.1810 wird auch diese in Sachen Schulhausbau tätig und gibt zu Protokoll, daß sie die Materialien gibt „anstatt barem Geld“. Lediglich der „Handlangerbetrag“ von 64 Gulden wird von den Löhnen, vermutlich durch Eigenleistung, übernommen. Insgesamt wird die Leistung der „Pfarr- und Schulgemeinde“ auf 643 Gulden beziffert. Das Protokoll ist unterschrieben vom Gemeindevorsteher Joseph Wenig und 10 Gemeinderäten. Für dieses Projekt gibt es auch einen Bauplan des Baumeisters Vorherr aus München für 70 Kinder. Der Bauplatz dürfte hierzu in der Nähe des heutigen Leichenhauses zu suchen sein. Dieser Plan kam nicht zur Ausführung.

Planungsgrundlage ist wieder der Hayden'sche Plan von 1808 mit 1363 Gulden. Durch den Verkauf des alten Schulhauses um 70 – 80 Gulden käme eine entsprechende Verbilligung zustande. Beim Vorherr'schen Plan von 1810 bemängelte die Generalkommission das „Kabinett“ (Arbeitszimmer des Lehrers). Weit unentbehrlicher sei da schon der Kuhstall in Haydens Plan. Erstmals wird an ein weiteres Schulzimmer gedacht, „da man 100 Kinder zur gleichen Zeit mit gutem Erfolg nicht unterrichten kann“. Die Platzfrage kommt wieder auf, ob Wirtsacker (heute Leichenhaus), ob Pfarracker (heute Pfarrhof/Kindergarten) oder der alte Platz, geeignet sind.

Ein Schulhaus wird gebaut

Pfarrer Amann stirbt am 26.07.1810. Der Pfarrvikar heißt Xaver Schöpfer. Im November 1810 wird Peter Moser der neue Pfarrer von Glonn. Wir schreiben nun das Jahr 1812. Der Schulhausbau scheint nun schon im Gange zu sein, denn Pfarrer Moser fragt beim Landgericht Schwaben an, ob während der Bauzeit, in der keine Schule gehalten wird, die Eltern Schulgeld zu bezahlen haben. Sartory, der Landrichter, antwortet nach zwei Tagen: „So lange wegen dem Schulhausbau kein Schulunterricht erteilt wird, gebührt demselben (Lehrer) auch kein Schulgeld“. Baubeginn dürfte der Herbst 1811 gewesen sein, denn Lehrer Böck schreibt am 11.12.1811 an das Landgericht: „Zur Beheizung des gegenwärtig neu erbauten Schulzimmers, hat man bereits noch zweymal soviel Holz, als ehevor bym alten Schulzimmer gebraucht wurde, nöthig, folglich sind die 4 Kreuzer die jährlich von einem Schulkinde zum Schulholzankauf dargereicht werden, nicht halb hinreichend“.

Vom 04.02.1812 bis zum 05.02.1814 ist kein Schriftverkehr vorhanden. Es scheint so, als hätte Pfarrer Moser mehr gehandelt als gefragt, denn im Jahre 1813 ist das neue Schulhaus fast fertig. Die bisher genannten Grundstücke fanden keine Verwendung. Nach einer Idee des Pfarrers wurde dem Kooperatorenhaus, das östlich vom Steinbergeranwesen stand, ein Schultrakt von rund zehn Meter angebaut. Der Querschnitt (Erd- und Dachgeschoß) des Hauses blieb gleich. Damit entstand im Erdgeschoß ein Schulraum von rund 56 qm und im Dachgeschoß eine „Industrieschule“ von gleicher Größe, allerdings mit Mansarden. Die frühere Kooperatorenwohnung wurde Lehrerwohnung. Der Kooperator zog ins Pfarrhaus.



Lageplan (seitenverkehrt) für das Schulhaus von 1813

Der Glonner Chronist Pfarrer Niedermair berichtet, daß für die Schulhausfinanzierung von der Armenseelenbruderschaft 900 fl. und von Wohltätern 695 fl. beigesteuert wurden. Was die Gemeinde noch beigesteuert hat, steht nicht fest. An Rechnungen konnten vorgelegt werden: Maurer 128 Gulden 50 Kreuzer, Handlanger 22 Gulden 24 Kreuzer, Hafner 14 Gulden 24 Kreuzer, Kistler 83 fl. – 25x, Nagelschmied 26 fl.-30 x, für Dachplatten 151 Gulden 44 Kreuzer, für Kalk 82 Gulden 12 Kreuzer, für Schmiedearbeiten 26 Gulden 26 Kreuzer, und für Bretter 16 Gulden 45 Kreuzer. Einige kleinere Rechnungen sind vermutlich nicht aufgeführt, denn Niedermair kommt zu belegbaren Gesamtausgaben von 734 Gulden 43 Kreuzer. Das bereitgestellte Kapital liegt aber bei mindestens 1600 Gulden. Es steht fest, daß von den säkularisierten Filialkirchen weder Geld noch Material in den Glonner Schulhausbau gegangen sind. Dagegen wurden Materialien des alten Schulhauses im neuen verwendet. Der Platz des alten Schulhauses wird nun als „Schulgärtlein“ verwendet.

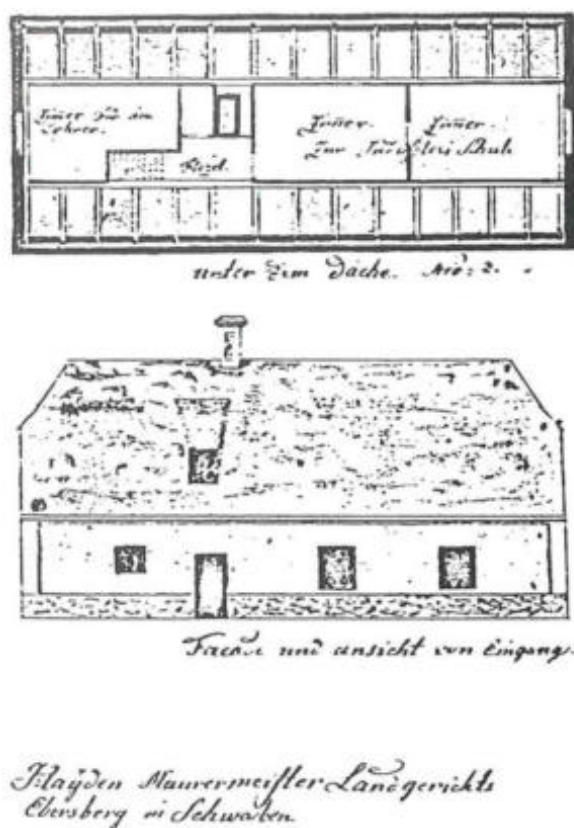
Die selbstherrliche Bauweise des Pfarrer Moser wurde aber von den Behörden nicht hingenommen. Er muß berichten, einen Plan und Kostennachweise einreichen. Maurermeister Hayden aus Schwaben fertigt diesen am 12.03.1814 nach dem bereits gebauten Haus und fügt einen „Überschlag“ über noch nicht ausgeführte Arbeiten

im Werte von 370 Gulden bei. Pfarrer Moser schiebt die Rechnungslegung der Gemeinde zu. Mit Schreiben vom 09.04.1814 wird er zur Rechnungslegung nochmals aufgefordert, da er nur den Plan und den Voranschlag Haydens eingereicht hat. Am 08.06.1814 wurde dann eine Abrechnung vorgelegt. Diesmal fehlten aber die Belege, so daß es zu einer erneuten Beanstandung kam. Der Pfarrer antwortet, er habe die Belege schon vor mehreren Monaten eingereicht. Zu einer weiteren Annahmung kann es dann nicht mehr kommen, denn in einem Schreiben des Landgerichtes vom 30.08.1814 heißt es: „Pfarrer Moser, welcher bei Nacht und Nebel ins Tyrol abgezogen, ließ eine unvollendete Schulhausbaurechnung im Rückstand“.

Die Behörden wollen aber eine vollkommene Abrechnung sehen und so beauftragen sie im März 1815 Maurermeister Hayden und den Zimmermeister aus Schwaben zur Abschätzung des Gebäudes und zur Anfertigung von Kostenvoranschlägen. Hinzu müssen protokollierte Erklärungen der „Werkleute“ geliefert werden. Alles ist dann zur Prüfung einzusenden. „Nach Vorlage der Resultate dieser Vorarbeiten (wird) Entschliebung folgen“. Mit diesem Satz endet das über zehn Jahre dauernde Verfahren wegen des dringend benötigten größeren Schulhauses in Glonn, das aber trotz des umfangreichen Verfahrens nur dem Mut und der praktischen Art eines Orts Pfarrers zu verdanken ist.



Pläne für das Schulhaus von 1813



Suchen:



Nachwuchs Auszubildende

als
Werkzeugmacher/-in

Bieten: Einen sicheren Arbeitsplatz
und gute Aufstiegschancen!



SCHOKOLADEFORMEN
HANS BRUNNER NACHF. PRÄZISIONSMECHANIK
z.H. Herrn Rudolf Schwaiger
Hans Brunner-Str. 1- 85625 Glonn
T: 08093/9086-0